

HEYNE
BÜCHER

JOHN NORMAN

Sklavin auf GOR

FANTASY



John Norman

Sklavin auf Gor

Band 7 des Gor-Zyklus

SCANNED BY ROMULUZ

HEYNE-BUCH Nr. 06/3455

Titel der amerikanischen Originalausgabe
CAPTIVE OF GOR
Deutsche Übersetzung von Thomas Schlück
Das Umschlagbild schuf Vincente Segrelles/Norma

Redaktion: F. Stanya
Copyright © 1972 by John Lange
Copyright © 1975 der deutschen Übersetzung by
Wilhelm Heyne Verlag GmbH & Co. KG, München
Printed in Germany 1984
Umschlaggestaltung: Atelier Ingrid Schütz, München
Gesamtherstellung: Ebner Ulm

ISBN 3-453-30339-3

Der folgende Bericht wurde auf Befehl meines Herrn, Bosk aus Port Kar, niedergeschrieben. Mein Name ist Elinor Brinton. Meine Geschichte ist sicherlich nicht so einzigartig oder seltsam, wie sie sich anhört. Auf der Erde galt ich als schön. Auf dieser Welt bin ich nur ein Mädchen das fünfzehn Goldstücke wert ist. Ich wurde erworben, um in den Küchen im Hause des Bosk zu arbeiten. Händler beschicken die Handelsrouten zwischen dieser Welt und der Erde. So werden unter anderem auch Frauen auf die Märkte dieses seltsamen Planeten gebracht. Ist man schön und begehrlich, muß man um sein Schicksal fürchten. Offenbar dürfen die Menschen hier tun was sie wollen. Mein Herr hat mir aufgetragen diese Welt nicht zu detailliert zu beschreiben. Ich kenne den Grund hierfür nicht, aber ich werde dem Befehl nachkommen. Er hat mir gesagt, ich solle mich hauptsächlich auf das konzentrieren, was mir widerfuhr, ich solle in ersten Linie meine Gedanken und Gefühle niederlegen. Das gedenke ich zu tun. Selbst wenn es nicht mein Wunsch wäre, müßte ich ihm gehorchen.

So mögen denn einige Anmerkungen über meine Herkunft und meine Verhältnisse genügen.

Ich habe eine teure und gute Erziehung genossen — in verschiedenen Internaten und schließlich in einem der vornehmsten Colleges im Nordosten der Vereinigten Staaten. Diese Jahre kommen mir nun seltsam leer vor. Mit dem Lehrstoff hatte ich keine Schwierigkeiten, und selbst wenn unsere Arbeiten einmal schwächer ausfielen, wurden wir selten schlecht benotet. Immerhin waren unsere Eltern reich und stifteten große Summen für die Schulen und Colleges. Auch fiel es mir selten schwer, einen Lehrer zu umgarnen, so daß schon von dieser Seite her die Schwierigkeiten nicht sehr groß waren. In der Schule war ich sehr beliebt, wenn ich auch keine wirklichen Freundschaften schloß. Die Ferien pflegte ich in Europa zu verbringen.

Ich konnte mir gute Kleidung leisten, trug mein Haar geschickt vernachlässigt, wußte Lippenstift, Tuschen und Farben einzusetzen. Wenn ich um Terminverlängerung bei einer wichtigen Arbeit bat, gab ich mich unschuldig — mit einem kleinen Bändchen im

Haar, Jeans und Baumwollhemd, und etwas Farbbandfarbe im Gesicht. Einer der Lehrer, der mir noch am Nachmittag so einen Termin verlängert hatte, erkannte mich am gleichen Abend nicht wieder, als er bei einer Kammermusikveranstaltung im Lincoln Center zwei Reihen hinter mir saß. Er blickte mich zwar fragend an und schien mich in der Pause auch ansprechen zu wollen, doch ich wehrte ihn mit einem kühlen Blick ab. Ich trug Schwarz, das Haar hochgesteckt, Perlenkette und weiße Handschuhe.

Ich weiß nicht, wann ich für mein Schicksal ausgesucht wurde — vielleicht auf einer Straße in New York, auf einem Bürgersteig in London oder in einem Pariser Café. Vielleicht geschah es auch, während ich an der Riviera am Strand lag — oder sogar auf dem Campus meines College. Ich merkte jedenfalls nicht, daß man auf mich aufmerksam wurde, daß man mich im Auge behielt.

Reich und schön, so genoß ich das Leben. Ich wußte, ich war besser als die meisten Menschen und fürchtete mich nicht, der Umwelt auf meine Weise zu zeigen, daß dies stimmte. Interessanterweise reagierten die meisten hierauf nicht mit Zorn, sondern schienen beeindruckt und ein wenig erschrocken. Sie nahmen mich so hin, wie ich mich gab, sie versuchten mir zu gefallen. Ich versuchte mich mit ihnen zu amüsieren, gab mich trotzig, unwillig, gelangweilt — und lächelte dann wieder, um zu Zeigen, daß ich ihnen wieder vergeben hatte. Das wurde stets mit Dankbarkeit aufgenommen. Dabei verachtete ich sie, nutzte sie aus. Sie langweilten mich, ich war reich und schön. Sie waren nichts. Mein Vater erwarb sein Vermögen mit Grundstücksspekulationen in Chicago. Er lebte ganz für das Geschäft. Soweit ich mich erinnere, hat er mich nie geküßt. Auch habe ich nie gesehen, daß er für meine Mutter eine zärtliche Geste übrig hatte. Sie entstammte einer reichen Chicagoer Familie mit allerlei Ufergrundbesitz. Ich glaube nicht, daß sich mein Vater sehr fürs Geld interessierte, das er verdiente, außer daß er mehr verdienen wollte als die meisten anderen. Er wollte vorankommen, aufsteigen — aber es gab immer Leute, die noch reicher waren als er. Im Grunde war er ein unglücklicher, besessener Mann. Ich erinnere mich, wie meine Mutter in unserem Hause Gesellschaften gab, was oft vorkam. Mein Vater erwähnte mir gegenüber einmal, sie sei sein wertvollster Besitz. Er meinte dies als Kompliment. Ich weiß noch, daß sie schön war. Sie vergiftete einmal einen Pudel, der mir gehörte, weil er einen ihrer Hausschuhe zerrissen hatte. Ich war damals sieben Jahre alt, weinte darüber und haßte sie dafür.

Das Tier hatte mich sehr gemocht. Als ich von der Schule abging, kamen meine Eltern nicht zur Abschlußfeier. Soweit ich mich erinnere, weinte ich damals zum zweitenmal in meinem Leben. Vater hatte eine wichtige geschäftliche Verabredung, meine Mutter gab in New York ein Essen. Sie schickte mir allerdings eine Karte und eine teure Uhr, die ich an ein anderes Mädchen weiterverschenkte.

In jenem Sommer starb mein Vater, noch nicht fünfzig, an einem Herzschlag. Meines Wissens lebt meine Mutter noch immer in New York, in der Park Avenue. Aus dem Nachlaß flossen mir etwa siebenhundertundfünfzigtausend Dollar zu, hauptsächlich in Aktien und festverzinslichen Wertpapieren, ein Vermögen, das etwas von der Börsenentwicklung abhing, jedoch sicher angelegt war. Ob mein Vermögen an einem bestimmten Stichtag nun eine halbe oder eine dreiviertel Million betrug, interessierte mich nicht besonders.

Nach meinem College-Abgang mietete ich mich in einem Penthouse an der Park Avenue ein. Ich brachte keine besonderen Interessen auf. Ich rauchte zuviel, trank auch etwas, doch mit Rauschgift ließ ich mich nicht ein, das hielt ich für gefährlich.

Mein Vater hatte zahlreiche Geschäftskontakte in New York und meine Mutter einflußreiche Freunde. Einige Wochen nach meinem Abgang rief ich also meine Mutter an; vielleicht sah sie eine Möglichkeit, mich als Fotomodell unterzubringen. Der Beruf schien mir einen gewissen Pfiff zu haben und mir die Gelegenheit zu bieten, interessante und amüsante Menschen kennenzulernen. Einige Tage später forderten mich zwei Agenturen auf, mich vorzustellen — wobei es sich, wie erwartet, lediglich um eine Formalität handelte.

Meine Karriere als Fotomodell machte mir viel Spaß, obwohl das Ganze nur einige Wochen dauerte. Mir gefallen schöne Kleider, und mir stehen fast alle. Es macht mir Spaß, Posen einzunehmen, obwohl das manchmal auch schmerhaft und ermüdend sein kann. Die Fotografen und Künstler sind im allgemeinen intelligent und witzig, wenn auch manchmal etwas kurz angebunden. Sie waren sehr professionell.

Mein lukrativster Auftrag sollte an einem Mittwoch beginnen. Ich erhielt am Montagnachmittag Weisung, mich zwei Tage später im Studio einzufinden, um neue Bademode vorzuführen. Da ich Dienstag nicht arbeiten mußte, hatte ich meinem Zimmermädchen freigegeben, um mal richtig zu faulenzen.

Am Dienstag schlief ich lange.

Mich weckte die Sonne, die hell durch die Vorhänge schien, und ich reckte mich, schwang die Beine über die Bettkante und suchte meine Hausschuhe. Dann zog ich einen seidenen Morgenmantel an und ging unter die Dusche.

Ich genoß das warme Wasser. Es war ein schöner Tag, ein fauler Tag. Mit geschlossenen Augen streckte ich mich in der Wärme und begann mich abzuseifen.

Als meine Finger den linken Schenkel abrieben, fuhr ich plötzlich zusammen. Da war etwas Fremdes, etwas, das ich noch nicht berührt hatte. Ich beugte mich vor.

Und riß die Augen auf.

Das war gestern abend noch nicht dort gewesen!

Auf meinem Schenkel schimmerte ein Zeichen, etwa vier Zentimeter lang, ein anmutig geschwungenes Zeichen, das auf keinen Fall die Folge einer natürlichen Wunde sein konnte.

Ich rang um Atem und stützte mich an der Wand ab. Wie betäubt wusch ich die Seife fort, verließ das Badezimmer und stellte mich vor den großen Spiegel im Schlafzimmer. Und da begann die Welt um mich zu kreisen, denn auf dem Spiegel, fast dreißig Zentimeter hoch und mit meinem Lippenstift geschrieben, schimmerte mir das gleiche Zeichen entgegen.

Ungläubig starre ich darauf und hielt den Atem an. Dann sank ich ohnmächtig zu Boden.

Ich war gezeichnet.

-2-

Ich weiß nicht, wie lange ich dort vor dem Spiegel lag - nach der Stellung der Sonne zu urteilen, gut eine Stunde. Schließlich richtete ich mich auf Hände und Knie auf und betrachtete mich im Spiegel.

Ich schrie auf.

Um meinen Hals zog sich ein schmales, schimmerndes Stahlband. Es war mir während meiner Bewußtlosigkeit umgelegt worden.

Ich nahm mich zusammen und griff mir in den Nacken, um den Verschlußmechanismus zu lösen. Doch meine tastenden Finger fanden kein Schloß. Ich drehte den Reif langsam herum; er lag

ziemlich eng an. Im Spiegel untersuchte ich den Stahl. Ein kleines, kompaktes Schloß mit einem winzigen Schlüsselloch bildete den Verschluß. Das Band war mir um den Hals geschlossen worden. Buchstaben standen auf dem Stahl, die ich aber nicht entziffern konnte; die Schrift war mir unbekannt.

Jemand war hier im Zimmer gewesen, um mir das Halsband umzulegen. Ich nahm mich zusammen und sah mich um. Aber es war niemand da. Langsam kroch ich zum Telefon und hob den Hörer ab. Aber die Leitung war tot, die Schnur baumelte herab. Tränen stiegen mir in die Augen. Ich hatte einen Zweitapparat in der Wohnung, der sich jedoch auf der anderen Seite der Tür befand. Ich wagte sie nicht zu öffnen. Auch das Badezimmer erschreckte mich.

Ich besaß einen kleinen Revolver, den ich noch nie abgefeuert hatte, an den ich nun aber denken mußte. Ich stürzte mich auf die Kommode und fuhr mit der Hand unter die BHs und Slips in der Schublade und zog die Waffe heraus. Ungläublich starre ich die Pistole an, ohne zu begreifen, was da geschehen war. Die Waffe war zu einem formlosen Metallklumpen geworden und sah aus wie ein Stück geschmolzene Schokolade. Ich ließ das Ding fallen, wehrlos, und begann zu spüren, daß hier mehr mit mir geschah, als sich nach den Begriffen meiner Welt erklären ließ. Ich hatte entsetzliche Angst.

Hastig öffnete ich die Vorhänge meines großen Schlafzimmerfensters. Im Sonnenlicht schimmerte die Stadt mit ihren unzähligen Fenstern und den gewaltigen Wänden aus Backsteinen, Stahl, Beton und Glas — meine Welt.

Doch ich trug hier ein Stahlband um den Hals, das ich mir nicht erklären konnte, ein Zeichen am Bein, das mir ebenso rätselhaft war.

Mit einem vorsichtigen Blick ins Wohnzimmer überzeugte ich mich, daß niemand zu sehen war, und eilte in die Küche. Dort zerrte ich ein spitzes Messer aus der Schublade und sah mich wild um. Aber außer mir war niemand in der Wohnung. Das Messer gab mir ein gewisses Gefühl der Sicherheit, und ich begann das Penthouse zu durchsuchen.

Alle Türen waren verschlossen, von Eindringlingen keine Spur, auch nicht auf der großen Terrasse.

Das Herz schlug mir bis zum Hals, aber ich war froh. Ich

huschte zur Garderobe, um mich eilig anzuziehen und die Polizei zu holen, als es plötzlich an der Tür klopfte.

Ich fuhr herum, das Messer in der Hand.

»Aufmachen!« befahl eine Stimme. »Hier ist die Polizei.«

Ich wurde fast ohnmächtig vor Erleichterung, bis mir aufging, daß ich die Polizei ja gar nicht gerufen hatte. Auch hatte unmöglich jemand meinen Schrei hören können — die Stimme konnte also keinem Beamten gehören.

Meine Gedanken wirbelten durcheinander, als das Klopfen wiederholt wurde.

Ich nahm mich zusammen. »Moment«, rief ich. »Ich ziehe mich gerade an.«

Das Klopfen hörte auf. »Gut, aber beeilen Sie sich.«

Ich rannte ins Schlafzimmer und sah mich gehetzt um. Hastig zerrte ich einige Laken aus dem Wäscheschrank und knotete sie fieberhaft zusammen. Dann lief ich auf die Terrasse und blickte über die Balustrade. Fünf Meter unter mir war eine kleine Terrasse, eine von Hunderten, die aus der Gebäudefront herausragten; sie gehörte zur Wohnung unter mir. Dort konnte ich mich bestimmt in Sicherheit bringen. Wäre ich nicht so entsetzt gewesen, hätte ich den Mut sicher nicht aufgebracht.

Das Klopfen hatte wieder begonnen, und ich spürte die Ungeduld, die darunterlag.

Ich eilte wieder ins Schlafzimmer, um mir schnell etwas überzuziehen, doch da hörte ich, wie die Schulter eines Mannes gegen die Tür prallte. Ich wußte, daß ich das Messer nicht mit nach unten nehmen konnte, denn zum Klettern brauchte ich beide Hände. Vielleicht hätte ich es zwischen die Zähne nehmen sollen. Ich war noch im Schlafzimmer, als die Tür zu splittern begann. Hastig schob ich das Messer unter mein Kopfkissen und lief wieder auf die Terrasse. Ohne nach unten zu blicken, packte ich das Seil aus Laken und schob mich, den Atem anhaltend, über die Balustrade. Im gleichen Moment hörte ich, wie meine Tür nachgab und ein Wutschrei aus meiner Wohnung tönte.

Im nächsten Augenblick berührten meine Füße die Kacheln der nächsten Terrasse. Ich war in Sicherheit!

Etwas Weiches, Weißes glitt über meinen Kopf, nahm mir die Sicht. Es wurde mir tief in den Mund geschoben, mir hinten im Nacken verknotet. Ich versuchte zu schreien, brachte aber keinen Laut heraus.

»Wir haben sie«, hörte ich eine Stimme nach oben rufen.

Ich bewegte mich unruhig, schüttelte den Kopf. Es war ein schlimmer Traum. Ich hatte den Eindruck, als könne ich mich nicht mehr bewegen.

»Sie ist wach?« fragte eine Stimme.

Zwei maskierte Männer standen am Fußende des Bettes. Ich hörte zwei andere im Wohnzimmer sprechen.

Ich bäumte mich auf. Doch man hatte mir die Beine und Arme zusammengebunden und mich noch mit einer zusätzlichen Halsfessel gesichert. Ich sah mich im Spiegel; über dem Knebel rollten meine Augen wild hin und her.

Durch die offene Tür erkannte ich zwei Männer in Polizeiuniform; ihre Gesichter waren nicht zu erkennen. Die beiden Maskierten sahen mich an.

Ich versuchte sie anzuflehen, brachte jedoch keinen Laut über die Lippen. Einer der Männer berührte mich, doch der andere stieß einen kurzen Laut aus, und der kleine Mann wandte sich ab. Es hatte sich um ein Wort gehandelt, zweifellos ein verneinendes Wort, aber in einer Sprache, die ich nicht kannte.

Die Männer hatten das Penthouse nicht durchsucht. Die teuren Gemälde und Orientteppiche schienen sie nicht zu interessieren.

Der Mann, der sich abgewandt hatte und offenbar ein Untergebener war, zog nun eine Art Füllfederhalter aus der Tasche. Er schraubte ihn auf, und ich fuhr zusammen. Es handelte sich um eine Injektionsnadel.

Heftig schüttelte ich den Kopf. NEIN!

Er injizierte mir ein Mittel in den Rücken, zwischen Taille und Hüftknochen. Es tat weh, doch ansonsten schien die Spritze keine Wirkung zu haben.

Der größere der beiden Männer blickte auf die Uhr. Diesmal wandte er sich in Englisch an seinen Partner, mit einem Akzent, den ich nicht zu lokalisieren vermochte.

»Wir kommen nach Mitternacht wieder«, sagte er. »Dann geht es einfacher. Wir können Punkt P bei geringem Verkehr in fünf Stunden erreichen. Und ich habe heute abend noch anderes zu erledigen.«

»Gut«, sagte der kleinere Mann. »Wir sind dann bereit.« Seine Summe wies nicht den geringsten Akzent auf, und ich bezweifele nicht, daß Englisch seine Muttersprache war. Vielleicht verstand er die Sprache des anderen nicht sehr gut. Als ihm dieser

den knappen Befehl gab, hatte er allerdings prompt gehorcht. Ich vermutete, daß er vor dem Großen Angst hatte.

Es schien dunkler im Zimmer zu werden.

Der große Mann trat neben mich und fühlte mir den Puls.

Es schien dunkler und wärmer im Raum zu werden. Ich versuchte die Augen offenzubehalten.

Der große Mann verließ das Zimmer. Sein Begleiter strich um mein Bett. Er trat an den Nachttisch, nahm eine meiner Zigaretten und zündete sie an. Dann senkte sich seine Hand herab und betastete mich zwischen den Beinen. Ich brachte keinen Laut heraus, denn ich war im Begriff, das Bewußtsein zu verlieren. Er blies mir Rauch in die Augen, beugte sich über mich und starrte mich geil durch die Augenlöcher seiner Maske an. Ich wehrte mich schwach in meinen Fesseln.

Da hörte ich die Stimme des großen Mannes, ganz leise. Hastig entfernte sich der kleine Mann. Erschöpft drehte ich den Kopf. Ich sah, wie die beiden Uniformierten das Penthouse verließen, gefolgt von dem kleinen Mann, der, als er über die Schwelle trat, seine Maske abnahm. Aber ich sah sein Gesicht nicht.

Der große Mann blickte mich an. »Wir kommen nach Mitternacht zurück«, sagte er und nickte, als wollte er mich beruhigen.

Ich versuchte etwas zu sagen, versuchte mich gegen den Knebel und die Droge zu wehren.

»Du möchtest sicher gern wissen, was mit dir passiert?«

Ich nickte.

»Neugier ist nichts für eine Kajira«, bemerkte er grinsend und verließ das Zimmer.

Ich zerrte an meinen Fesseln und verlor das Bewußtsein.

Als ich erwachte, war ich noch immer gefesselt.

Es war dunkel. Ich hörte den Lärm des nächtlichen Stadtverkehrs durch die offene Terrassentür. Durch die Vorhänge sah ich Zehntausende von erleuchteten Fensterrechtecken. Das Bett war klamm von Schweiß. Ich hatte keine Ahnung, wie spät es sein mochte. Ich wußte nur, daß es Nacht war. Ich wälzte mich herum, um auf meine Nachttischuhr zu schauen, doch das Zifferblatt war zur Seite gedreht worden.

Ich kämpfte gegen meine Fesseln. Ich mußte mich befreien! Aber nach einigen Minuten hatte sich nichts verändert. Es war sinnlos.

Dann brach mir von neuem der Schweiß aus. Das Messer!

Ich hatte die Klinge unter dem Kopfkissen versteckt, ehe die Männer in mein Penthouse eindrangen!

Ich rollte mich auf die Seite und wurde fast ohnmächtig vor Erleichterung. Das Messer lag noch dort! Auf dem Laken bemühte ich mich nun, das Messer auf meine gefesselten Hände zuzuschieben. Es war eine schmerzhafte Aufgabe, zentimeterweise rutschte die Waffe abwärts. Einmal fiel sie zu Boden, und ich stieß einen inneren Verzweiflungsschrei aus. Fast erstickt von der Schlinge um meinen Hals, ließ ich mich halb aus dem Bett gleiten und tastete mit den Füßen nach dem Messer. Mit den gefesselten Knöcheln war es keine leichte Aufgabe, das Messer anzuheben, das ich nach mehreren Anläufen schließlich mühsam ans Fußende des Bettes praktizierte. Mit Fuß- und Körperbewegungen schob ich die Klinge unter mir hoch, bis ich sie in den gefesselten Händen hielt. Aber so vermochte ich die Fesseln nicht zu erreichen. Ich hielt das Messer zwar umfaßt, konnte es aber nicht einsetzen! Innerlich vor Freude aufschreiend, stemmte ich die Spitze schließlich ins Bett, stützte den Griff mit dem Körper ab und begann die Fesseln an der Klinge entlangzuführen, hin und her. Viermal glitt das Messer ab, doch jedesmal stellte ich es wieder auf und machte mich erneut an die Arbeit. Dann waren meine Handgelenke frei. Ich packte das Messer und durchschnitt damit die Fesseln um die Fußgelenke und die Schlinge, die sich um meinen Hals zog. Dann sprang ich vom Bett und lief zur Uhr. Es war bereits halb eins!

Hastig befreite ich mich von dem Knebel und eilte zum Schrank. Mit fliegenden Bewegungen zog ich eine braune Hose und eine schwarze Bluse an, die dicht unter dem Busen abschloß. Sandalen vervollständigten meine Garderobe. Es war siebenunddreißig Minuten nach Mitternacht, als ich fertig war.

In einen kleinen Koffer stopfte ich die wichtigsten Sachen, nahm eine Handtasche und brachte sie und den Koffer ins Wohnzimmer. Dort schwenkte ich ein kleines Ölgemälde von der Wand und machte mich an meinem Wandsafe zu schaffen, in dem ich normalerweise etwa fünfzehntausend Dollar und einige Juwelen aufbewahrte. Hastig stopfte ich Geld und Schmuck in die Handtasche.

Auf der Wanduhr war es vierzig Minuten nach Mitternacht.

Ich hatte Angst, durch die zersplitterte Tür zu gehen. Im letzten Augenblick dachte ich an das Messer, eilte ins Wohnzimmer, nahm die Waffe an mich und stopfte sie ebenfalls in die Handtasche. Dann schlug ich den Kragen meiner schwarzen Bluse hoch,

um das Stahlband zu verdecken, und eilte mit meinem Gepäck den Flur, von wo mich ein Privatfahrstuhl ins oberste Geschoß: des Wolkenkratzers brachte, wo sich vier reguläre Lifts befanden; Zwei waren bereits auf dem Weg nach oben, der eine im siebenten und der andere im neunten Stockwerk.

Ich machte kehrt und lief zum Treppenhaus. Doch hier stockt ich. Hohl hallten die Schritte von Männern aus der Tiefe herauf, und ich eilte zu den Fahrstühlen zurück.

Einer stoppte in meinem Stockwerk, und ich preßte mich mit dem Rücken an die Wand. Ein Mann und eine Frau stiegen aus.

Schweratmend stürzte ich an den beiden vorbei.

Als sich die Tür meines Fahrstuhls hinter mir schloß, hörte ich wie sich der benachbarte Lift öffnete, und ich sah die Rücken von zwei Männern in Polizeiuniformen.

Langsam, sehr langsam, sank der Fahrstuhl in die Tiefe. Viermal stoppten wir — drei Paare und ein einzelner Mann kamen in die Kabine. Als wir endlich das Erdgeschoß erreichten, hastete ich in die Vorhalle. Mehrere Personen saßen dort, lasen oder warteten. Einige musterten mich desinteressiert. Der Mann mit der Zeitung — gehörte er zu *ihnen*? Aber er senkte den Blick wieder. Ich mußte in die Garage — aber ich wollte außen herum gehen.

Der Portier hob die Hand an die Mütze, und ich lächelte.

Draußen wurde mir zum erstenmal bewußt, wie warm es wirklich war. Unbewußt berührte ich den Stahlkragen, der sich eng um meinen Hals legte. Sah man mir an, was mit mir geschah?

Ich betrat die Garage des Gebäudes, kramte die Schlüssel hervor und reichte sie dem Garagenwärter. »Stimmt etwas nicht, Miß Brinton?« fragte er.

»Nein, nein«, sagte ich. »Und bitte beeilen Sie sich.«

Ich wartete — jahrelang, wie mir schien. Ich begann meine Herzschläge zu zählen.

Dann wurde der Wagen vorgefahren — perfekt surrend, ein Spezial-Maserati, und der Garagenwärter stieg aus. Ich schob ihm einen Geldschein in die Hand.

Er bedankte sich und hielt mir die Tür auf. »Alles in Ordnung?« fragte er noch einmal.

Er kam mir zu nahe. »Ja, ja!« sagte ich, warf den Gang ein; und raste davon.

Der Fahrtwind erfrischte mich in der heißen Nacht. Ich hatte es geschafft! Ich war geflohen!

Ich kam an einem Polizisten vorbei und hätte fast angehalten,

um ihn um Schutz zu bitten. Aber er hätte mich vielleicht zu lange aufgehalten. Dabei mußte ich fort aus der Stadt, in der sie waren. Sie warteten vielleicht auf mich. Ich kannte sie nicht. Ich wußte nicht einmal, was sie wollten. Sie konnten überall sein.

Aber die Luft belebte mich. Ich hatte bald die Stadt über die George-Washington-Brücke verlassen und fuhr auf der schnellen Autobahn nach Norden. Minuten später war ich in Connecticut, inzwischen war es ein Uhr sechsundvierzig.

Ich begann zu singen. Endlich war ich wieder Elinor Brinton.

Gleich darauf fiel mir ein, daß ich mich lieber abseits der belebten Schnellstraßen halten sollte. Ich verließ die Autobahn um 2.07 Uhr; dabei folgte mir ein anderer Wagen. Ich dachte mir zunächst nichts dabei, doch als das Fahrzeug vier Abzweigungen später immer noch hinter mir war, bekam ich es mit der Angst und drehte auf. Doch der Verfolger hielt Schritt.

Ich verlor fast die Nerven. Aber schließlich nahm ich mich zusammen. Nein, Elinor Brinton wollte sich nicht so leicht ergeben! Wenn man sie jagen wollte, bitte sehr! Wer immer es auf sie abgesehen hatte, sollte sich an der geschickten Elinor Brinton die Zähne ausbeißen!

Über fünfundvierzig Minuten lang raste ich dahin, vergrößerte ab und zu meinen Vorsprung, verlor ihn wieder. Auf einer kiesbestreuten Nebenstraße holten meine Verfolger bis auf vierzig Meter auf, doch ich zog ihnen Meter um Meter wieder davon.

Die Jagd machte mir beinahe Spaß — ich würde ihnen entwischen. Als ich schließlich auf einer gewundenen Strecke über zweihundert Meter vor dem anderen Wagen war, schaltete ich die Beleuchtung aus und steuerte den Maserati von der Straße zwischen einige Bäume. Es gab hier viele Abzweigungen und Kurven; sie würden annehmen, ich wäre ihnen entwischt.

Mit klopfendem Herzen saß ich in meinem Maserati. Wenige Sekunden später raste der Verfolger vorbei.

Ich wartete etwa dreißig Sekunden lang und fuhr dann zur Straße zurück. Dort setzte ich meinen Weg mit abgeschalteten Lichtern fort. Als ich eine belebtere Schnellstraße erreichte, schaltete ich die Scheinwerfer wieder ein.

Ich hatte sie überlistet!

Ich behielt die nördliche Richtung bei. Wahrscheinlich nahmen sie an, ich hätte mich zurückgeschlichen und führe nun nach Süden. Sie glaubten bestimmt nicht, daß ich meine Reise in der ursprünglichen

Richtung fortsetzen würde. Sie meinten bestimmt; für so etwas wäre ich zu intelligent. Aber ich war intelligenter als sie!

Es war kurz nach vier Uhr. Ich fuhr bei einem kleinen Motel vor, das ziemlich abseits von der Straße lag, wo es kaum zu sehen war. Niemand würde annehmen, daß ich um diese Zeit irgendwo anhielt. Ich aß in einem kleinen Schnellrestaurant nah der Straße, mietete mir einen Bungalow, verschloß die Tür hinter mir und stellte mich unter die Dusche.

Dabei betrachtete ich noch einmal das Mal an meinem Bein. Es regte mich irgendwie auf, zeichnete es mich doch auf unerklärliche Weise. Wütend betastete ich das Stahlband, das meinen Hals umschloß. Was war das für eine Schrift? Noch nie hatte ich derart fremde Buchstaben gesehen. Morgen würde ich das Ding entfernen lassen.

Ich trat unter die Dusche und begann zu singen.

Mit einem Handtuch um den Kopf, erfrischt, wenn auch müde, kehrte ich schließlich ins Apartment zurück und schlug mein Bett auf. Ich war in Sicherheit.

Es war Viertel vor fünf.

Da sah ich es. Am Spiegel an der Wand des Zimmers. Vor dem Spiegel lag mein geöffneter Lippenstift, und auf dem Glas schimmerte wieder das Zeichen, anmutig geschwungen, das auch mein Bein zierte.

Ich griff nach dem Telefon. Die Leitung war tot.

Die Tür zum Bungalow war unverriegelt. Aber ich hatte sie verschlossen! Jemand mußte das Schloß geöffnet und den Riegel zurückgezogen haben. Ich eilte zur Tür, sicherte sie erneut, drückte mich dagegen und begann zu schluchzen.

Hysterisch eilte ich zu meinen Sachen und begann mich anzuziehen. Vielleicht blieb mir genug Zeit. Vielleicht waren sie fort. Vielleicht warteten sie draußen. Ich wußte es nicht.

Ich fummelte in der Handtasche nach den Wagenschlüsseln und hastete zur Tür.

Im letzten Augenblick zögerte ich. Vielleicht lagen sie vor dem Haus auf der Lauer.

Vorsichtig wischte ich zurück, schaltete das Licht aus und zog die Gardine des rückwärtigen Bungalowfensters auf. Niemand war zu sehen.

Vielleicht waren sie tatsächlich fort und rechneten damit,

daß ich das Zeichen auf dem Spiegel erst morgen früh entdeckte. Ich kroch aus dem Fenster. Den kleinen Koffer ließ ich zurück. Wichtiger war die Handtasche, die ich bei mir hatte. Sie enthielt fünfzehntausend Dollar und meine Juwelen. Und vor allen Dingen — die Wagenschlüssel. Leise stieg ich in das Fahrzeug. Ich mußte die Zündung betätigen und den Gang einlegen und beschleunigen, ehe mich jemand aufhalten konnte. Die Maschine war noch warm.

Schnaubend sprang der Maserati an, schleuderte Steine und Staub unter den Hinterrädern hervor, fegte um die Bungalow-Ecke. An der Einfahrt zur Schnellstraße trat ich voll auf die Bremse, glitt seitlich auf den Asphalt und raste dann mit protestierenden Pneus los.

Ich hatte nichts gesehen, niemand schien mich zu verfolgen. Ich vermochte nicht zu glauben, daß ich in Sicherheit war. Aber niemand war mir auf den Fersen.

Mit einer Hand schloß ich die Knöpfe meiner schwarzen Bluse, zog mir die Armbanduhr über. Es war vier Uhr einundfünfzig. Es war noch immer dunkel, aber wir hatten August; der Tag konnte nicht mehr fern sein. Abrupt, einem Impuls folgend, bog ich in eine kleine Nebenstraße ein — in einen von vielen Wegen, die hier von der Schnellstraße abzweigten. Niemand konnte wissen, welchen Weg ich genommen hatte, und ich begann wieder freier zu atmen. Ich nahm meinen Fuß vom Gaspedal. Ich blickte in den Rückspiegel und drehte mich auch um. Es schien sich nicht um einen Wagen zu handeln, aber da war etwas auf der Straße hinter mir — irgend etwas.

Im ersten Augenblick vermochte ich nicht zu schlucken. Mein Mund fühlte sich zu trocken an.

Das Gebilde war mehrere hundert Meter hinter mir und bewegte sich ziemlich langsam. Es schien nur einen Scheinwerfer zu haben, der zudem noch die Straße unter dem Gefährt erleuchtete. Als es näherkam, schrie ich auf. Das Ding rückte lautlos heran, kein Motorengeräusch war zu hören. Es war rund, schwarz und kreisförmig, vielleicht zwei Meter im Durchmesser, etwa anderthalb Meter hoch. Es schwebte über der Straße. Ich schaltete die Beleuchtung des Maserati aus und fuhr von der Straße, hielt auf eine Baumgruppe zu.

Das seltsame Objekt erreichte die Stelle, an der ich abgebogen

war, und folgte mir in aller Ruhe. In seinem Schein sah ich meine Reifenspur im Gras.

In diesem Augenblick fuhr ich gegen einen großen Stein, und der Motor streikte. Verzweifelt versuchte ich ihn wieder zu starten, doch die Zündung wimmerte nur. Plötzlich war ich in gelbes Licht getaucht und schrie auf. Ich stürzte aus dem Wagen und ergriff die Flucht. Das Licht bewegte sich hin und her, fing mich jedoch nicht wieder ein.

Zwischen den Bäumen angekommen, blickte ich zurück. Das Ding schwebte über dem Maserati, der plötzlich in bläuliche Schein erbebte und — verschwand! Ich hob die Hand vor der Mund.

Nun bewegte sich das seltsame Objekt wieder in meine Richtung. Ich umklammerte meine Handtasche, nach der ich instinktiv gegriffen hatte. Sie enthielt mein Geld, meine Juwelen, das Küchenmesser. Wieder floh ich durch die Dunkelheit, wobei ich eine Sandalen verlor. Ich verletzte mir die Füße, Äste peitschten mir ins Gesicht, meine Bluse wurde zerfetzt. Ich floh vor dem Licht, das mich nicht einzuholen schien. Von Zeit zu Zeit schier es mir ganz nahe zu sein, doch dann glitt es vorbei, und ich schlug einen Haken und war ihm wieder entkommen. Meine Rechte umklammerte die Handtasche, während ich mir mit der Linken einen Weg durchs Unterholz bahnte. Schließlich konnte ich nicht mehr und brach schweratmend am Fuß eines Baumes zusammen. Jeder Muskel meines Körpers protestierte. Meine Beine zitterten. Das Herz schlug mir bis zum Hals.

Das Licht drehte sich wieder in meine Richtung. Ich rappelte mich auf und stürzte in wilder Flucht davon.

Dann sah ich Lichter zwischen den Bäumen, auf einer Art Lichtung. Ich eilte darauf zu, brach mir blindlings zwischen den Bäumen durchs Unterholz Bahn.

»Guten Morgen, Miß Brinton«, sagte eine Stimme. Im gleicher Moment packten mich Hände von hinten.

Ich versuchte mich zu wehren, doch die Übermacht war zu groß.

»Hier ist Punkt P«, sagte der Mann, dessen Stimme ich nur wiedererkannte. Es war die Stimme des größeren Mannes, der am Nachmittag bei mir im Penthouse gewesen war. Er trug seine Maske nicht mehr. Er war dunkelhaarig und gutaussehend. »Du hast uns viel Ärger gemacht«, sagte er ärgerlich und wandte sie an einen anderen.

»Bringt Miß Brintons Fesseln.«

Hinter mir sank das dunkle Scheibengebilde ins Gras. Zugleich öffnete sich eine Luke oben, an dem Gefährt, und ein Mann stieg aus. Er trug Sandalen und eine schwarze Tunika. Die anderen Männer, die ich auf der Lichtung ausmachte, waren konventionell bekleidet.

In der Mitte der Lichtung lag ein großes dunkles Gebilde, in seinen Umrissen der kleinen Maschine ähnlich, aber viel größer, etwa zwanzig Meter Durchmesser und vielleicht zweieinhalb Meter hoch. Es ruhte im Gras und bestand aus dunklem Metall. Es hatte mehrere Fenster und Luken. Eine große Seitentür stand offen und eine Rampe führte zum Boden. »Wer sind Sie? Was soll das?« flüsterte ich. Ich sah nun, daß auf der anderen Seite der Lichtung ein Lastwagen stand. Kisten verschiedener Größe wurden abgeladen und in das Schiff getragen.

»Hat dir der Kragen gefallen?« fragte der Mann freundlich. Unwillkürlich fuhr ich mit der Hand an den Hals. Er trat hinter mich, und ich spürte, wie ein kleiner Schlüssel in das winzige Schloß eingeführt wurde. Der Kragen sprang auf.

»Du wirst sicher bald einen anderen tragen«, sagte er und musterte mich abschätzig.

»Lassen Sie mich frei«, flüsterte ich. »Ich habe Geld und Schmuck.« Aber er reichte die Scheine und den Schmuck geringschätzig an einen anderen Mann weiter. Er wollte sie nicht.

Die Männer luden nun größere Kisten aus dem Lkw, die sie in der Nähe der offenen Hauptluke des Schiffs abstellten.

Der große Mann umfaßte mein linkes Handgelenk und zog mir die Armbanduhr ab. »Die brauchst du nicht mehr«, sagte er. Es war fünf Uhr zweiundvierzig.

Entsetzt sah ich, daß die großen Kisten bewußtlose Mädchen enthielten, die geknebelt und gefesselt waren. Die Männer entfernten die Knebel und die Fesseln und trugen die Mädchen ins Schiff. Ich schrie auf und wandte mich zur Flucht. Ein Mann griff nach mir. Ich zerrte das Messer aus der Handtasche und hieb wild nach ihm. Er schrie vor Schmerz auf und hielt sich den Arm. Ich stolperte und lief los. Doch schon war ich von allen Seiten umringt. Ich hob drohend das Messer. Im nächsten Augenblick schien meine ganze Hand taub zu werden. Die Klinge glitt mir

aus den Fingern. Langsam sank mein Arm herab, pulsierend vor Schmerz. Ich vermochte die Hand nicht mehr zu bewegen und schrie vor Schmerz. Ein Mann hob das Messer auf. Ein anderer packte mich brutal am Arm und zerrte mich wieder vor den großen Mann.

Dieser steckte ein kleines Gerät, das einer kleinen Lampe ähnelte, in seine Jackentasche. Ihr Strahl war allerdings unsichtbar gewesen.

»Der Schmerz hält nicht lange an«, sagte er.

»Bitte!« flehte ich.

Der Kerl, den ich mit dem Messer verletzt hatte, stand grinsend hinter ihm und hielt sich den Arm.

»Laß dir den Arm verbinden«, sagte der Große zu ihm.

Einer der Männer aus dem dunklen scheibenähnlichen Gebilde näherte sich: »Wir haben nicht mehr viel Zeit«, sagte er schweratmend.

Der große Mann nickte. Aber er schien nicht beunruhigt zu sein. »Steh auf!« sagte er zu mir.

Ich versuchte zu gehorchen. Mein Arm fühlte sich wie gelähmt an.

Er berührte eine blutende Stelle an meinem Bauch, wo mich ein Ast getroffen hatte.

»Du mußt dich mehr in acht nehmen«, sagte er. »Du hättest dich entstellen können. Das wäre schade um dich.«

»Laß mich frei!« flehte ich ihn an. »Bitte, bitte!«

»Interessiert es dich zu wissen, wie wir dir gefolgt sind?« fragte er und nahm meine Handtasche.

Ich nickte wortlos, und er zog meine Puderdoze hervor. Lächelnd drehte er sie um und schraubte das Bodenstück ab. Darin befand sich ein winziger Zylinder. »Ein kleiner Sender, der auf eine Entfernung von über hundert Meilen zu empfangen ist. Eine zweite Vorrichtung befand sich in deinem Auto.«

Ich begann zu schluchzen.

»In sechs Ehn wird es hell«, sagte der dunkelhäutige Mann in der Tunika drängend. »Wir müssen starten.«

Der große Mann sah sich um und nickte. Eine Luke in der Flanke des großen Schiffs öffnete sich, und die kleine Scheibe hob vom Boden ab und verschwand in der Öffnung. Ich sah Männer in schwarzen Tuniken, die das kleine Schiff festzurrten. Inzwischen waren die leeren Kisten wieder auf den Lkw geladen worden.

Da und dort bewegten sich Männer auf der Lichtung und lasen Gegenstände auf, die ebenfalls zum Lkw gebracht wurden. Ich konnte jetzt wieder den Arm bewegen und auch die Finger meiner Hand.

»Aber das kleine Schiff hat mich doch gar nicht gefunden«, fragte ich. »Du meinst, es war ein Zufall, daß du auf unser Lager gestoßen bist?« fragte der große Mann lächelnd. »Nein, keineswegs. Du bist immer vor dem kleinen Schiff davongelaufen — es hat dich hierhergetrieben.« Ich begann zu schluchzen.

Er wandte sich an einen Untergebenen. »Bringt Miß Brintons Fußreif.« Der Mann reichte ihm einen Ring aus Stahl, der an einem Scharnier geöffnet war.

»Paß auf«, sagte der große Mann und deutete auf das große Schiff, dessen Oberfläche plötzlich zu flackern begann und eine graublaue, von weißen Schlieren durchzogene Farbe annahm.

»Ein lichttechnisches Tarnverfahren«, sagte der Große. »Primitiv, aber wirksam. Unsere Radarkontrolleinrichtung im Schiff ist komplizierter. Aber die Lichttarn-Technik hat dazu geführt, daß unser Schiff kaum noch gesichtet wird. Abgesehen davon benutzen wir das große Schiff sowieso nur zu An- und Abflügen. Das kleinere Vehikel wird auf der Erde öfter eingesetzt, aber gewöhnlich nur nachts und in bestimmten Gegenden. Aber es hat ebenfalls eine Lichttarn-Einrichtung.«

Ich verstand kaum etwas von seinen Worten. »Schlaf nicht ein!« drängte der fremdländisch aussehende Mann in der schwarzen Tunika.

»Wer sind Sie? Was wollen Sie?« fragte ich. »Neugier«, sagte er herablassend, »steht einer Kajira nicht zu.« Ich starrte ihn verständnislos an.

»Bitte«, sagte er barsch in seinem harten Akzent und deutete auf das Schiff.

Langsam drehte ich mich um und ging ihm voran auf die Luke zu. Ich schritt langsam die Rampe hinauf und drehte mich um. Er war unten im Gras stehengeblieben.

In diesem Augenblick stieg die Sonne über den Horizont meiner Welt. Im Osten begann der Tag. Es war - ob Sie's glauben oder nicht — der erste Sonnenaufgang, den ich erlebte. »Leb wohl, Kajira«, sagte der Mann.

Ich hob den Arm. Die Stahlrampe fuhr vor mir in die Höhe, zwang mich zum Zurückweichen. Eine Schleusentür glitt zu. Schluchzend hämmerte ich mit den Fäusten dagegen.

Starke Hände packten mich von hinten. Einer der Männer in schwarzer Tunika zerrte mich durch einen kahlen Metallgang, bis wir einen gekrümmten Raum erreichten, in dem sich mehrere große durchsichtige Zylinder befanden, die aus dickem Plastikmaterial sein mochten. In diesen Zylindern befanden sich die bewußtlosen Mädchen, die ich draußen gesehen hatte.

Eine Röhre war leer.

Ich wehrte mich heftig, doch zwei Männer zwangen mich in das enge Gefängnis. Die Röhre wurde verschlossen. Ich preßte mich an die Wand des Zylinders, schlug verzweifelt um mich. Das Atmen fiel mir schwer. Einer der Männer befestigte einen Schlauch an einer winzigen Öffnung über meinem Kopf.

Sauerstoff strömte in die Röhre. Am Fußende saugte ein zweiter Schlauch die verbrauchte Luft ab. Ich konnte atmen.

Dann schienen sich die beiden Männer gegen etwas zu wappnen, indem sie sich an Griffen festhielten. Mir war plötzlich, als befände ich mich in einem Fahrstuhl. Mein Körper wurde gegen die Röhre gedrückt, und ich hatte das Gefühl, als ob wir senkrecht in die Höhe stiegen. Es gab keine unangenehmen Belastungen, keinen Schmerz. Kein Antriebsgeräusch drang an meine Ohren.

Eine Minute später verließen die beiden Männer den Raum.

Das seltsame Gefühl hielt eine Zeitlang an. Nach einer Weile wurde ich mehrere Minuten lang ziemlich heftig gegen die Wand des Zylinders gepreßt, woraufhin dann gar keine Kräfte mehr auf mich einzuwirken schienen. Zu meinem Entsetzen trieb ich zur anderen Seite der Röhre. Kurz darauf erschien einer der Männer in schwarzer Tunika, blickte mich prüfend an, begab sich zu der Maschine, zu der die Schläuche von den Zylindern führten, und hantierte an einer Schalttafel.

Sekunden später schien meine Atemluft seltsam verändert.

Ich versuchte, den Mann auf mich aufmerksam zu machen, Aber es schien es nicht zu bemerken.

Und dann wurde ich bewußtlos.

Ich kann mir kaum erklären, was vorgefallen ist. Ich weiß nicht, wie lange ich bewußtlos war. Ich weiß nur, daß ich müde und verwirrt erwachte, im Gras auf dem Bauch liegend, den Kopf zur Seite gewendet. Ich hätte am liebsten geweint. Aber ich bewegte mich nicht. Die Ereignisse jener Augustnacht gingen mir durch den Kopf, und ich schloß die Augen. Aber es war kein Traum. Frisches Gras kitzelte mir die Wangen, ich lag nicht auf meinen Seidenlaken im Penthouse.

Ich stemmte mich auf Hände und Knie hoch, blickte mit zusammengekniffenen Augen zur Sonne auf. Das Gestirn schien irgendwie verändert zu sein.

Entsetzt übergab ich mich.

Ich wußte, daß ich nicht mehr auf meiner Welt war, auf der Welt, die ich kannte. Dies war ein anderer Planet!

Und doch war die Luft herrlich klar und rein. Solche Luft hatte ich noch nie geatmet. Das Gras war feucht vom Tau und dunkelgrün. Ich lag in einer großen Wiese. In der Ferne ragten hohe Bäume auf. Eine kleine gelbe Blume wuchs ganz in meiner Nähe, und ich starrte sie verwirrt an. So etwas hatte ich noch nie gesehen. Ein Stück entfernt wucherte ein gelbes Dickicht. Neben mir murmelte ein Bach.

Ich hatte Angst.

Ich schrie auf, als ich hundert Meter hinter mir eine Masse zerbeulten Metalls entdeckte, ein verbogenes Gebilde aus schwarzem Stahl, halb im Gras vergraben.

Es war das Schiff.

Ich bemerkte, daß ich den Fußreif nicht mehr trug. Jemand hatte ihn mir abgenommen. Dagegen hatte ich noch die Kleidung an, in der man mich gefangengenommen hatte, die braune Hose, die kurze schwarze Bluse. Am liebsten wäre ich vor dem Schiff geflohen, aber es wirkte so tot, so verlassen. Außerdem hatte ich großen Hunger.

Ich kroch auf den Bach zu, legte mich auf den Bauch und schaufelte mir Wasser in den Mund. Was ich für eine Unterwasserblume gehalten hatte, zuckte plötzlich auseinander und wurde zu einer Gruppe kleiner gelber Fische.

Ich schrak zusammen.

Vielleicht gab es an Bord des Schiffs etwas zu essen.

Vorsichtig näherte ich mich dem Gebilde. In zwanzig Meter

Abstand umkreiste ich das Wrack. Die Schiffshülle war an mehreren Stellen aufgerissen, angeschwärzt und zum Teil geschmolzen. Keine Spur von Leben war in dem Wrack zu bemerken.

Nun näherte ich mich dem Schiff. Durch einen der großen Risse schaute ich hinein. Da und dort war Stahl geschmolzen und wieder erkaltet. Das Innere des Schiffs war ausgebrannt. Die Rohrleitungen waren an mehreren Stellen geborsten. Die Wände wiesen Risse auf und enthüllten allerlei verkohlte Schaltkreise.

Barfuß, den Atem anhaltend, betrat ich das Schiff.

Niemand schien an Bord zu sein.

Das Gebilde war kompakt angelegt, mit nur geringem Platz zwischen Leitungen, Instrumenten und sonstigen Anlagen. Die ohnehin schmalen Gänge waren da und dort versperrt, doch ich schlängelte mich durch. So stieß ich auf eine Art Kontrollraum mit zwei Pilotensesseln und einem großen Panoramafenster. In diesem Raum gab es vier weitere Sitze an den Seiten, vor zahlreichen Anzeigetafeln und Kontrollkonsolen. Ein Maschinenraum war nicht zu finden. Die Antriebsquelle lag vielleicht unter dem Fußboden.

Ich entdeckte schließlich auch die Plastikzylinder, in denen die Mädchen gesteckt hatten, die Zylinder waren offen und leer.

Hinter mir erklang ein Geräusch, und ich stieß einen Schrei aus. Ein kleines Pelztier huschte an mir vorbei; seine Krallen kratzten über den Stahl.

Wo mochten all die Menschen stecken? Offenbar hatte es einen Absturz gegeben. Aber keine Leichen. Doch wenn es Überlebende gab, wohin waren sie verschwunden? Kamen sie bald zurück?

Ich wandte mich wieder dem Hauptteil des Schiffs zu und betrachtete noch einmal die breiten Risse, die nicht nur von der Absturzkatastrophe stammen konnten. Ich entdeckte insgesamt vier. Die eine Öffnung, ziemlich weit unten, maß etwa anderthalb Meter im Quadrat. Zwei weitere Risse, links davon, waren kleiner. Der Riß, durch den ich in das Fahrzeug eingedrungen war, schien der größte zu sein. Natürlich gab es zahlreiche andere Schadenstellen im und am Schiff, und ich konnte mich des Eindrucks nicht erwehren, daß das Schiff vielleicht angegriffen worden war.

Erschreckt eilte ich durch die Gänge, auf der Suche nach Nahrung oder Waffen. Ich fand schließlich die Mannschaftsquartiere, ebenfalls leer. Die Spinde waren aufgebrochen und ausgeräumt worden. Auf einer Koje schimmerte frisches Blut.

Ich zog mich hastig zurück. In der winzigen Kombüse stieß ich

schließlich auf etwas Eßbares, das ich bis auf den letzten Bissen verschlang. Aber es reichte kaum, meinen Heißhunger zu stillen, ich kratzte den Behälter aus, leckte mir sogar die Finger ab und war schließlich doch etwas gestärkt.

Niedergeschlagen sah ich mich um. Auf meiner Nahrungssuche hatte ich verschiedene Gebrauchsgegenstände gefunden, aber kein Messer und keine Waffen.

Da fiel mir ein, daß ich vielleicht schon viel zu lange beim Schiff geblieben war. Wenn es Überlebende gegeben hatte, mochten sie zurückkehren. Ich bekam Angst. Über meinem Hunger hatte ich alles andere vergessen.

Ich öffnete die Kombüsentür.

Ein Vogel zwitscherte. Er war klein, etwa so groß wie ein Spatz, wirkte aber eher wie eine winzige Eule, mit Federbüscheln über den Augen. Er hockte auf einem gebrochenen Rohr. Das Tier starnte mich einen Augenblick lang an und schwirrte dann aus dem Schiff.

Ich folgte ihm so schnell ich konnte.

Draußen schien alles ruhig zu sein. Ich blieb stehen. Hinter dem Schiff begann in einiger Entfernung der dunkle Wald. Nach rechts erstreckten sich Felder. Und weiter links erhob sich das gelbe Dickicht, das ich schon bemerkt hatte. Die Schatten waren länger geworden. Ich nahm an, es müsse auf dieser Welt nun Nachmittag sein. Es war nicht kalt. Vielleicht herrschte gerade Frühling, wenn es hier so etwas gab.

Als ich mich draußen etwas eingehender umsah, stieß ich auf zertrampeltes Gras, als seien hier schwere Gegenstände abgestellt worden. An einer Stelle fand ich einige Frauenlocken, an einer anderen Stelle rötlichbraune Flecken im Gras.

Ich mußte fort!

Ich wandte mich dem Wald zu, doch seine Dämmerung erschreckte mich. Außerdem tönte in diesem Augenblick von dort das Röhren eines großen Tiers herüber.

Also wandte ich mich vom Wald ab und begann über freies Gelände zu laufen, durch das Gras, blindlings eine Richtung wählend. Ich war noch nicht weit gekommen, als ich am Himmel eine winzige Scheibe aufblitzen sah. Sofort warf ich mich ins Gras.

Als nach einer Weile nichts geschehen war, hob ich den Kopf. Die silberne Scheibe war neben dem schwarzen Schiffswrack niedergegangen. Luken öffneten sich, Männer stiegen aus, die seltsame Röhren, vielleicht Waffen, trugen. Sie waren ebenfalls

in Tuniken gekleidet, doch aus einem purpurnen Material. Ihr Köpfe waren kahlgeschoren. Einige Männer verteilten sich um das Schiff, andere drangen in das Wrack ein.

Im nächsten Augenblick stieg zu meinem Entsetzen ein großes bizarr aussehendes Wesen aus dem Schiff — es war golden und hatte sechs Beine, von denen es die vier langen Hinterbeine zur Fortbewegung benutzte. Es hatte große Augen und, wie ich mir einbildete, auch Antennen. Es bewegte sich schnell und anmutig auf das Schiff zu, beugte sich hinein und verschwand darin. Einige Männer folgten ihm. Nach kaum einer Minute kamen das Wesen und die Männer wieder zum Vorschein und kehrten in das silbrige Schiff zurück. Die Luken glitten zu, und im nächsten Moment stieg das Gebilde auf, lautlos, bis es dreißig Meter über dem Gras und über dem schwarzen Wrack schwebte.

Da zuckte plötzlich ein blaues Licht auf, gefolgt von einer unerträglichen Hitzewelle. Ich senkte den Kopf. Als ich wieder aufblickte, war das Silberschiff verschwunden und das unansehnliche Wrack ebenfalls. Die Vertiefung, in der es gelegen hatte, und ein gewisser Umkreis waren verkohlt, doch das eigentliche Schiff war spurlos verschwunden.

Ich machte kehrt und ergriff die Flucht.

Als ich den Bach erreichte, aus dem ich vorher getrunken hatte, watete ich hinein. Das Wasser ging mir bis zu den Hüften. Etwas berührte meine Wade. Ich schrie auf, stürzte ans andere Ufer und lief wieder los. Stundenlang bewegte ich mich so über Land.

Einmal legte ich eine Pause ein. Im Gras liegend hörte ich j plötzlich ein Rascheln. Ich wandte den Kopf und riß entsetzt die Augen auf. Das Wesen sah wie eine Schlange aus — ein augenloser, gespaltener, hülsenähnlicher Kopf bewegte sich in meine Richtung, wobei er sich etwas vom Boden anhob. Kreischend sprang ich auf. Im gleichen Augenblick zuckte das Ding vor, versuchte sich in meine Wade zu verbeißen. Wieder griff es an, wie durch meinen Geruch oder meine Körperwärme angezogen, doch es war im Boden verwurzelt und konnte mich nicht mehr erreichen. Verzweifelt sah ich mich um, entdeckte weitere dieser Pflanzen und eilte entsetzt davon, bis ich mich wieder im offenen grasbewachsenen Gelände befand.

Und ich marschierte weiter.

Schließlich wurde es kühler. Die Dämmerung brach herein.

Ich konnte nicht weiter und ließ mich ins Gras fallen.

Es war eine dunkle, schöne, windige Nacht. Weiße Wolken segelten über den Himmel. Ich betrachtete die Sterne, die mir nie zuvor so strahlend vorgekommen waren. »Wie schön diese Welt ist«, sagte ich leise. Ich lag auf dem Rücken und blickte zu den Sternen und den Monden empor.

Diese Welt hatte drei Monde.

-6-

Ich erwachte kurz vor der Morgendämmerung. Es war sehr kalt und feucht. Ich hatte großen Hunger. Mein Körper war erstarrt und schmerzte. Durstig leckte ich etwas Tau von den langen Grashalmen. Meine Kleidung war feucht. Ich war niedergeschlagen und verängstigt. Vielleicht war ich der einzige Mensch auf dieser Welt. Das Schiff war abgestürzt, aber dieser Planet mußte ja nicht sein Ziel gewesen sein. Und ich hatte keine Überlebenden gesehen — und das andere Schiff war wieder fortgeflogen.

Ich richtete mich auf.

Vor mir erstreckte sich die grasbewachsene Ebene, leicht hügelig, soweit das Auge reichte.

Ich mußte bestimmt verhungern, denn hier gab es nichts zu Essen.

Ich marschierte los.

Ich begriff nicht, was geschehen war. In so kurzer Zeit war soviel passiert. Ich wußte noch, wie ich vorgestern früh in meinem Bett erwacht war. Ich erinnerte mich an meine Flucht im Wagen, an die Gefangennahme, an das Schiff. Und dann das neue Erwachen gestern früh. Und jetzt war ich allein.

Zwei Stunden nach Beginn der Morgendämmerung erreichte ich einige Felsformationen. Hier fand ich eine winzige Pfütze Regenwasser, mit dem ich meinen Durst stillte.

In der Nähe stieß ich zu meinem Entzücken auf einige eßbare Beeren. Sie schmeckten gut, was mich mit neuer Zuversicht erfüllte.

Die Sonne begann am Himmel hochzusteigen und die Luft zu erwärmen. Zweimal ging ein leichter Schauer nieder, was mich aber nicht sehr störte. Dann war die Luft wieder klar, das Gras

leuchtend grün, der Himmel strahlend blau mit hellen, weiße Wolken. Als die Sonne direkt über mir stand, fand ich wieder Beeren und schlug mir damit den Bauch voll. Eine weitere Pfütze stillt meinen Durst. Dann wusch ich mir das Gesicht.

Vielleicht ließ sich doch auf dieser Welt leben. Sie war schön. Ich lief, daß mir das Haar über die Schultern flatterte, ich hüpfte und drehte mich in der Luft. Niemand konnte mich sehen. So etwas hatte ich seit meiner frühen Jugend nicht mehr getan. Dann bewegte ich mich vorsichtiger, denn ich entdeckte eine Gruppe der dunklen, schlangenähnlichen Pflanzen. Aus sichere Entfernung sah ich zu, wie sie zu rascheln begannen, als sie meine Gegenwart spürten. Mehrere bewehrte Pflanzenspitzen hoben sich, wandten sich wie Köpfe in meine Richtung, bewegten sie lauernd hin und her. Aber ich fürchtete mich nicht mehr vor ihnen; denn nun wußte ich, daß sie zwar gefährlich waren, man ihnen aber leicht aus dem Weg gehen konnte.

Und ich ging weiter. Von Tieren entdeckte ich keine Spur. Hin und wieder fand ich Beeren und von Zeit zu Zeit Felsgruppen, wo es meist Wasser gab. Was mich schreckte, war die ungeheure Leere dieses Landes.

Etwa zur Mitte des Nachmittags ließ ich mich an einem flacher Hang zwischen zwei grasbewachsenen Hügeln nieder. Und ich fragte mich, welche Rettungschancen ich wohl hatte.

Ich lächelte. Diese Welt war nicht meine Heimat. Das Schiff, das mich hierhergebracht hatte, übertraf bei weitem die technischen Möglichkeiten jeder irdischen Zivilisation — das wußte ich, trotz meines beschränkten technischen Verständnisses. Und doch gehörten die Männer, die mich gefangengenommen hatten, eindeutig der menschlichen Rasse an, so sah es jedenfalls aus. Sogar die Besatzung des silbrigen Schiffs hatte aus Menschen bestanden — bis auf das große goldene Geschöpf.

Aber ich wollte gerettet werden.

Allerdings hatte ich keine große Angst mehr — ich konnte auf dieser Welt überleben. Es gab Nahrung und Wasser.

Verblüfft hob ich plötzlich den Kopf. Aus der Ferne klangen, menschliche Stimmen zu mir herüber.

Hastig sprang ich auf und stolperte den Hügel hinauf. Ich reichte die Anhebung, sah mich hastig um, schrie und winkte und

begann auf der anderen Seite den Hang hinabzurennen. »Halt!« rief ich. »Halt!« Es waren Menschen! Ich war gerettet! Es handelte sich um einen einzelnen Wagen, der von etwa acht Männern umringt war. Vor den Wagen waren keine Zugtiere gespannt; vielmehr scharften sich fünfzehn oder zwanzig unbekleidete Mädchen an der Wagendeichsel; sie waren an den Wagen geschirrt! Zwei Männer hielten sich in ihrer Nähe auf. Der Wagen selbst schien beschädigt zu sein, er war teilweise verkohlt, seine Plane aus blaugelber Seide zerfetzt und geschwärzt. In der Nähe des Wagens entdeckte ich einen kleinen dicken Mann, der eine Robe aus blau und gelb gestreifter Seide trug. Verblüfft wandte er sich in meine Richtung. »Ich bin Elinor Brinton«, sagte ich zu den Männern, die mir entgegenkamen. Zwei weitere Männer hasteten an mir vorbei, auf den Hügel zu.

Die beiden Krieger nahmen mich in die Mitte, packten meine Handgelenke und zerrten mich grob auf den Wagen zu.

Der kleine dicke Mann beachtete mich kaum. Sein Blick war besorgt auf den Hügel gerichtet, wo seine beiden Männer nun geduckt Ausschau hielten. Zwei andere Wächter waren auf den Wagen geklettert und spähten nervös in alle Richtungen. Die

Mädchen im Geschirr schienen ängstlich zu sein.

Der dicke Mann trug Saphirohrringe. Sein langes schwarzes Haar wirkte ungepflegt; er hatte es im Nacken mit einem blaugelben Band zusammengebunden. Er ging in purpurnen Sandalen, deren Riemen perlenbesetzt waren; einige Perlen fehlten allerdings. Seine kleinen, beringten Hände waren schmutzig. Ich hatte eigentlich das Gefühl, daß er sonst sehr auf seine äußere Erscheinung achtete, aber hier schien ein Notfall vorzuliegen. Er wurde von den anderen Männern Targo genannt. Targo blickte zum Hügel hinüber, wo einer seiner Kundschafter eine beruhigende Armbewegung machte. Er hatte nichts gesehen.

Targo atmete auf. Er war sichtlich erleichtert.

Ich setzte mein schönstes Lächeln auf. »Vielen Dank«, sagte ich. »Ich heiße Elinor Brinton und wohne in New York, auf dem Planeten Erde. Ich möchte sofort dorthin zurückkehren. Ich bin reich und kann ihnen jeden gewünschten Betrag zahlen.«

Targo musterte mich verwirrt.

Natürlich! Wieso sollte er Englisch verstehen? Ich wiederholte etwas irritiert meine Worte. Ich wünschte, meine beiden Wächter

würden endlich meine Arme loslassen. Da unterbrach mich Targo mit einem kurzen Wort, das ich wiederum nicht verstand. Aber offenbar wollte er nicht, daß ich weitersprach.

Ich errötete vor Zorn und versuchte, meine Arme freizubekommen, doch die beiden Männer ließen nicht los.

Dann sprach Targo mit mir, doch ich verstand ihn nicht. Sein Tonfall war barsch, als habe er eine Bedienstete vor sich. Das ärgerte mich natürlich.

»Ich verstehe Sie nicht«, erwiderete ich eisig.

Meine harte Erwiderung schien ihn zu verwirren. Er musterte mich eingehend, vielleicht kam ihm endlich der Gedanke, daß sich in mir geirrt hatte. Es amüsierte mich, daß mein Sieg so leicht gewesen war.

Zwar verstand ich ihn nicht, und doch kam mir seine Sprache irgendwie vertraut vor. Er sprach nun langsam, artikulierte sorgfältig Wort um Wort, doch als er merkte, daß er nicht weiter kam, begann er sich wieder aufzuregen. Er schien zu erwarten daß ich ihn verstehen müßte.

Einmal wandte er sich an einen seiner Männer und schien ihm eine Frage zu stellen. Die Antwort ließ mich zusammenfahren: Dieses Wort hatte ich schon einmal gehört. Der große Fremde hatte es in meiner Wohnung zu den kleinen Mann gesagt, der sich für mich interessierte. Mir fiel nun auf, daß meine Häscher auf der Erde, auch wenn sie Englisch sprachen, einen Akzent offenbart hatten, der durchaus dieser Sprache entspringen konnte. Offenbar handelte es sie um eine eigenständige und komplizierte EingeborenenSprache, die sich gar nicht unangenehm anhörte. Ich bekam Angst, war jede auch in meiner Zuversicht bestärkt. Einerseits hatte ich Angst wegen des sprachlichen Zusammenhangs zwischen meinen Häscher und diesen Individuen. Andererseits war ich zuversichtlich, den wenn diese Menschen dieselbe Sprache benutzten, besaßen sie sicher auch die technologischen Möglichkeiten, mich in meine Heimat zurückzubringen.

Doch da fiel mir auf, daß die Männer nicht einmal Pistolen trugen, sondern nur mit Schwertern und Armbrüsten bewaffnet waren. Vier Männer hatten sogar Speere bei sich. Die Soldaten waren bis auf Targo in Tuniken gekleidet und trugen Helme, die ziemlich furchteinflößend aussahen. Die Öffnungen dieser Helm erinnerten mich entfernt an ein >Y<. Die Schwerter waren auf die linke Schulter geschnallt. Die Fußbekleidung der Männer bestand aus schweren Sandalen, deren dicke Schnüre bis über die Waden

reichten. Am Gürtel trugen die meisten ein Messer und kleine Beutel. Ich war erleichtert. Solche primitiven Krieger konnten unmöglich zur gleichen Gruppe gehören wie meine Häscher — aber dann hatten sie auch nicht die technischen Möglichkeiten, mich wieder zur Erde zu schaffen.

Ich war ihnen nun mal in die Hände gefallen und mußte das Beste aus der Situation machen. Mit meinem Vermögen konnte mir die Passage zur Erde jederzeit leisten, und ich würde Mittel und Wege finden, mich mit Personen in Verbindung zu setzen, die mir die Rückkehr ermöglichen konnten.

Da fiel mein Blick auf den Wagen. Er war ziemlich groß, an mehreren Stellen angesengt und zersplittet, die Plane zerfetzt, die Farbe abgeblättert oder weggekratzt.

Dies, zusammen mit Targos lädierter Erscheinung und der Besorgnis der Männer, daß ich noch Begleiter haben könnte, brachte mich endlich auf die Wahrheit: Targo war auf der Flucht. Er war angegriffen worden.

Auf dem Wagen entdeckte ich Gegenstände — einige Truhen und Kästen. Ich betrachtete auch die Mädchen vor dem Fahrzeug — es waren insgesamt neunzehn.

Unwillkürlich riß ich die Augen auf, als ich bemerkte, wie schön sie waren. Ich selbst hielt mich für ausgesprochen attraktiv und hatte auf der Erde selten eine Konkurrentin gefunden, die es in diesem Punkt mit mir aufnehmen konnte. In dieser kleinen Gruppe jedoch waren mindestens zehn Mädchen hübscher als ich. das versetzte meinem Selbstbewußtsein doch einen Schlag. Ich erholte mich etwas bei dem Gedanken, daß ich hinsichtlich meines Reichtums und meiner Bildung diesen Geschöpfen bestimmt überlegen war. Dabei sahen mich diese Frauen durchaus neugierig an. Ich würde mich gegen sie durchsetzen müssen. Wichtig war vor allem, daß ich gerettet war.

Bestimmt fand ich in der nächsten Stadt jemanden, der Englisch verstand, der mir Kontakt zu Menschen verschaffen konnte, die mich zur Erde zurückbrachten.

Mir gefiel allerdings nicht, daß die beiden Männer noch immer meine Handgelenke gepackt hielten. Ich begann mich wütend zu wehren, kam jedoch nicht frei.

Targo hatte sich inzwischen wieder in eine Wut hineingesteigert, nachdem er geduldig versucht hatte, mit mir zu sprechen.

Er war ein Narr! Keiner schien Englisch zu verstehen. Dabei mußte es auf dieser Welt Menschen geben, die unsere Sprache kannten. Ich hatte einen der Männer des schwarzen Schiffs mit dem großen Mann Englisch sprechen hören!

Ich war Targos überdrüssig.

»Ich verstehe dich nicht«, sagte ich zu ihm, wobei ich langsam und verächtlich sprach.

Dann wandte ich hochmütig den Kopf ab.

Er sagte etwas zu einem Untergebenen, und augenblicklich wurden mir die Kleider vom Leib gerissen.

Ich begann zu schreien. Die Mädchen an der Wagendeichsel lachten.

»Kajira!« lachte eine und deutete auf meinen Schenkel. Ich wurde über und über rot.

»Kajira!« lachte auch Targo, und die anderen fielen in sein Gelächter ein. Tränen rannen dem dicken Mann über die Wangen bis er abrupt ernst wurde.

In scharfem Tonfall sagte er etwas zu den beiden Männern, die meine Handgelenke hielten. Sofort wurde ich nach vorn gezerrt bis ich mit dem Gesicht nach unten im Gras lag und mich kaum noch rühren konnte.

»Lana!« rief Targo.

Ein Mann ging nach vorn. Ich konnte nicht sehen, was er dort tat, aber ich hörte das Lachen eines Mädchens. Gleich darauf hatte sie die Wagendeichsel verlassen und mußte irgendwo hinter mir stehen.

Ich war immer ein umhätscheltes Kind gewesen, von Gouvernanten und Kinderschwestern großgezogen. Sie hatten mich ständig ausgeschimpft, mich aber nie geschlagen. In meinem ganzer Leben war ich noch nie geübtigt worden.

Und jetzt wurde ich ausgepeitscht.

Das Mädchen Lana beugte sich mit einer Geißel aus einer Handvoll harter Lederstreifen über mich und hieb mir damit über den Rücken. Ich schrie und schluchzte und versuchte mich aufzurichten, was mir natürlich nicht gelang. Die Züchtigung dauerte bestimmt nur einige Sekunden, höchstens eine Minute, aber mir kam sie wie eine Ewigkeit vor.

Targo rief Lana etwas zu, und die Schlägehörten auf. Die beiden Männer zerrten mich hoch, so daß ich im Grase kniete. Ich mußte einen Schock erlitten haben, denn ich konnte plötzlich kaum noch etwas sehen. Ich hörte die Mädchen lachen und erbrach

mich ins Gras. Die Männer zerrten mich zur Seite, bis ich wieder vor Targo kniete.

Ich sah, daß er nun meine Kleidung in einer Hand hielt, die ich kaum wiedererkannte. In der anderen Hand baumelten die Lederriemen, mit denen ich ausgepeitscht worden war. Lana wurde eben wieder zur Wagendeichsel geführt. Mein Rücken, meine Beine und Arme schienen in Flammen zu stehen. Die beiden Männer ließen mich los. »Kajira«, sagte Targo und hob die Lederriemen. Ich schauderte zusammen und neigte den Kopf. Die Mädchen lachten. Er durfte mich nicht wieder schlagen!

Targo gab ein kurzes Kommando und wandte sich ab. Die beiden Männer führten mich an die Spitze des Wagens. Auf einer Seite der Deichsel standen neun, auf der anderen Seite zehn Mädchen.

Ich sah Lana, die mich geschlagen hatte, einige Reihen vor mir. Dabei fiel mir auf, daß sie tatsächlich in einer Art Geschirr stand. Mit Metallnägeln beschlagene Lederriemen lagen um ihre Handgelenke und fesselten sie an die Deichsel. Und um ihren Körper, vorn um die Brust und über eine Schulter, zog sich ein breiter Lederriemen, der an der Wagendeichsel befestigt war. Die anderen Mädchen waren ähnlich festgemacht, und ich wurde nun ebenso angeschürt; meine Hände wurden durch Schlaufen geführt, so daß ich meinen Platz nicht verlassen konnte, und über meine Schulter hob man ein schweres Lederband.

Ich schluchzte. Ich konnte kaum noch stehen. Meine Beine zitterten.

Der Mann begann das Geschirr anzupassen. Auf der anderen Seite der Wagendeichsel lächelte mich ein kleines dunkelhaariges Mädchen an.

»Ute«, sagte sie und deutete auf sich. Dann richtete sich der Zeigefinger auf mich »La?« fragte sie.

Ich bemerkte, daß alle Mädchen am linken Bein das Zeichen trugen, das ich auf so rätselhafte Weise erhalten hatte.

»Ute«, wiederholte das kleine Mädchen und deutete auf sich. »La?«

»Elinor«, flüsterte ich.

»El-in-or«, wiederholte sie lächelnd. Dann wandte sie sich an die anderen Mädchen und deutete auf mich. »El-in-or«, sagte sie lebhaft. Sie schien sich zu freuen.

Aus irgendeinem Grunde war ich sehr dankbar, daß sich da nette Mädchen über meinen Namen freute.

Die meisten anderen drehten sich betont desinteressiert um und sahen mich an. Lana, die mich geschlagen hatte, starre unbeirrbar nach vorn. Ein anderes Mädchen, groß und blond, zwei Reihen vor mir stehend, lächelte und sagte: »Inge«, wobei sie auf sich deutete.

Ich lächelte.

Targo gab jetzt hastige Befehle. Er sah sich nervös um. Einer seiner Männer rief uns etwas zu, und die Mädchen stemmten sich ins Geschirr. Zwei Männer halfen bei den Hinterrädern nach, und der Wagen setzte sich in Bewegung.

Ich lehnte mich in die Lederriemen und tat, als strenge ich mich an. Die Mädchen brauchten mich nicht. Sie hatten den Wagen auch ohne mich gezogen. Ich stemmte die Füße ins Gras, als gäbe ich mir größte Mühe, und stöhnte auch ein wenig, um meine Schau noch wirksamer zu gestalten.

Ute, die rechts von mir stand, warf mir einen finsternen Blick zu — das war mir egal,

Ich schrie auf, als die Peitsche meinen Körper traf. Schluchzend stemmte ich mich mit voller Kraft ins Leder. Ute begann zu lachen. Nach einer Weile sah ich, wie auch Lana von der Peitsche getroffen wurde. Sie schrie vor Scham und Schmerz auf, und die anderen Mädchen lachten. Ich merkte, daß Lana nicht sehr beliebt war und freute mich, daß sie ebenfalls geziichtet worden war Warum sollten wir für sie mitziehen?

»Har-ta!« rief Targo. »Har-ta!«

Wir gaben uns Mühe, das Tempo des Wagens zu erhöhen. Von Zeit zu Zeit halfen die Männer an den Rädern nach. Da Gefährt rumpelte schwerfällig durchs Gras.

Targo schritt neben uns aus. Er hätte natürlich im Wagen fahren können, aber offenbar lag ihm mehr daran, daß wir schnell vorankamen.

Was war nur aus Elinor Brinton geworden, daß sie sich jetzt hier inmitten von Barbaren abmühen mußte, die nicht einmal ihre Sprache sprachen! Ich warf einen Blick auf Ute, die mich unfreundlich musterte. Sie hatte nicht vergessen, daß ich mich vor der Arbeit hatte drücken wollen.

Bisher hatte ich immer durchgesetzt, was ich wollte, doch hier

schien mir diese Möglichkeit verbaut. Hier sorgte die Peitsche dafür, daß ich tat, was von mir verlangt wurde.

Schluchzend stemmte ich mich mit voller Kraft in den Lendengurt.

-7-

Targo, mein Herr, war ein Sklavenhändler, und ich hatte ihn nichts gekostet.

Einige Tage vor unserer Begegnung war er von Banditen-Tarnkämpfern überfallen worden, etwa vier Tagesreisen nord-nord-östlich von der Stadt Ko-ro-ba, die in den nördlichen gemäßigten Breiten des Planeten Gor liegt, auf dem wir uns befanden. Targos Ziel war die Stadt Laura an den Ufern des Laurius-Flusses, etwa zweihundert Pasang landeinwärts von der Küste des mächtigen Thassa, des goreanischen Meers. Laura ist eine kleine Handelsstadt, ein Flußhafen, dessen Holzgebäude im wesentlichen nur Lagerräume und Tavernen zu beherbergen scheinen. Laura ist Umschlagplatz für mancherlei Waren — Hölzer, Salzladungen, Fische, Steine, Pelze und — Sklaven. An der Mündung des Laurius zum Thassa hin befindet sich der Freihafen Lydius, unter der Verwaltung der Kaufleute stehend, einer wichtigen goreanischen Kaste. Von Lydius lassen sich Waren zu den Inseln des Thassa verschiffen — zum Beispiel nach Teletus, Hulneth und Asperiche, sogar nach Cos und Tyros und zu Küstenstädten wie Port Kar und Helmutspoint und im Süden Schendi und Bazi. Und von Lydius werden allerlei Güter nach Laura gebracht zur Weiterbeförderung ins Binnenland; sie werden auf Barken von Tharlarion den Fluß heraufgeschleppt — in erster Linie sind es Gebrauchsgüter, Werkzeuge, Rohmetalle und Stoffe. Der Laurius ist ein gewundener, langsamer Fluß. Er hat nicht die Breite und die Strömungsgeschwindigkeit des riesigen Vosk weiter im Süden — südlich von Ko-ro-ba, doch nördlich von Ar gelegen, welches die größte Stadt des bekannten Gor sein soll. Wie der Vosk strömt der Laurius in westlicher Richtung, wenn er auch mehr nach Südwesten gerichtet ist. In Anbetracht des in Laura üblichen Güterumschlags hätte man es seltsam finden können, daß Targo auf diese Stadt zuhielt. Doch es war Frühling, und diese Jahreszeit bringt die großen Sklavenüberfälle. Im letzten Herbst hatte Targo auf dem Jahrmarkt

von Se'Kara am Fuß des Sardargebirges mit dem Räuber Haakon aus Skjern einen Vertrag über hundert nordische Schönheiten abgeschlossen, die aus den Dörfern nördlich des Laurius und aus den Küstenstädten bis hinauf nach Torvaldsland stammen sollten. Targo reiste nun nach Laura, um seine Ware entgegenzunehmen. Er hatte Haakon bereits beim Jahrmarkt eine Anzahlung auf diesen Kauf geleistet, einen Betrag von fünfzig Goldstücken. Der Rest von hundertundfünfzig Goldstücken war fällig, sobald die Ware geliefert wurde. Zwei Goldstücke ist ein hoher Preis für ein untrainiertes Mädchen, geliefert in Laura, aber wenn sich dieses Mädchen in eine große Marktstadt bringe ließ, brachte sie dort wahrscheinlich fünf oder mehr Goldstücke sogar im untrainierten Zustand. Außerdem sicherte sich Targo durch sein hohes Angebot die erste Auswahl unter Haakons Mädchen in Laura. Schließlich hatte sich Targo ausgerechnet, daß — da in letzter Zeit keine Stadt gefallen war und das große Sklavenhaus des Cernus in Ar vernichtet worden war — die Marktpreise in diesem Frühling besonders in die Höhe schießen würden. Auch wollte er die Mädchen bis zu einem gewissen Grad ausbilden lassen, wahrscheinlich in den Gehegen Ko-ro-bas, ehe er sie nach Ar brachte. Leider gehören Dorfmädchen keiner hohen Kaste an, andererseits sind sie auch leichter zu erwerben als eine freie Frau aus hoher Kaste. Als ich von Targo gefangengenommen wurde, hatte er nur ein Mädchen aus hoher Kaste an seiner Kette, Inge, die von Schriftgelehrten abstammte. Ute, die neben mir im Geschirr ging, entstammte der Kaste der Lederarbeiter. Natürlich verliert eine Sklavin bei der Versklavung ihre Kaste, wie auch den früheren Namen. Sie gehört ihrem Herrn, der mit ihr machen kann, was er will. Aber die Herkunft einer Sklavin bleibt doch bekannt.

Als Targo mich vor seinen Wagen schirrte, war er aus de Nähe Ars nach Ko-ro-ba gereist und von dort nach Laura unterwegs und hatte zwischendurch in verschiedenen Städten zahlreiche Mädchen gekauft und verkauft. So waren Inge, Ute und Lana zu ihm gekommen. Lana war unsere Anführerin. Wir alle fürchteten sie, da sie die kräftigste und auch schönste war. Unterwürfig und freundlich gegenüber den Männern, sprang sie mit uns sehr herablassend um. Wir taten, was sie befahl, denn sonst hätte sie uns geschlagen. Wir haßten sie und beneideten sie. Sie war nicht nur die schönste, sie war auch im Haus des Cernus ausgebildet worden, des großen Sklavenhändlers, ehe dieser vernichtet

wurde. Und sie war einmal über den großen Block im Curuleum von Ar verkauft worden. Lana war immer das letzte Mädchen einer Vorführkette, die attraktivste Ware, die bis zuletzt aufgehoben wurde. Wir hofften, daß sie verkauft würde, aber Targo erwartete sich einen sehr hohen Preis von ihr. Zweifellos hätte sie ihn mehrfach eingebbracht, wenn sie aus hoher Kaste gewesen wäre. Sie behandelte die anderen Mädchen wie ihre Sklavinnen. Targo und einige Wächter gaben ihr manchmal Süßigkeiten. Ich erhielt in der Vorführkette zunächst den vierten Platz. Targo war mit vierzig Mädchen, fünf Wagen, zehn Bosks und vielen anderen Waren von Ko-ro-ba abgefahren. Seine Begleitmannschaft zählte zu Anfang über zwanzig Mann. Zwei Tage später durchzog er die Steppe südlich von Laura, als sich plötzlich der Himmel verdunkelte und über hundert räuberische Tarnkämpfer einen Angriff flogen — unter dem Kommando des gefürchteten Rask aus Treve stehend, einem der mutigsten Krieger von ganz Gor. Zum Glück hatte es Targo geschafft, seine Karawane noch vor dem Überfall an den Rand eines ausgedehnten Ka-la-na-Dickichts zu bringen. Ich hatte bei meiner Wanderung mehrere solcher Dickichte bemerkt. Targo hatte seine Männer fachmännisch in Gruppen aufgeteilt. Einige hielt er an, möglichst viele Waren und möglichst viel Gold mitzunehmen. Anderen befahl er, die Mädchen freizulassen und sie ins Dickicht zu treiben. Einer dritten Gruppe gab er Befehl, die großen Bosks loszuschneiden, die die Wagen zogen, und sie ebenfalls zwischen Büsche und Bäume zu bringen. Sekunden, bevor die Tarnkämpfer herabstießen, floh Targo mit seinen Männern, den Mädchen und den Bosks ins dichte Unterholz. Die Tarnkämpfer landeten, plünderten die Wagen aus und steckten sie in Brand. Im Dickicht kam es zu wilden Gefechten. Dabei verlor Targo elf Leute, und etwa zwanzig Mädchen wurden von den Tarnkämpfern geraubt, aber nach einer Weile zogen sich die Banditen zurück. Tarnkämpfer, die Reiter der großen Tarns, Brüder der Winde genannt, sind Herren des freien Himmels, wilde Krieger, deren Schlachtfelder die Wolken sind; im Wald fühlen sie sich nicht zu Hause, wo sie aus der Dunkelheit der Bäume, aus einem unerwarteten Hinterhalt der Armbrustpfeil eines unsichtbaren Angreifers treffen kann. Rask zog seine Männer zurück, und wenige Minuten später erhoben sich die Tarnkämpfer auf ihren Riesenvögeln in die Lüfte,

die Mädchen quer über die Sättel geworfen, Targos Schätze in die Satteltaschen gestopft.

Anschließend suchte der Sklavenhändler seine Waren und Männer zusammen. Neunzehn Mädchen, an verschiedenen Stellen im Dickicht an Bäume gefesselt, waren ihm geblieben. Die Bosks waren zu Targos Bedauern entweder losgeschnitten worden oder hatten sich befreit. Sie waren auf der weiten Steppe verstreut und nicht wieder einzufangen. Als die Männer aus der Dickicht kamen, war nur noch ein Wagen einigermaßen zu verwenden. Die Nacht verbrachte die Karawane im Dickicht, und am Morgen wurde ein Geschirr für die Mädchen zurechtgeschneidert. Und einige Tage später war die Gruppe auf ein junges Barbarenmädchen gestoßen, das zur Sklavin gemacht wurde, auf mich.

Es dauerte noch viele Tage, bis wir Laura erreichten.

Zum Glück stießen wir zwei Tage nach meiner Gefangennahme auf eine Boskwagen-Karawane, die von Laura nach Ko-ro-ba unterwegs war.

Targo verkaufte zwei Mädchen und erstand mit etwas zusätzlichem Gold zwei Wagen und zwei Boskgespanne sowie Wasser- und Nahrungsvorräte. Er kaufte desweiteren verschiedene Ketten, Brandeisen und Peitschen, wie auch Seiden, Stoffe, Parfümflaschen, Kämme, Bürsten und Kosmetikpackungen. Auch wechselte eine große Menge grober Stoff den Besitzer. Ich sollte später erfahren, daß hieraus Kamisks geschneidert wurden die einfache, ponchoartige Kleidung der goreanischen Sklavin. Die Kamisks der Mädchen waren bei dem Überfall verbrannt und sie machten sich nun unter Targos Anleitung daran, neue knielange Kleidungsstücke zu schneidern. Auch ich beteiligte mich an der Aktion, wenn ich mich zuerst auch sehr ungeschickt anstellte.

Unser Leben wurde nach der Begegnung mit der Karawane erheblich leichter.

Bei den beiden neuen Wagen handelte es sich um Händlerwagen mit roter Regenplane. Die Hinterräder waren größer als die vorderen. Jeder Wagen wurde von zwei Bosks gezogen, großen braunen Tieren mit breiten polierten Hörnern, an denen Perlen hingen. Die Hufe der Tiere waren ebenfalls poliert, und das lange, strubbelige Fell wurde täglich so lange gebürstet, bis es glänzte. Auf jedem Wagen wurden neun Mädchen untergebracht, natürlich angekettet. Aber das war mir egal. Sobald wir uns zum Schlafen hinlegen durften, war ich trotz des Knarrens und

Ruckelns bald eingeschlafen. Der Qual des Geschirrs ledig zu sein war für sich schon eine köstliche Erfahrung.

Als ich viele Stunden später erwachte, fühlte sich jeder Muskel meines Körpers steif an.

Wir wurden vom Wagen geholt, mußten niederknien und erhielten etwas zu essen. In den beiden ersten Tagen nach meiner Gefangennahme hatten wir nur Beeren und Wasser bekommen und Reste kleiner Prärietiere, die von den Wachen gebraten worden waren und uns vorgeworfen wurden. Jetzt knieten wir angekettet im Kreise und reichten eine Schale heiße Suppe herum; dann erhielt jede von uns ein Sechstel eines runden Brotlaibs; schließlich reichte ein Wächter jeder von uns ein Stück gekochtes Fleisch. Ich war außer mir vor Hunger, griff danach, ohne mich um die Temperatur zu kümmern, und steckte mir den köstlichen Bissen in den Mund, zerrte daran mit Zähnen und Händen, wobei mir der Saft links und rechts übers Kinn lief. Nur wenige meiner Freunde auf der Erde hätten in diesem Augenblick Elinor Brinton wiedererkannt. Das Mahl war ein einfacher Boskbraten, noch halb roh, doch ich schläng das Fleisch mit Begeisterung hinunter. Kein noch so vorzüglich zubereitetes Filet Mignon aus einem Pariser Restaurant ließ sich mit diesem heißen, dampfenden Fleischfetzen vergleichen, den ich im Gras der goreanischen Steppe neben dem Wagen eines Sklavenhändlers hockend in mich hineinschläng.

Nach dem Essen wurden wir zu einem nahegelegenen Fluß geführt, wo wir uns wuschen. Zögernd stieg ich in das kalte Wasser, an das ich mich jedoch nach einigen Sekunden gewöhnte, so daß ich es schließlich gar nicht wieder verlassen wollte. Ich folgte dem Beispiel der anderen Mädchen und wusch mir auch die Haare. Einige der Sklavinnen begannen zu spielen und bespritzten sich lachend. Niemand beachtete mich, außer daß ich natürlich wie alle anderen von einem Wächter beobachtet wurde. Ich fühlte mich einsam und ging auf Ute zu, die sich jedoch abwandte. Sie hatte mir nicht verziehen, daß ich mich auf ihre Kosten vor der Arbeit hatte drücken wollen.

Am Ufer saß Targo und lächelte. Es freute ihn, wenn seine Mädchen zufrieden waren. Vermutlich ließ sich ein glückliches Mädchen besser verkaufen. Auch die Wächter schienen guter Laune zu sein. Sie riefen den Mädchen einige saftige Obszönitäten zu, und wurden dafür von ihnen angespritzt. Ein einäugiger älterer Wächter stürzte sich ebenfalls ins Wasser und tauchte ein

besonders freches Mädchen unter — zum Vergnügen aller.

Schließlich kamen alle ans Ufer, um ihre Haare zu trocknen. Fröhlich plaudernd saßen sie im Kreise, ohne mich zu beachten.

Als der einäugige Wächter in frischer Kleidung wieder auftauchte, wurde er in den Kreis der Mädchen gezogen, wo er mit rollendem Auge und weitausholenden Gesten eine Geschichte zu erzählen begann. Die Mädchen schütteten sich aus vor Lachen und auch ich fand die Vorstellung recht komisch, auch wenn ich kein Wort verstehen konnte. Schließlich schlügen sich die Mädchen mit der rechten Hand vor die linke Schulter. Der Wächter verbeugte sich ernst und verließ den Kreis. Ich sah, wie Lana in meine Richtung blickte. Sie sprang auf, kniete vor Targo und sagte etwas zu einem seiner grinsenden Männer. Zu meinem Ärger wurde die Kleidung gebracht, die ich bei meiner Entführung auf der Erde getragen hatte.

Nicht ohne Mühe zog Lana sie an. Wie schön sie in meinen Sachen aussah!

Im nächsten Augenblick wurde der protestierende Targo von zwei kreischenden Mädchen in die Mitte des Kreises gezerrt, wo sich Lana herrisch zu gebärden begann. Ihre Vorstellung gefiel mir ganz und gar nicht; die Mädchen jedoch schienen großen Gefallen daran zu finden. Lana marschierte um Targo herum, wandte sich auch an die anderen Mädchen, als verspottete sie sie, als hielte sie sie für unwürdig, mit ihr im gleichen Wagen zu schlafen. Die Mädchen kreischten vor Vergnügen.

Lana war eine ausgezeichnete Schauspielerin, und ich war wütend.

Dann sprangen die beiden Mädchen, die Targo in den Kreis geführt hatten, auf Lana los, zerrten sie zu Boden und taten, als würde sie ausgepeitscht. Lana wand sich in gespieltem Schmerz brüllend auf dem Boden, dann warf sie sich vor Targo hin und schmiegte sich an ihn.

Mehrere Mädchen blickten zu mir herüber um meine Reaktion abzupassen, doch ich wandte trotzig den Kopf.

Targo klatschte zweimal in die Hände, und die Ordnung war wiederhergestellt. Eine Schachtel mit Kämmen und Bürsten wurde gebracht, und die Mädchen setzten sich paarweise zusammen um sich gegenseitig die Haare zu bürsten.

Ich erhielt ebenfalls einen Kamm und näherte mich schüchtern Ute. Ich verstand ihre Sprache nicht, und es tat mir leid, daß ich mich im Geschirr so dumm angestellt hatte. Ich konnte ihr nicht sagen, wie unglücklich und einsam ich war.

Ute blickte mir kühl entgegen. Ich hielt unschlüssig den Kamm hoch, und Tränen traten mir in die Augen.

»El-in-or«, sagte sie leise und umarmte mich.

Ich begann zu weinen und küßte sie. Dann begann ich ihr Haar zu kämmen; als ich fertig war, drehten wir uns um, und sie nahm den Kamm.

Meine Favoritinnen unter den Mädchen waren Ute und Inge, und in den nächsten Tagen unserer Reise zum Laurius freundeten wir uns etwas an. Ute wie auch Inge, die beide kein Wort Englisch verstanden, machten sich daran, mich in der goreanischen Sprache zu unterweisen. Unterwegs stießen wir auf vier weitere Karawanen, und bei jeder Gelegenheit legte Targo seine Vorführkette aus. Ich war die vierte an der Kette, doch ich dachte seltsamerweise nicht an die Möglichkeit, daß ich verkauft werden könnte. Einmal jedoch fuhr mir der Schreck in die Glieder, als ein potentieller Käufer vor mir stehenblieb und mich mit Interesse musterte und prüfend betastete. Ein seltsames Gefühl der Leere durchzog mich. Ich wurde bleich. Am liebsten wäre ich aufgesprungen und hätte die Flucht ergriffen. Zu meiner unsäglichen Erleichterung ging er jedoch weiter und kaufte schließlich das neunte und elfte Mädchen an der Kette. Ich sah aus der Ferne, wie Targo bezahlt wurde und die Mädchen ablieferte.

Zweimal machten wir bei Palisadendörfern Station, in denen Boszküchter wohnten. Diese Aufenthalte gefielen mir, denn dabei gab es frische, warme Boskmilch, und wir hatten eine Nacht lang ein Dach über dem Kopf, auch wenn es nur aus trockenem Gras bestand. Die Dorfbewohner streuten uns immer frisches Stroh in die Hütte, in der wir für die Nacht angekettet wurden. Es roch frisch und war trocken. Ich legte mich gern darauf schlafen, ein herrliches Gefühl nach der harten klammen Plane, die auf die rohen Bohlen des Wagens gebreitet wurde. Ute und Inge — besonders Ute — waren geduldige Lehrmeister. Jeden Tag übten sie stundenlang mit mir die goreanische Sprache, und natürlich hörte ich nichts als diese Sprache. Ich stellte bald fest, daß ich Goreanisch sprach, ohne darüber nachzudenken. Ich lernte wie ein Kind, das keine vergleichende Sprache kennt. So lernte Ich das Goreanische auf direktem Weg, fließend, nicht als Architektur grammatischer Fälle und Serie von Vokabellisten, in denen bekannte Begriffe den unbekannten Worten gegenüberstanden. Ute und Inge, die das Englische nicht kannten, hätten mir

keine abstrakten Übertragungen und Vergleiche klarmachen können, und so hatten sie keine andere Wahl, als mir ihre lebendige Sprache beizubringen, in der täglichen Praxis, handgreiflich wie ein Werkzeug, ausdrucksvoll und schön wie Blumen und Wolken Es dauerte nicht lange, bis ich feststellte, daß ich streckenweise, schon goreanisch dachte. Und knapp zehn Tage nach dem Beginn meines Unterrichts hatte ich einen ersten Traum, in dem jemand mit mir verständliches Goreanisch sprach und ich spontan, ohne nachzudenken, in derselben Sprache antwortete. Interessanterweise handelte es sich um einen Traum, in dem es mir gelang, eine Süßigkeit zu stehlen und Lana die Schuld zuzuschieben, so daß sie dafür geschlagen wurde. Mir machte der Traum Spaß, aber dann hatte es den Anschein, als wollte sich Targo mit der Peitsche auch um mich kümmern. Ich erwachte im Wagen, sicher angekettet. Es regnete draußen, und ich hörte die Tropfen auf die rote Plane über unseren Köpfen prasseln und die ruhigen Atemzüge der schlafenden Mädchen neben mir. Ich lauschte einen Augenblick lang und schliefl bald wieder ein.

Zuerst war meine Grammatik nicht besonders gut, aber Inge half mir. Nach einiger Zeit vermochte ich sogar gewisse Unterschiede in den Dialektien der Mädchen und der Wächter festzustellen. Mein Vokabular weitete sich langsam aus, so daß ich nach wenigen intensiven Studientagen ein ganz passables Goreanisch sprach. Natürlich hatte ich einen besonderen Grund für meine Anstrengungen — ich wollte mich mit Menschen in Verbindung setzen können, die mich zur Erde zurückbringen konnten. Ich war, sicher, daß sich mit meinem irdischen Vermögen so etwas arrangieren ließ.

Einmal bemerkte ich zu Inge, daß Ute offenbar regelmäßig gewisse grammatische Fehler mache.

»Ja«, sagte Inge nüchtern, »sie stammt eben von Lederarbeitern ab.«

»Ich möchte das Goreanisch einer hohen Kaste erlernen«, sagte ich.

»Aber du bist eine Barbarin«, wandte Inge ein.

In diesem Augenblick hörten wir draußen einen Wächter rufen. »Ein Prunkzug!«

»Er begleitet eine freie Frau!« rief ein anderer Mann.

Ich hörte Targo rufen: »Sklaven vor!« i

Ich war aufgeregt. Ich hatte noch nie eine freie goreanische Frau gesehen. Hastig wurden wir bei den Wagen aufgestellt. Dabei

verdrehten wir uns die Hälse und sahen einen großen flachen Wagen, von vier riesigen, herrlich gepflegten schwarzen Bosks gezogen. Auf dem Wagen saß eine Frau — unter einem mit Fransen behangenen seidenen Sonnenschirm. Der Wagen wurde von etwa vierzig Kriegern flankiert, zwanzig auf jeder Seite.

Wir hörten die Glocken am Geschirr der Bosks schon von weitem. Der Wagen würde ziemlich nahe vorbeikommen. Targo war ins Freie getreten und ging dem Gespann entgegen.

»Kniest nieder«, befahl ein Wächter.

Wir gehorchten, und ich sah zu, wie der niedrige Wagen näherkam. Die Frau saß hochaufgerichtet auf ihrem Stuhl, in kostbare farbige Stoffe gehüllt, für die man allein mehrere Sklavenmädchen hätte kaufen können. Sie war überdies verschleiert.

Der Wagen hielt wenige Meter von uns entfernt. Befehlsgemäß senkten wir die Köpfe.

Ich begriff plötzlich, daß ich anders war als diese Frau. Zum erstenmal in meinem Leben begriff ich die überwältigende Wirklichkeit sozialer Unterschiede. Hier im Gras der goreanischen Steppe kniend verstand ich, wie mein Reichtum eine besondere Aura um mich geschaffen hatte, die geringere Menschen dazu zwang, mich zu respektieren und zur Seite zu treten, wenn ich vorbeigehen wollte. Wie selbstverständlich hatte ich mich zwischen ihnen bewegt, besser gestellt, überlegen, arrogant. Ja, ich war ihnen überlegen gewesen. Aber nun war ich nicht mehr auf meiner Welt.

»Heb den Kopf, Kind«, sagte eine Frauenstimme. Ich gehorchte. Sie war nicht älter als ich, nannte mich aber Kind.

»Eine Barbarin«, lächelte die Frau. »Wie amüsant!«

»Ich habe sie in der Steppe aufgelesen«, beeilte sich Targo zu versichern. Er schien damit sagen zu wollen, daß meine Gegenwart an seiner Kette nicht seinem Geschmack, sondern dem Zufall zuzuschreiben war.

Nach einer Weile begannen die Boskglocken wieder zu läuten, Räder knarrten, Targo verbeugte sich tief und trat zurück, und der Wagen rollte weiter.

Als die Karawane vorbei war, richtete sich Targo auf. Er trug einen seltsam zufriedenen Gesichtsausdruck zur Schau; offenbar freute er sich über irgend etwas.

»In die Wagen«, befahl er.

»Wer war das?« fragte der einäugige Wächter interessiert.

»Diese Dame war Rena aus Lydius«, bemerkte Targo, »von den Hausbauern.«

Wieder wurde ich mit den anderen Mädchen im Wagen festgekettet. An diesem Abend schlügen wir frühzeitig unser Lager an einem kleinen Fluß auf. Die Mädchen gingen unter Bewachung verschieden Aufgaben nach. Sie versorgten die Bosks, reinigte die Wagen, holten Wasser und sammelten Holz für das Feuer. Manchmal durften sie auch kochen. Ute und ich wurden zum Beerenpflücken losgeschickt. Das war keine leichte Aufgabe, und ich stahl Beeren aus Utes Eimer, so daß ich zuerst fertig war. Außerdem naschte ich von unserer Ernte, was verboten war; ich gab mir aber Mühe, keine verräterischen Zeichen auf Lippen oder Kinn zu hinterlassen.

Als wir ins Lager zurückkehrten, war es fast dunkel. Zu meiner Überraschung glühten zwei Eisen im Lagerfeuer, das besonders hoch aufloderte.

Nach dem Essen durften wir neben den Wagen im Gras sitzen. Es war ein ruhiger Abend, und aus irgendeinem Grund sprachen die Mädchen kaum.

Plötzlich sprangen die Wächter auf und griffen nach ihre Speeren. Zwei Krieger tauchten aus der Dunkelheit auf. Zwischen sich trugen sie eine Frau, die sie neben dem Feuer in die Knie zwangen. Sie schüttelte mit wildem Blick den Kopf, als Targo dem Anführer der beiden Krieger fünfundvierzig Goldstücke hinzählte.

Die Mädchen schrien überrascht auf. Ein phantastischer Preis! Dabei war sie noch gar nicht geschätzt worden — also mußte es sich um ein vorher vereinbartes Geschäft handeln. Die beiden Krieger nahmen Targos Gold und verschwanden in der Dunkelheit.

»Wie töricht von dir, dich Söldnern anzuvertrauen«, sagte Targo lachend.

»Bitte!« rief das fremde Mädchen.

Da erkannte ich die Frau. Es war Rena aus Lydius, die uns am Nachmittag mit ihrem Gespann begegnet war.

Das freute mich.

»Du hast einen Bewunderer«, sagte Targo zu der Frau, »einen Kapitän aus Tyros, der dich letzten Herbst in Lydius gesehen hat. Er hat einen Privatvertrag geschlossen, dich in Ar zu kaufen, damit

du in seinen Vergnügungsgärten lebst. Er zahlt hundert Goldstücke.« Einigen Mädchen stockte sichtlich der Atem.

»Wer ist es?« fragte die Gefangene mit rauher Stimme.

»Das erfährst du, wenn du ihm verkauft wirst«, sagte Targo. Neugier steht einer Kajira nicht zu.«

Die Frau schüttelte verzweifelt den Kopf.

»Denk nach!« rief Targo. »Warst du zu jemand grausam? Hast du jemanden unterdrückt? Hast du einen Menschen nicht so behandelt, wie er es verdient hätte?«

Die Frau wurde splinternackt an das große Hinterrad eines Wagens gefesselt und gebrandet. Mit lautem Aufschrei nahm sie den Schmerz des Brandedisens hin, kauerte dann schluchzend an dem Rad. Die Mädchen umringten sie.

»In die Wagen!« befahl Targo.

Die Wächter trieben uns zusammen und ketteten uns in den Wagen fest. Das neue Mädchen kam zu uns und wurde ziemlich weit vorn festgemacht und geknebelt, damit sie unseren Schlaf nicht störte. Kurz darauf schirrten die Wächter die Bosks an, und im Licht der drei Monde fuhren wir weiter über die Ebene.

Targo gedachte nicht zu verweilen.

»Morgen«, hörte ich ihn sagen, »sind wir in Laura.«

-8-

Kurz nach Anbruch der Dämmerung erreichten wir das Ufer des Larius. Es war neblig und kalt, und die Mädchen waren zwischen die Planen gekrochen, die den Boden der Wagen bedeckten. Ich und einige andere Mädchen hoben die Seitenplane an und starnten in den Nebel des frühen Morgens hinaus. Wir rochen den Fluß.

Durch den Nebel sahen wir Männergestalten und da und dort niedrige Holzhütten. Bei den Männern mußte es sich um Fischer handeln, die bereits mit dem ersten Fang zurückkamen. Andere, mit Netzen bewaffnet, gingen zum Wasser. Wir sahen zahlreiche Pfähle, an denen Fische hingen. Auch andere Wagen bewegten sich in die gleiche Richtung wie wir. Ich sah Männer mit Bündeln,

Säcken und Holzlasten auf dem Rücken. In der Tür einer kleinen Holzhütte stand ein Sklavenmädchen und sah uns nach. Plötzlich fuhr ein Speerschaft über die Plane, worauf wir sie hastig fallen ließen.

Ich sah mich um. Die anderen Mädchen waren wach. Sie schienen aufgeregt zu sein. Laura war die erste goreanische Stadt, die ich sah. Gab es hier jemand, der mir ein Zuhause bereitete? Wie unangenehm, daß ich hier im Wagen angekettet war — sogar die hintere Plane war nun festgezurrt worden. Der Stoff war feucht. Ich hätte am liebsten geweint und um Hilfe geschrien. Doch ich ballte die Fäuste und beherrschte mich.

In diesem Augenblick neigte sich der Wagen nach vorn, und ich wußte, daß wir zum Flußufer hinabfuhren. Ich merkte auch daß die Räder im Schlamm zu rutschen begannen, und hörte das Knirschen der mächtigen Bremse, die das vordere linke Rad blockierte. So glitt der Wagen, von der abwechselnd angezogenen und gelösten Bremse im Zaum gehalten, ruckelnd hangabwärts. Schließlich hörte ich Kieselsteine unter den Rädern, und der Wagen stellte sich wieder waagerecht.

Nun blieben wir mehrere Minuten lang stehen, und nach einiger Zeit hörten wir Targo mit einem Fährmann um die Passage über den Fluß feilschen. Schließlich fuhren die Wagen auf einen Holzpier. Die Bosks bellten tief. Der Geruch des Flusses war stärker geworden. Die Luft war kalt und feucht.

»Sklaven raus!« erklang der Befehl.

Die hintere Plane wurde aufgeschnürt. Der einäugige Wächte löste unsere Ketten von den Ringen und führte uns an die Flußseite des Piers. Ich fror. Plötzlich sah ich eine Bewegung im Wasser; eine schwarze, dreieckige Flosse zuckte dahin. Ich schrie auf. Lana hob die Hand. »Ein Flußhai!« rief sie aufgeregt. Mehrere Mädchen blickten der Erscheinung nach, die im Nebel verschwand. Ich wich von der Pier zurück, drängte mich zwischen Inge und Ute. Ute legte mir den Arm um die Schultern.

Eine breite, flache Barke näherte sich dem Pier. Sie hatte zwei große Steuerruder, die von Schiffbern bedient wurden. Den Antrieb lieferten zwei riesige mit Schwimmflossen bewehrte Fluß-Tharlarion. Es waren die ersten Tharlarion, die ich überhaupt zu Gesicht bekam, und sie machten mir Angst. Es waren riesige schuppige Tiere mit langen Hälsen, die sich trotz ihrer Größe anmutig im Wasser bewegten. Sie waren mit einer Art Geschirr vor

die Barke gespannt und wurden von einem Schiffer mit einem langen Stock gesteuert. Der Mann stand in einem Lederkorb zwischen den beiden Tieren. Er rief ihnen mit lauter Stimme seine Kommandos zu, durchsetzt mit blumenreichen goreanischen Flüchen. Die Barke bewegte sich knirschend am Pier entlang.

Der Preis für den Transport einer freien Person über den Laurius betrug einen Silbertarsk. Für ein Tier brauchte man jedoch nur einen Kupfertarsk zu bezahlen, und ich bemerkte, daß der Tarif für einen Sklaven derselbe war. Targo mußte für seine Mädchen und die Bosks insgesamt fünfundzwanzig Kupfertarsk bezahlen. Die Tiere wurden ausgeschirrt und vorn auf der Barke angebunden. Dort befand sich auch ein Sklavenkäfig, in dem wir unterkamen.

Ich klammerte mich an die Gitterstäbe und blickte über den Fluß nach Laura hinüber. Hinter mir hörte ich das Rollen der Wagen, die auf die Barke gebracht und mit Ketten auf Drehscheiben festgezurrt wurden, damit sie bei der Ankunft auch vorwärts wieder an Land gezogen werden konnten. Der Nebel begann sich langsam zu lichten und gab die Oberfläche des Flusses frei, der Träge dahinströmte. Einige Meter entfernt sprang ein Fisch aus dem Wasser und verschwand wieder darin, eine Spur konzentrischer Wellen hinterlassend. Über uns schrien möwenähnliche Vögel.

Der Schiffer in seinem Lederkorb stieß einen schrillen Pfiff aus und versetzte den beiden Tharlarion einen Schlag mit seinem Stab. Es waren noch andere Barken auf dem Fluß — einige, die mit der Strömung trieben, andere, die wie wir den Fluß überquerten. Die Barken, die gegen den Strom fuhren, wurden von riesigen Land-Tharlarion getreidelt, die auf Pfahlstraßen am Ufer entlangstapften.

Auf den Barken, die flußabwärts geschleppt wurden, sah ich viele Kisten, die allerlei Güter wie Metalle und Werkzeuge und Stoffe enthalten mochten. Die mit dem Strom nach Lydius schwimmenden Barken transportierten Waren wie Bretter, Tonnen mit Fisch und Salz, Steinladungen und Pelzballen. Auf einigen Barken sah ich leere Sklavenkäfige und in einem dieser Käfige vier nackte männliche Sklaven, die niedergeschlagen in einer Ecke hockten. Eine breite Schneise war ihnen durchs Haar geschoren. Als Lana das sah, stimmte sie ein lautes Hohngelächter an und verspottete die Männer, doch diese rührten sich nicht.

Ich wandte mich fragend an Ute.

»Das Zeichen bedeutet, daß diese Männer von Frauen gefangen wurden«, sagte Ute und deutete auf die Hügel und Walde nördlich von Laura. »Dort liegen die großen Wälder. Niemand weiß genau, wie weit sie sich nach Osten erstrecken, und im Norden reichen sie bis nach Torvaldsland. In diesen Wäldern leben die Landvölker, aber auch viele Räuberbanden, darunter einige Frauenbanden.«

»Frauen?« fragte ich.

»Einige nennen sich Waldmädchen«, sagte Ute. »Andere Panthermädchen, weil sei sich in die Felle von Waldpanthern kleiden, die sie mit Speeren und Pfeil und Bogen erlegen.«

»Was sind das für Frauen?« fragte ich. »Woher kommen sie?«

»Einige waren bestimmt früher Sklaven«, sagte Ute, »andere frei. Vielleicht gefielen ihnen die Ehepartner nicht, die die Eltern für sie aussuchten. Vielleicht gefiel ihnen das Verhalten der anderen Bürger gegenüber Frauen nicht. Wer kann das wissen? In manchen Städten darf eine freie Frau ohne Erlaubnis ihres Familienvorstands nicht einmal das Haus verlassen!« Ute lächelte mich! an. »In manchen Städten ist ein Sklavenmädchen fast besser dran. Sei also nicht traurig, El-in-or. Wenn du erst einen Kragen trägst und einen Herrn hast, wirst du glücklicher sein.«

»Ich werde niemals einen Herrn haben!« zischte ich. »Niemand soll mich besitzen!«

»Aber du bist eine Frau«, sagte Ute. »Du wirst doch deine Träume haben.«

Ich fuhr unwillig herum. »Ich habe keine Träume.«

»Oh«, meinte Ute.

»El-in-or ist ein kalter Fisch«, schaltete sich Lana ein.

Ich starrte sie an, Tränen in den Augen.

»El-in-or will einen Herrn«, rief Lana laut.

Die anderen Mädchen begannen zu lachen und mich zu verspotten.

Wütend preßte ich das Gesicht gegen die Gitterstäbe.

»Schaut!« rief Inge in diesem Augenblick und hob den Arm.

Am östlichen Himmel über Laura zog eine Gruppe Tarnkämpfer dahin, etwa vierzig Krieger, auf ihren großen, wilden, falkengleichen Sattelvögeln, den riesigen, wilden Tarns, Brüder des Windes genannt, Sie trugen Speere und Helme und hatten Schilde rechts an den Sätteln hängen.

Aufgereggt durcheinanderschreiend drängten die Mädchen zu den Gitterstäben.

Die Reiter waren zwar weit entfernt, doch auch so überkam mich Angst. Was waren das für Männer, die solche geflügelten Ungeheuer beherrschten! Ich wich entsetzt zurück.

In diesem Augenblick kam Targo herbei, schirmte seine Augen vor der Sonne des frühen Morgens ab und starnte zum Himmel hinauf. Er wandte sich an den einäugigen Wächter, der hinter ihm stand. »Es ist Haakon aus Skjern«, sagte er.

Der Einäugige nickte nur.

Targo schien sich zu freuen.

Die Tarnkämpfer landeten irgendwo hinter Laura.

»Die Gehege des Haakon liegen außerhalb Lauras, im Norden«, sagte Targo.

Dann wandte er sich mit seinem Wächter zum Heck der Barke, wo zwei Schiffer die großen Steuerruder bedienten. Die Fähre hatte insgesamt sechs Mann Besatzung — den Mann, der die beiden Thalarion lenkte, die beiden Steuerleute, den Kapitän und zwei Gehilfen, die sich um die Ladung und das Festmachen und Ablegen kümmerten. Einer dieser Männer hatte unseren Sklavenkäfig verschlossen.

Wir hatten nun mehr als zwei Drittel unseres Wegs über den breiten Fluß zurückgelegt.

Am Ufer sahen wir Steine, Nutzholz und Fässer mit Fisch und Salz aufgestapelt. Hinter den Docks führten lange Rampen zu den Lagerhäusern, die aus geglätteten und gebeizten Brettern zu bestehen schienen. Die meisten hatten Dächer aus schwarz bemalten Holzschindeln. Viele waren verziert, besonders über den Toren. Im Innern der Lagerhäuser sah ich große Ladeflächen und verschiedene Stockwerke, die durch Rampen verbunden waren. Zahlreiche Güter lagerten hier; viele Menschen bewegten sich hin und her, kleine Barken wurden beladen oder gelöscht. Laura bildete das Zivilisationszentrum für diese Gegend; Lydius, der freie Hafen an der Lauriusmündung, war über zweihundert Pasang entfernt.

Die Tharlarion drehten sich jetzt langsam im breiten Fluß und schoben die Barke unter dem Geschrei der Schifferleute rückwärtsgehend an den Pier. Es gab eine leichte Erschütterung, als die zusammengerollten nassen Felle außenbords am Heck gegen den Pier stießen. Die beiden Schiffer standen mit ihren Seilen bereit

und machten die Fähre fest. Sofort wurde mit der Entladung der Wagen begonnen.

Ein Mann kam nach vorn, löste die Bosks von ihren Ringen und führte sie zu den Wagen. Einige Passanten kamen auf den Pier und sahen zu. Sie trugen rauhes Arbeitszeug und wirkten sehr kräftig.

Ein durchdringender Geruch nach Salz und Fisch hing in der Luft. Für die Luxusgüter Gors besteht in Laura wenig Bedarf. Selten findet man hier torianischen Golddraht oder verzahnte Silberwürfel aus Tharna, Rubine aus Schendi, zu kleinen brennenden Panthers geformt, selten auch Nußspeisen und Gewürze und Pfeffer aus den Ländern östlich Bazis, oder blumengeschmückten Brokat oder die durchsichtige Seide des herrlichen Ar. Selbst für goreanische Verhältnisse ist das Leben in und um Laura primitiv besonders weiter nördlich in den großen Wäldern bis hinauf nach Torvaldsland. Doch ich bezweifelte nicht, daß die starken Männer dieser Stadt den Körper eines Sklavenmädchen zu schätzen wußten.

»Tal, Kajirae!« rief einer herüber.

Ute preßte sich gegen die Käfigstäbe und winkte zurück.

In diesem Augenblick kam einer der Schiffer nach vorn und öffnete mit seinem schweren Schlüssel den Käfig, in dem wir uns befanden.

Quietschend schwang die Tür auf.

Hinter ihm tauchten unsere Wächter auf. »Sklaven raus«, sagte einer.

Wir sahen, daß die Bosks inzwischen angeschirrt waren.

Als wir aus dem Käfig kamen, wurden wir am Hals hinterereinandergefesselt, Hände und Füße blieben frei. Barfuß verließen wir die Barke und wurden neben den Wagen auf den Pier führt.

Ich sah, daß eine Holzrampe vom Pier zu einer aus Holz gezimmerten Straße führte, die sich zwischen den zahlreichen Lagerhäusern hindurchwand. Dieser Straße folgten wir. Mir gefiel der Geruch Lauras, das frische Grün der Felder, die sich bis zu den Wäldern hinzogen, der Duft des Flusses und des Holzes. Wir kamen an Lederschlitten vorbei, auf denen Granitblöcke aus den Steinbrüchen im Osten gestapelt waren, und an Ballen von Sleen und Pantherfellen aus den Wäldern. Ich streckte die Hand aus und berührte einige Felle im Vorbeigehen; sie fühlten sich sehr angenehm an.

Der Geruch nach gebratenem Tarsk wurde stärker, und zu unserer Freude bogen die Wagen ab und verschwanden in einem der riesigen Lagerhäuser. Hier war der Boden glatt. Als wir drin waren, wurden die Türen geschlossen. Wir erhielten frische Milch und gebratenes Tarskfleisch und aßen.

Plötzlich merkte ich, daß Targo vor mir stand. »Du bist hübscher geworden, seit du bei mir lebst«, sagte er.

»Ja«, sagte der einäugige Wächter hinter ihm, »und es gibt heuer einen guten Markt für Mädchen von weißer Seide.«

»Tu sie an sechste Stelle.« Targo wandte sich zum Gehen.

Ich senkte erfreut den Blick. Das bedeutete ein Aufrücken um zwei Plätze an der Vorführkette — zum Leidwesen der anderen Mädchen. Aber Targo stellte seine Mädchen nicht in Laura zum Verkauf, was mich sehr erleichterte; er wollte bessere Preise.

Nach dem Essen setzten wir unseren Weg fort und wanderten über die Holzstraße, den Wagen folgend. Als wir an einer Pagataverne vorbeikamen, sah ich ein Sklavenmädchen nackt zwischen den Tischen tanzen. Unwillkürlich blieb ich stehen und starrte sie an — so etwas hatte ich noch nie gesehen. Doch ein Speerschaft trieb mich schnell weiter.

Gegen Mittag erreichten wir ein Sklavengehege im Norden von Laura.

Es gab dort mehrere ähnliche Anlagen. Unser Gehege hatte eine gemeinsame Gitterwand mit dem Gehege Haakons aus Skjern, den Targo hier aus geschäftlichen Gründen treffen wollte. Gehege dieser Art bestehen aus einem fensterlosen Gebäude aus Balken mit einem Steinfußboden, auf dem Stroh zum Schlafen ausgebreitet wird; eine Tür führt aus diesem Gebäude in einen von Gittern umschlossenen Übungshof, der auch zum Himmel hin mit Stangen abgesichert ist.

Im Nachbargehege befanden sich etwa zweihundertfünfzig bis dreihundert Dorfmädchen, von denen manche ziemlich viel jammerten. Ich war froh, daß die Wächter wenigstens nachts für Ruhe sorgten. So konnten wir etwas schlafen.

Sie waren bereits versklavt, doch jeden Morgen setzten sie sich hin und flochten einander das lange blonde Haar. Dieser Vorgang schien ihnen wichtig zu sein, und man ließ sie auch gewähren. Targos andere Mädchen, zu denen ich gehörte, trugen ihr Haar lang und glatt ausgekämmt. Ich hoffte, daß mein Haar schnell wachsen würde. Lana hatte das längste Haar von uns allen; es reichte ihr bis zur Hüfte. Die meisten Dorfmädchen waren noch nicht mit Brandzeichen gekennzeichnet und trugen auch noch keinen

Kragen. Sie waren zumeist blauäugig, von den Räubern Haakons in den Dörfern nördlich des Laurius gefangengenommen. Die meisten wirkten keineswegs bekümmert angesichts ihre Schicksals — vermutlich war das Dorfleben für ein Mädchen ohnehin kein Zuckerschlecken. Targo durfte sich aus dieser Gruppe hundert Mädchen aussuchen. Ich hatte gesehen, wie er dem finsteren Haakon die restlichen hundertfünfzig Goldstücke zahlt und sich dann an die Arbeit machte. Die Mädchen, die zu uns ins Gehege kamen, hielten sich im Hintergrund.

Von da an hatte ich die Aufsicht über Rena aus Lydius zu führen, die abseits gehalten wurde, damit niemand sie erkannte. Ich behandelte sie nicht gut, da ich eine Abneigung gegen sie gefaßt hatte. Mehr als einmal aß ich ihre Ration auf.

Hinter Haakons Gehege machte ich den Käfig aus, in dem seine gewaltigen Tarns angekettet waren. Die großen Vögel saßen unruhig auf den Stangen, warfen die Köpfe zurück und rissen große Fetzen aus den Boskkadavern, die ihnen vorgeworfen wurden den. Manchmal zerrten sie an ihren Fußfesseln und hieben mit, den gewaltigen gelben Krummschnäbeln nach ihren Wächtern; Der Wind, den ihre wildschlagenden Flügel erzeugten, konnte einen Menschen von den Füßen reißen. Obwohl ich durch, drei Gitterwände von diesen Tieren getrennt war, hatte ich große Angst vor ihnen. Auch die nordischen Schönheiten des Haakon duckten vor den Vögeln die Köpfe oder flüchteten ängstlich auf die andere Seite des Käfigs, wenn die Tarns ihr wildes Geschrei anstimmten. Ich weiß nicht, warum sich Frauen vor den Tarns so sehr fürchten, aber bei den Männern ist das oft nicht anders, gibt nur wenige, die sich einem solchen Tier zu nähern wagen. heißt, ein Tarn weiß sofort, wer ein richtiger Tarnreiter ist und wer nicht — und wenn ein Unbefugter ihm nahe kommt, reißt er ihn in Stücke. So ist die Kaste der Tarnkrieger nur klein. Diese Männer verbrachten einen Großteil ihrer Zeit in den Tavernen Luras und stritten, spielten und tranken im Oberfluß, während sie von aufgeregten Sklavenmädchen bedient wurden. Kein Wunder, daß viele Männer, sogar Krieger, die arroganten, überlegenen Tarnreiter haßten, die an einem Abend reich, am nächsten verarmt waren, stets am Rande des Abenteuers lebend. Haakon war ein solcher Tarnkämpfer, und er erschreckte mich. Er war häßlich und machte einen verschlagenen Eindruck. Auch Targo schien nervös zu sein, wenn er mit diesem Mann zu tun hatte.

Wir blieben sechs volle Tage in dem gemieteten Gehege vor Laura. An fünf Tagen wurde ich morgens mit vier anderen Mädchen in die Stadt geschickt, um Vorräte zu holen. Zwei Wächter begleiteten uns. Doch vor einem bestimmten Gebäude trennte mich ein Wächter von den anderen Mädchen und führte mich jeden Morgen in das Haus, während die anderen zum Markt weitergingen. Bei der Rückkehr warteten sie auf der Straße, bis ich und mein Wächter wieder zu der Gruppe stießen. Ich wurde wieder an die anderen gefesselt, die Lasten wurden neu verteilt, und es ging zurück zum Gehege.

Das Gebäude, in das ich geführt wurde, gehörte einem Arzt. Ich wurde durch einen Korridor in einen besonderen Raum gebracht, in dem Sklaven behandelt wurden. Dort wurde mir der Kamisk abgenommen. Am ersten Tag untersuchte mich der Arzt, ein ruhiger Mann in der grünen Kleidung seiner Kaste. Seine Instrumente, die Versuche, die er machte — all dies ähnelte sehr den Untersuchungsmethoden auf der Erde. Besonders interessant fand ich die Tatsache, daß das Zimmer durch eine sogenannte Energiekugel erhellt wurde, eine Erfindung der Hausbauer. Diese Lampe schien keine Zuleitung und auch keine Batterien zu haben und erleuchtete doch den Raum bis in die letzten Winkel. Die Instrumente des Arztes waren ganz und gar nicht primitiv. Zum Beispiel verfügte er über eine kleine Maschine mit Anzeigegeräten und Kontrolllampen. In dieses Gerät führte er Objektträger mit Blutstropfen und Urin, Hautproben und Haarmustern ein. Mit einem Stift notierte er die Ergebnisse, die die Maschine anzeigen, die außerdem eine Art Mikroskopbild erscheinen ließ. Der Wächter hatte mir streng verboten, mit dem Arzt zu sprechen, wenn ich nicht angesprochen wurde. Obwohl der Mann nicht unfreundlich zu mir war, schien er mich doch bestenfalls für ein Tier zu halten.

Als er mit der Untersuchung fertig war, mischte er mehrere Pulver in drei oder vier Behälter zusammen, tat Wasser hinzu und rührte sie um. Dieses Mittel mußte ich trinken.

»Sie muß das Stabilisationsserum erhalten«, sagte der Arzt. Der Wächter nickte.

»Das wird in vier Injektionen eingegeben«, sagte der Arzt, und der Wächter nickte und führte mich zu einem Tisch, über den ich mich beugen mußte. Die Injektion erfolgte oberhalb der linken Hüfte und war schmerhaft.

Nach der Behandlung durfte ich mich wieder anziehen. Ich

wollte dringend mit dem Arzt sprechen — in seinem Haus, in diesem Raum. Ich hatte hier Instrumente gesehen, die auf eine fortschrittliche Technologie hindeuteten — sehr im Gegensatz zu an deren Lebensbereichen auf dieser primitiven Welt. Doch der Wächter drängte mich aus dem Zimmer, und der Arzt blickte mir überrascht nach, so flehend hatte ich ihn angesehen.

Draußen hatte ich den Eindruck, als würden wir von einem kleinen schwarzgekleideten Mann beobachtet, aber ich war meiner Sache nicht sicher.

Die anderen Mädchen warteten bereits.

Wir kehrten in den nächsten Tagen in das Haus des Arztes zurück. Am zweiten, dritten und vierten Tag erhielt ich die restlichen Stabilisierungsinjektionen. Am fünften Tag untersuchte mich der Arzt noch einmal und bestätigte dem Wächter, daß das Serum angeschlagen habe.

Am zweiten Tag hatte ich versucht, mit dem Mediziner zu sprechen; dafür wurde ich vom Wächter bestraft. Vor dem Haus sah er mich amüsiert an. »Du willst wohl den Heimweg geknebelt zurücklegen?« fragte er.

Ich schüttelte heftig den Kopf. Nein, es durfte nicht geschehen, daß Targo sich erkundigte, was ich ausgefressen hatte.

»Will die kleine Sklavin ihren Wächter um Verzeihung bitten?« fragte er spöttisch.

Ich nickte ergeben.

»Nur schade, daß du von weißer Seide bist«, sagte der Mann; kopfschüttelnd und führte mich zu den anderen Mädchen. Ich spürte, daß er mich haben wollte, und das erfüllte mich seltsamerweise mit Stolz. Ich hatte meine Macht über die Männer also doch noch nicht verloren.

Als ich am fünften Tag das Haus des Arztes verließ, hörte ich, ihn zu meinem Wächter sagen: »Ein ausgezeichnetes Exemplar!«; Es stimmte, daß ich mich in diesen Tagen gesund fühlte wie nie zuvor, auch war mir die Luft noch nie so rein und klar, der Himmel so blau vorgekommen. Mir wurde plötzlich klar, daß ich trotz meiner Situation zufrieden war. Auch wenn ich barfuß laufen mußte und herumkommandiert wurde, auch wenn ich als Sklavin der Gnade der Männer ausgeliefert war, fühlte ich mich paradoxausweise zum erstenmal richtig am Leben. Ich dachte öfter an Männer, nachdem ich nun wußte, daß sie mich attraktiv fanden. Und auch ich schien seltsamerweise ein neues Verhältnis zu ihnen zu finden, schien sie mit anderen Augen zu sehen. Der eine

hielt den Kopf auf eine bestimmte Weise, ein anderer lachte frisch und aus vollem Herzen, ein dritter hatte stämmige Beine, wieder ein anderer schöne Arme und starke Hände, eine schöne Brust oder einen wohlgeformten Kopf. Ich stellte fest, daß ich mir die Männer anzuschauen begann, daß ich ihre Nähe suchte, daß es mir nichts mehr ausmachte, ihre Sandalen zu putzen oder im Fluß nahe dem Gehege ihre Kleidung zu waschen. Einmal ertappte mich Ute dabei, wie ich verträumt die Tunika des Wächters anstarre, der mich zum Arzt begleitet hatte. Sie stieß einen Freudenschrei aus, sprang auf und deutete auf mich. Auch die anderen Mädchen blickten lachend herüber. »El-in-or wünscht sich einen Herrn!« kreischte Ute. Ich jagte sie durch das Wasser, und sie ergriff stolpernd die Flucht, eilte ans Ufer und blickte schweratmend auf mich herab. »El-in-or wünscht sich einen Herrn!« rief sie lachend.

Ich stand im Wasser, wütend, die Fäuste geballt. »Ja, na und?« fragte ich.

Aufgebracht kehrte ich an meine Arbeit zurück, und auch die anderen Mädchen wuschen weiter. Aber die Atmosphäre hatte sich irgendwie verändert. Ich lauschte, wie sie fröhlich miteinander plauderten. Was war anders? Ich trug meinen Kamisk und arbeitete wie die anderen. Es gab hier kein Penthouse, keinen Maserati, kein Vermögen, keine Hochhäuser, keinen Autolärm, kein Kreischen von Flugzeugen, keinen Smog. Nur das Lachen der Mädchen, das Rauschen des Wassers, die Arbeit, den blauen Himmel, die weißen Wolken, den Wind des weiten Landes und das wogende Gras.

Ich unterbrach meine Arbeit und atmete tief ein. Ich war nicht mehr wütend.

»Weitermachen«, sagte ein Wächter.

Ute, die ihre Wäsche auf die flachen Felsen klatschte und im kalten Wasser ausspülte, begann zu singen.

Ich war tatsächlich glücklich! Ich gehörte zu diesen Mädchen. Ich hatte mich mit meinem Schicksal abgefunden. Wie hatten sie das geschafft? Allmählich begann ich mich auf den Moment zu freuen, da ich verkauft sein würde. Ich hatte nichts dagegen, in Laura veräußert zu werden. Mir gefiel diese Stadt, dieser einfache, primitive Ort mit der herrlichen Luft, dem Wald im Norden und dem Fluß im Süden. Ich liebte die Rampen, die zum Fluß hinabführten und sich zwischen den Lagerhäusern hindurchwandten, den geschnitzten,

bunten Holzschmuck an den Häusern, die schwarzen Dachschindeln, den Geruch nach Bosks auf den Rampen und das Knarren der Wagen, den Duft nach Fisch und Salz und schimmernden Tharlaron, den Geruch nach Fellen und frisch gesägtem Holz an den Docks. Und die Männer dieser Stadt gefiele mir in ihren groben Tuniken, lebensstrotzende, kräftige Männer mit fröhlichem Lachen, Männer, die fest zupackend in der klaren Luft und auf dem Fluß arbeiteten. Ich fragte mich, ob es mein Schicksal sein würde, mit einem von ihnen auf dem Wagen zu fahren oder in Gesellschaft eines Fischers nachts mit Fackeln auf den Fluß hinauszufahren. Ich fragte mich, ob ich geschickt auf dem Marktplatz würde schachern müssen, und ob mein zukünftiger Herr wohl meine Küche mochte. Ich fragte mich, ob er mich auf Reisen mitnehmen würde. Ja, zum erstenmal im Leben hatte ich nichts dagegen, eine Frau zu sein und an der Seite eines einfachen Mannes ein entbehrungsreiches aber erfülltes Leben zu führen.

An diesem Nachmittag rief mich Targo zu sich. Erschreckt kniete ich vor ihm nieder.

»Heb den Kopf«, sagte er.

Ich gehorchte.

»Wenn die Vorführkette ausgelegt wird«, sagte er, »bist du ab heute elftes Mädchen.«

Ich traute meinen Ohren kaum. »Danke, Herr«, sagte ich leise. Zur Kette des Targo gehörten noch sechzehn Mädchen. Die hundert Dorfmädchen zählten nicht; sie sollten nur in Ar verkauft werden.

»Du bist jetzt hoch oben an der Kette«, sagte Targo, »ich bin zufrieden mit dir.«

Ich freute mich sehr über seine Bemerkung. Hastig lief ich zum Gehege zurück, und der Wächter öffnete mir den Käfig und ließ mich eintreten. Ich ging sofort zu Ute und erzählte ihr, daß ich nun elftes Mädchen war.

Wir umarmten uns vor Freude.

Lana war ranghöchstes Mädchen, die Nummer sechzehn. Dann kam Inge, weil sie einer hohen Kaste angehört hatte. Ute war vierzehntes Mädchen.

Es bringt nicht nur Prestige, hoch an der Kette zu stehen, sondern in der Regel erzielt man dann auch einen besseren Preis und bekommt einen gut bestallten Herrn. |

Stolz spazierte ich vor Ute und Inge auf und ab. »Ich hätte

nichts dagegen«, sagte ich hochmütig, »wenn mein Herr mich in Seide kleidet.«

Wir lachten.

»Hoffen wir nur«, sagte Inge, »daß du nicht von einem Pagawirt gekauft wirst.«

Ich blickte sie verärgert an.

»Die können sich oft die besten Mädchen leisten«, sagte Inge, und ich schluckte. »Allerdings«, fuhr sie fort, »kommen nur sehr wenige Mädchen in Tavernen. Vielleicht wirst du Bedienungssklavin oder Haussklavin.«

Ich reckte mich wohlig. »Nein«, sagte ich. »Ich glaube, ich werde Vergnugungssklavin.«

»Ohne Training?« fragte Inge lachend.

»Das kann ich alles lernen«, versicherte ich.

»Wie ich gehört habe«, schaltete sich Ute ein, »sollen wir alle in Ko-roba ausgebildet werden.«

»Ich lerne bestimmt ausgezeichnet«, sagte ich.

»Wie sehr du dich verändert hast!« rief Ute aus. »Sie haben dir Spritzen gegeben, nicht wahr?«

»Was hat das damit zu tun?« fragte ich geringschätzig.

»Oh, eine ganze Menge«, versicherte Inge, und wir lachten. Am Nachmittag dieses Tages gab es im Gehege eine kleine Abwechslung. Ein Jahrmarktsgaukler mit spitzem Hut und einer Feder daran, in eine schreiend bunte Robe gekleidet und clownisch bunt angemalt, führte ein seltsames Tier bei sich. Für eine kupferne Tarnmünze wollte er uns eine kleine Vorstellung geben,

Wir alle — sogar die Dorfmädchen — flehten Targo an, die Erlaubnis zu geben. Zu unserer Freude willigte Targo ein, und der kleine Marktschreier mit dem seltsamen Tier schuf sich eine kleine Bühne auf der anderen Seite, abseits des Gitters, das die gemeinsame Trennwand zwischen unserem und Haakons Gehege bildete. Wir und die hundert Dorfmädchen drückten uns begeistert an das Gitter, um ihm zuzuschauen.

Der kleine Mann mit der weiten, lustigen Kleidung und dem angemalten Gesicht kam mir irgendwie bekannt vor, doch ich wußte, daß das unmöglich war. Wie absurd! Er tanzte und schlug Saltos und sang lustige Lieder vor dem Gitter. Er war ein kleiner, agiler Mann. Er hatte scharfe Augen und schnelle Hände. Und er erzählte lustige Geschichten und Witze. Er führte auch Zauberkunststücke vor — mit Seidentüchern und Halsbändern — und

jonglierte mit farbigen Reifen herum, die er an seinem Gürtel trug. Schließlich griff er durch die Gitterstäbe und tat, als finde er Münzen im Haar der Mädchen. Zu meinem Entzücken zog er aus meinem Haar einen Silbertarsk. Die anderen schrien neidisch auf — das war die kostbarste Münze, die er fand. Ich errötete vor Freude, und Lana war beleidigt.

Während der ganzen Vorstellung hatte das Ungeheuer des Mannes geschlafen, im Gras zusammengerollt; seine Kette wurde von einem Wächter gehalten.

Schließlich wandte sich der Marktschreier mit einer Verbeugung an sein Tier, nahm dem Wächter die Kette ab und sagte im Befehlston: »Wach auf, du Faulpelz! Steh gerade!«

Das Tier machte uns angst. Wir freuten uns, daß es so zahm war und dem kleinen Mann offenbar aufs Wort gehorchte.

Langsam stemmte sich das Tier auf die Hinterbeine, hob die Pfoten und gähnte.

Mehrere Mädchen schrien auf, und ich wich einige Zentimeter zurück. Es war ein unglaublich häßliches, großäugiges Pelzwesen. Es hatte lange, spitze Ohren, war etwa zweieinhalb Meter groß und mochte an die siebenhundert Pfund schwer sein. Es hatte eine breite, ledrige Schnauze mit zwei Nüstern. Das Maul war riesig, groß genug, um einen Menschenkopf zu verschlingen, und mit zwei Reihen spitzer Zähne ausgerüstet. Vier große Hauer vervollständigten das Gebiß, von denen die beiden oberen Reißzähne auch bei geschlossenem Maul herausragten. Das Biest hatte eine lange, dunkle Zunge. Die Vorderbeine waren länger als die Hinterbeine. Ich hatte schon gesehen, wie es sich trottend auf den Hinterbeinen und Gelenken der Vorderpfoten bewegte, aber jetzt sah ich, daß die Vorderpfoten mehr wie Arme und Hände wirkten. Ja, sie hatten sechs Gelenke und waren beweglich wie Tentakel, die in klauengleichen Fingern endeten. Auch an den Hinterbeinen hatte es Klauen, die sich einziehen ließen, wie uns der Marktschreier mit scharfen Kommandos vorführte. Die Klauen waren fast zehn Zentimeter lang, sichelförmig und sehr spitz. Ich vermochte mir nicht darüber klar zu werden, ob ich mir dieses Tier als Vierbeiner oder als menschenähnliches Wesen mit zwei Beinen und zwei Armen vorstellen sollte. Einen Schwanz hatte es jedenfalls nicht.

Am auffälligsten waren vielleicht die Augen. Sie waren groß und hatten schwarze Pupillen. Einen Moment lang bildete ich mir

ein, sie wären auf mich gerichtet — nicht als die Augen eines Tiers, sondern als die eines Vernunftwesens, das mich erkannt hatte. Doch im nächsten Moment war der Blick wieder leer und nichtssagend, der stumpfe Blick eines dressierten Bären, der seine Nummern vorführt. Ich verdrängte das Unbehagen, das ich empfand.

Wir klatschten Beifall, als das Tier seine Vorstellung fortsetzte. Es hockte sich auf den Hintern und machte mit den Vorderpfoten komische Bewegungen. Dann wieder purzelte es kopfüber durch den Sand. Schließlich stimmte es ein durchdringendes Jammergeschrei an.

Der Gaukler warf dem Tier ständig kleine Stücke Boskfleisch zu — als Belohnung für gelungene Kunststücke. Manchmal beschimpfte er es und zögerte, das Fleisch aus der Hand zu geben. In solchen Fällen senkte das Tier den Kopf wie ein gescholtenes Kind, woraufhin es dann doch sein Fleisch bekam.

Den Wächtern gefiel die Vorstellung ebenso wie uns Mädchen. Ich sah, daß auch Targo lachte und sich den mächtigen Bauch hielt. Manchmal gab der kleine Mann auch den Mädchen die Fleischstücke, damit sie das Tier fütterten. Lana durfte es wiederholt tun und sah mich triumphierend an. Ich hatte zuviel Angst vor dem Ungeheuer, um mich mehr als einmal zu melden. Das Stück Fleisch verschwand in dem gewaltigen Maul, und die großen runden Augen blinzelten schlaftrig und zufrieden. Die Mädchen lachten. Ich wich erschrocken zurück, als mich diese Augen wieder so merkwürdig musterten.

Am Schluß der Vorstellung verbeugte sich der Gaukler tief vor uns und setzte schwungvoll seine spitze Kappe auf. Wie sehr uns diese Demutsgeste freute! Wir schlugen uns mit der linken Hand gegen die rechte Schulter, streckten ihm durch die Gitterstäbe die Arme entgegen. Doch die Vorstellung war aus.

Der Mann trat zurück.

Stille trat ein.

Das Ungeheuer stemmte sich schlaftrig auf den Hinterpfoten hoch und betrachtete uns. Plötzlich stieß es ein schreckliches Brüllen aus und sprang auf das Gitter zu, die riesigen Klauen nach uns ausgestreckt, das gewaltige, zahnbewehrte Maul aufgerissen. Es prallte gegen die Gitterwand, langte hindurch; seine Zähne scharrten am Metall entlang, seine Kette klickte gegen die Stäbe. Wir stolperten erschrocken kreischend zurück, versuchten zu fliehen, behinderten uns jedoch gegenseitig.

Von allen Seiten bedrängten mich die anderen fliehenden Sklavinnen, drückten gegen mich, warfen mich um. Und ich konnte mich nicht in Sicherheit bringen, denn die anderen, die weiter hinten gestanden hatten, begriffen nicht gleich, was los war. Ich schrie verzweifelt. Schließlich merkten wir, daß die Wächter und, Targo aus vollem Halse lachten. Sie hatten Bescheid gewußt. Der Angriff des Tiers hatte noch zur Vorstellung gehört — etwas, das uns gar nicht schmeckte. Wie komisch mußten wir gewirkt haben, wie wir uns entsetzt vor dem Ungeheuer in Sicherheit bringen wollten: Wie belustigend für die Wachen und für Targo und den kleinen Gaukler, der ungeniert den wild strampelnden Haufen Mädchen betrachtete. Das Monstrum saß ruhig neben ihm und fuhr sich schläfrig mit der Zunge über die Lefzen, blinzelte in die Runde.

Nach und nach entflochten wir den Wirrwarr. Wir waren beschämmt und verlegen, so sehr hatten wir uns täuschen lassen, so elend war unsere Flucht mißlungen. Aber schließlich hatten wir Angst gehabt. Einige standen in der Nähe der winzigen Tür zu dem schweren Holzhaus, jeden Augenblick bereit, die Flucht zu ergreifen. Andere hatten sich an der gegenüberliegenden Gitterwand in Sicherheit gebracht. Die meisten standen einige Meter von dem Gitter entfernt, glätteten ihre Kamisks und starnten erbost auf die lachenden Männer. Für wie schlau sie sich hielten! Wahrscheinlich waren sie mutige Kämpfer, die sich des Ungeheuers erwehrt hätten, während wir wie furchtsame Kinder zurückgescheut waren! Aber was hatten sie erwartet — so war es nun einmal! Sie waren das stärkere Geschlecht, auf dieser Welt mehr als sonstwo!

Ute und mehrere Mädchen begannen zu lachen — über sich selbst, über uns Mädchen. Es war ein herrlicher Spaß auf unsere Kosten gewesen. Was für ein schöner Abschluß der Vorstellung! Ich konnte nicht lachen, aber ich brachte wenigstens ein Lächeln zustande. Die Mädchen winkten nun dem Clown zu, der sich lächelnd verbeugte, die Kette seines seltsamen Tiers nahm und sich zum Gehen wandte.

Einige Mädchen setzten sich zum Spielen zusammen, woran sich erstmals auch Mädchen aus dem Norden beteiligten. Wir hatten uns einen Tuchball zurechtgemacht und warfen ihn lachend herum. Andere hockten zusammen und erzählten sich, was sie alles erlebt hatten. Wieder andere saßen sich kniend gegenüber und spielten mit Bindfaden ein kompliziertes Musterspiel.

Einige spielten >Steine<, wobei ein Spieler die Anzahl der Steine erraten muß, die der andere in der Hand hält. Ich versuchte mich am Bindfadenspiel, brachte es jedoch nicht weit. Ich kam immer durcheinander, wenn ich die komplizierten Muster nachzuahmen versuchte. Die anderen Mädchen belächelten meine Ungeschicklichkeit. Besonders die Sklavinnen aus dem Norden stellten sich sehr geschickt an.

»Das erfordert viel Übung«, bemerkte Ute.

»In den Dörfern hat man auch kaum anderes zu tun«, sagte Lana, die sich weigerte, an dem Spiel teilzunehmen.

Beim >Stein-< Spiel jedoch war ich sehr zufrieden mit mir. Zwei Spieler sind abwechselnd an der Reihe. Jeder Spieler hat die gleiche Anzahl >Steine<, gewöhnlich zwei bis fünf pro Teilnehmer. Diese >Steine< sind Kiesel oder Glasperlen, doch in den Städten kann man kleine polierte Kisten mit zehn >Steinen< kaufen, bei denen es sich um polierte Ovalsteine mit hübschen Mustern bis zu kostbaren Juwelen handeln konnte. Der Zweck des Spiels ist es, die Anzahl der Steine zu erraten, die der andere in der Hand oder in den Händen verbirgt. Rät man richtig, gibt es einen Punkt. Das Spiel wird zu Anfang auf eine bestimmte Anzahl von wechselseitigen Ratevorgängen festgelegt, gewöhnlich fünfzig. In der Regel versucht man, einen der Gegner zu überlisten, indem man die Anzahl der gehaltenen Steine wechselt. Ich war hierbei recht erfolgreich und besiegte die meisten Mädchen, sogar Inge. Ich forderte Lana heraus, die jedoch nicht mit mir spielen wollte. Nur Ute vermochte ich nicht zu schlagen. Das ärgerte mich, denn Ute war ein kleines Dummerchen. Sie sprach ja nicht mal ihre eigene Sprache richtig! Aber es fiel mir schwer, Ute etwas nachzutragen.

Der Nachmittag war ein voller Erfolg gewesen. Ich war elftes Mädchen geworden, hatte die Vorstellung des Gauklers gesehen und mich bei Spielen vergnügt.

Kurz darauf sah ich einen Wagen voller Pagafässer im Gehege eintreffen. Die Fuhré wurde von den Wächtern freudig begrüßt. Heute abend sollte gefeiert werden. Morgen sollten wir dann das Gehege verlassen und die Überlandreise in südöstlicher Richtung nach Ko-ro-ba antreten — und von dort ging es dann weiter nach Ar.

Targos Wagen, nun sechzehn Fahrzeuge, die in Laura samt Ihren Boskgespannen hinzugekauft worden waren, standen in verschiedenen Entfernung vom Gehege zu zweit oder dritt beieinander und bildeten isolierte Lager für die Wächter. Außer den

neun Männern, die bei meiner Gefangennahme zu Targo gehört hatten, waren achtzehn neue Wächter zur Mannschaft gestoßen. Sie waren in Laura angeworben worden, ausgesuchte, zuverlässige Männer, keine unbekannten Söldner. Auf seine Weise verstand es Targo, seinen Besitz zu sichern.

Ute eilte fröhlich herbei und nahm meinen Arm.

»Wenn heute abend das Essen ausgegeben wird«, sagte sie lachend, »sollen Lana, du und ich nicht hingehen.«

»Warum nicht?« fragte ich.

Ute deutete durch die Gitterstäbe auf eine der Wagengruppen etwa hundert Meter vom Gehege entfernt. Fünf Wächter kampierten dort. »Sie haben Targo gebeten, daß wir sie bedienen dürfen!«

Ich freute mich. Es gefiel mir, mich wieder einmal außerhalb des Geheges bewegen zu dürfen, und auch gegen die Gesellschaft der Männer hatte ich nichts, die zu Targos alter Mannschaft gehörten.

Als es dunkel wurde, gingen Lana, Ute und ich nicht zum Essen. Ich brachte Rena aus Lydius ihre Ration und ihr Wasser Anschließend hängte ich den Wasserbeutel wieder an seinen Ort und gab die Schale an ein Nordmädchen weiter, das mit einigen anderen Küchendienst hatte. Dann ging ich mit Ute und Lana zur Gittertor, um zu warten. Ich hatte Hunger.

»Wann können wir denn essen? fragte ich Ute.

»Wenn es den Herren gefällt — und wenn wir den Herren gefallen haben.« Ich sah sie besorgt an. »Keine Sorge — du bist von weißer Seide, dir passiert schon nichts.«

Wenige Minuten später wurden wir von drei Wächtern abgeholt. Das Tor wurde aufgeschlossen, und wir eilten hinaus. Ich war aufgeregt; dieser Abend mochte spannend werden.

Im Lager der Wächter bereiteten wir sorgfältig das Mahl. Männer waren in bester Laune und belohnten uns, indem sie uns Fleischstücke zukommen ließen.

»Hol Paga!« befahl einer der Männer, als sie gesättigt waren

Ich ging zum Wagen, um eine der großen Pagahäute zu holen, die dort hingen. Das Gras fühlte sich angenehm an unter meinen bloßen Füßen. Ich glaubte jeden Halm zu spüren. Ich spürte den groben Stoff meines Kamisk am Körper.

Hinter dem Feuer sah ich in der Ferne den schwarzen Streifen der nördlichen Wälder. Aus der Ferne gellte der Schrei eines jagenden Sleen herüber. Ich erschauderte.

Dann hörte ich das Lachen der Männer und wandte mich wieder dem Feuer zu.

Zum Gehege hin sah ich da und dort andere Feuer auf der Wiese, andere Wagengruppen.

Morgen also fuhren Targo und seine Wagen nach Laura zurück, überquerten dort den Fluß und begannen die Landreise nach Ko-ro-ba, auch die Türme des Morgens genannt, und von dort zum luxuriösen Ar. Die Reise war nicht nur lang und beschwerlich, sondern auch gefährlich.

»Paga«, rief der Wächter ungeduldig.

Ich eilte zu ihm.

Der Wächter reichte mir ein Stück Fleisch, und ich steckte es mir in den Mund, biß das rauchige verkohlte Äußere durch, bis ich den saftigen Kern des Bissens erreichte. Währenddessen spritzte sich der Mann einen roten Pagastrahl in den Mund.

Ich schloß die Augen und fuhr mit der Zunge über die Lippen und genoß den köstlichen Geschmack des Fleisches.

Ich blickte in die Flammen. Die Schatten tanzten auf den Wagen hin und her.

Ute summte leise vor sich hin.

»Ich will tanzen«, sagte Lana. Sie lag neben einem der Wächter, den Kopf an seine Hüfte geschmiegt.

Die Männer hatten großen Gefallen an uns gefunden — und hatten offenbar schon damit gerechnet, denn zu unserer Freude hatten sie eine kleine Flasche Ka-la-na-Wein mitgebracht, den sie uns schluckweise einflößten. Nie zuvor hatte ich auf der Erde einen so vollmundigen Wein getrunken, der hier auf dieser Welt nur eine kupferne Tarnmünze kostete und reichlich vorhanden war, daß man ihn sogar einer Sklavin geben konnte. Es war der erste goreanische Wein, den ich zu kosten bekam. Es heißt, Ka-la-na habe eine ungewöhnliche Wirkung auf Frauen, und das mag stimmen.

Ich nahm die Hand des Wächters, neben dem ich kniete, und legte sie mir auf die Hüfte. Wir schauten uns an.

»Was hast du mit mir vor, Herr?« fragte ich.

Er lachte. »Du kleiner Seidensleen«, sagte er, nahm seine Hand fort und reichte mir noch ein Stück Fleisch. »Targo würde mir den Rücken blutig peitschen lassen«, knurrte er.

»Ja, Herr«, lächelte ich.

»Sie ist nur von weißer Seide«, sagte Lana. »Aber ich bin von roter Seide. Ich kann dir gefallen.«

»Lana«, sagte ich hochmütig, »könnte nicht einmal einer Urt; gefallen!«

Lana schrie vor Wut auf, und als Ute und die Männer lachten, warf sie sich auf mich. Doch einer der Männer packte ihr Fußgelenk und zerrte sie zurück.

»Wenn du soviel Energie hast«, sagte er, »kannst du ja für uns tanzen.« Lana blickte ihn lächelnd an. »Ja, Lana will tanzen.« Und sie warf mir einen haßerfüllten Blick zu. »Wir wollen mal sehen, wer den Männern Freude machen kann!« rief sie.

Der Wächter reichte ihr noch einmal die Ka-la-na-Flasche, schnallte ihr zwei Tanzglöckchen um und trat zurück.

Lana warf den Kopf in den Nacken, ließ ihre Haare fliegen; dann begann sie mit dem rechten Fuß zu stampfen. Währenddessen fingen Ute und die Männer zu singen an und in die Hände zu klatschen, und einer der Wächter schlug rhythmisch auf seinen Lederschild.

Ich glaubte in der Dunkelheit hinter den Wagen eine Bewegung wahrzunehmen, aber als ich genauer hinschaute, war nichts, zu erkennen.

Lana tanzte im Schein des Feuers. Sie war bildschön. Ich spürte plötzlich, daß sich die Hand des Wächters neben mir um meinen Rücken legte und mich herabzog. Hinter mir erklang das Rasseln von Lanas Glocken, doch ich achtete nicht darauf. Der Mann sah mich an.

»Küß mich«, sagte er.

Ich beugte mich über ihn, eine goreanische Kajira, die ihrem Herrn gehorcht. Mein Haar fiel ihm übers Gesicht. Meine Lippen näherten sich gehorsam den seinen. Ich zitterte.

Nein! rief plötzlich eine Stimme in mir. Ich bin keine Sklavin!

Ich versuchte zurückzuweichen, doch seine Hände hielten mich fest. Erschrocken wehrte ich mich, versuchte mich loszureißen. Doch ich entkam ihm nicht.

Mein plötzliches Entsetzen schien ihn zu verwirren. Aber ich kam mir wirklich hilflos vor, verzweifelt bei dem Gedanken, den letzten Rest meiner Freiheit zu verlieren.

»Faß mich nicht an!« zischte ich.

Er drehte mich mühelos herum und drückte mich ins Gras.

»Ich hasse dich!« klagte ich leise.

Zorn trat in seine Augen, gefolgt von Entschlossenheit. Ich sollte ihn nicht zum Narren halten! Sein Kopf näherte sich meinem

Hals. Lanas Glöckchen klirrten. Weinend wandte ich den Kopf, reglos im Griff der starken Hände.

Plötzlich erschienen Gestalten ringsum. Schläge fielen. Lana begann zu schreien, doch der Laut wurde sofort gedämpft. Auch Ute versuchte zu schreien, brach jedoch ebenfalls ab. Die Männer versuchten sich aufzurichten, ärgerlich brüllend. Schläge fielen in der Dunkelheit, mächtige Schläge. Der Mann, der mich umfangen hielt, sprang halb auf, als ihn etwas Großes und Schweres am Kopf traf. Er sank ohne einen Laut ins Gras. Ich versuchte mich aufzurappeln, doch zwei Gestalten, offensichtlich Mädchen, warfen sich auf mich. Ein drittes Mädchen warf mir eine Würgeschlinge um den Hals und zog sie an, so daß mir fast die Luft abgedreht wurde. Als ich den Mund öffnete, um nach Luft zu schnappen, steckte mir jemand einen Knebel hinein. Daraufhin ließ der Druck um meinen Hals nach, und ich konnte wieder atmen. Man warf mich brutal auf den Bauch und fesselte mir die Handgelenke hinter dem Rücken, ehe ich wieder hochgezerrt wurde.

»Facht das Feuer an!« sagte die Anführerin der Mädchen, eine große, blonde Gestalt. Sie bot einen faszinierenden Anblick. Sie trug einen leichten Speer und Fellkleidung. Goldene Schmuckstücke zierten ihre Arme und ihren Hals.

Ein Mädchen warf Holz aufs Feuer. Ich blickte mich um. Mädchen knieten neben den letzten beiden Wächtern und fesselten sie, standen schließlich auf.

Ich sah, daß Lana und Ute ebenfalls gefesselt und geknebelt waren.

»Wollen wir die Männer versklaven?« fragte ein Mädchen.

»Nein«, sagte die große blonde Frau.

Daraufhin deutete die Fragende auf Ute und Lana: »Was machen wir mit denen, Verna?«

»Ihr habt's ja gesehen«, erwiderte die Anführerin. »Laßt sie hier. Sie sind Kajirae.«

Es handelte sich offenbar um Panthermädchen, die ungebunden in den nördlichen Wäldern lebten und dort Männer versklavten, wenn ihnen der Sinn danach stand.

Zweifellos hatten sie meinen Kampf gegen den Wächter bemerkt. Ich war keine Kajira! Bestimmt wollten sie mich in ihre Gruppe aufnehmen! Endlich war ich frei! Vielleicht konnten sie mir auch helfen, jemanden zu finden, der mir die Rückkehr zur

Erde ermöglichen konnte. Jedenfalls hatte mein Sklavinnendasein nun ein Ende.

Aber vorläufig ließ man mich geknebelt im Gras stehen, die Hände auf dem Rücken gefesselt.

»Zerrt die Männer ans Feuer und legt sie hin«, befahl Verna
Zu zweit schoben die Mädchen die Wächter ans Feuer, die nur langsam wieder zu sich kamen. Die Angreiferinnen warfen ihr Knüppel fort, stemmten die Hände in die Hüften und blickten triumphierend auf ihre Opfer nieder. Mich verließ der Mut.

Das große blonde Mädchen näherte sich Lana, die hilflos im Gras lag. Mit dem Speer rollte sie die Liegende auf den Rücken Lana starre entsetzt zu der wilden Gestalt empor. Verna setzt ihr die Speerspitze an die Kehle.

»Du hast gut getanzt«, sagte sie.

Lana begann zu zittern.

Verna starre sie verächtlich an, nahm den Speer fort und trat Lana heftig in die Rippen. »Kajira!« sagte sie geringschätzig.

Dann ging sie zu Ute hinüber und wiederholte die Behandlung

»Bindet die Männer so fest, daß sie am Feuer sitzen«, befahl Verna schließlich.

Die Mädchen — es mochten etwa fünfzehn sein — gehorchten stumm. Aus der Ferne mußte es so aussehen, als säßen die Männer friedlich am Feuer.

Nun kam Verna auf mich zu. Sie machte mir angst. Sie war groß und kräftig. Ihr Gang, ihre Bewegungen hatten etwas katzenhaft Arrogantes. Sie wirkte großartig und unbezähmbar in ihrer kurzen Fellkleidung mit dem goldenen Schmuck. Sie legte mir die Speerspitze unter das Kinn und hob meinen Kopf an.

»Was machen wir mit den Sklavinnen?« fragte ein Mädchen.

Verna drehte sich um und betrachtete Lana und Ute. »Binde sie zu Füßen ihrer Herren fest.« Dann wandte sie sich wieder in meine Richtung und musterte mich lange Zeit. Schließlich sagt sie: »Kajira!« Ich schüttelte wild den Kopf.

Einige Mädchen durchsuchten die Wagen, suchten Nahrungsmittel, Münzen, Flaschen, Messer und andere nützliche Dinge zusammen.

Dann war die Gruppe zum Abmarsch bereit.

Die Männer, die am Feuer saßen, bäumten sich hilflos in ihren Fesseln auf, aber sie konnten nichts tun.

Aus der Ferne sah es so aus, als säßen sie feiernd um das Feuer, zwei Kajirae zu ihren Füßen.

Ich blickte zu den anderen Feuern und Wagengruppen hinüber. Niemand hatte den Überfall bemerkt. In einem der Lager wurde gesungen.

»Ich bin Verna!« sagte das Mädchen zu den Männern, »ein Panthermädchen aus den Nördlichen Wäldern. Ich versklave Männer, wenn es mir gefällt. Wir verachten euch! Wir haben euch überlistet und euch gefangengenommen. Wenn wir wollten, würden wir euch mitnehmen und euch beibringen, wie es ist, Sklave zu sein!« Mit diesen Worten ließ sie ihren Speer vorzucken, der die Haut der Wächter ritzte.

»Männer!« lachte Verna verächtlich und wandte sich ab.

Ohne sich noch einmal umzusehen, marschierte sie auf den Fernen Wald zu.

Ihre Mädchen folgten ihr, das Feuer, die Männer und Ute und Lana zurücklassend. Die Würgeschlinge schnitt mir in den Hals, und halb stolpernd, die Hände auf dem Rücken gefesselt, wurde ich mitgeschleppt, einem Ungewissen Schicksal entgegen, das so dunkel vor mir lag wie der Wald, auf den wir zuhielten.

-9-

Die Würgeschlinge ist ein überaus praktisches Werkzeug, wenn man einen gefesselten Sklaven im Zaum halten will. Ich mußte fügsam jedem Schritt meiner Hässcher folgen. Ich konnte keinen Widerstand leisten, ohne mich automatisch zu erwürgen.

Die Mädchen bewegten sich mit schnellen Schritten im Gänsemarsch durch das Unterholz am Rande des Waldes. Ich spürte Blätter und Äste unter meinen Füßen. An einer Stelle machten wir nur lange genug Rast, um einige Äste fortzuräumen und die leichten Speere und Bögen aufzunehmen, die dort versteckt waren. Jedes Mädchen trug zusätzlich an der Hüfte ein Sleenmesser.

Die Anführerin bildete die Spitze der Kette; sie hatte sich Bogen und Pfeilköcher auf den Rücken geschnallt und den Speer in die Hand genommen. Manchmal blieb sie stehen und hob den Kopf als prüfe sie die Luft mit der Nase, doch jedesmal nahm sie die Wanderung wieder auf. In meinem Zustand konnte ich wenig gegen die Äste tun, die gegen meinen Körper peitschten; wenn ich stolperte oder vor Schmerz stehenblieb, zwang mich die erbarmungslose Schlinge sofort weiter.

Nach etwa einer Stunde hob Verna die Hand, und die Mädchen blieben stehen.

»Wir machen Rast«, sagte sie.

Es war nicht leicht gewesen, uns durch das Unterholz einen Weg zu suchen. Wir waren immer noch im Vorgebiet des eigentlichen Waldes; bis wir die hohen Bäume erreichten, die riesigern Turs, mochte noch eine Stunde vergehen.

»Hinknien!« befahl das Mädchen, das meine Leine hielt.

Schweratmend gehorchte ich.

Ein Mädchen erkletterte einen Baum in der Nähe. Sekunder später warf sie Wasserflaschen und eingewickelte Bündel getrockneter Fleischstreifen durch das Mondlicht herab.

Mit untergeschlagenen Beinen im Laub sitzend, reichten die Mädchen die Flaschen herum und begannen auf dem Fleisch herumzukauen.

Als sie getrunken und gegessen hatten, wandten sie sich mir zu. Ich hob den Kopf, und Verna stellte sich mit gezogenem Messer vor mir auf.

»Verpaß ihr eine Narbe«, sagte das Mädchen, das mich an der Leine führte.

Ich starre Verna entsetzt an.

»Hast du Angst, daß du dann nicht mehr so hübsch bist?« fragte Verna.

»Daß du den Männern nicht mehr gefällst?«

Ich schloß die Augen und spürte, wie sich die Klinge zwischen meiner Wange und dem Knebel bewegte, der losgeschnitten wurde. Ich hätte vor Schreck fast das Bewußtsein verloren. Mit der Zunge drückte ich den unangenehmen Klumpen aus meine Mund.

Verna hatte ihr Messer wieder in den Gürtel gesteckt.

Ich sagte so ruhig ich konnte: »Ich habe Hunger und Durst.«

»Deine Herren haben dich doch gut gefüttert«, sagte Verna.

»O ja, sie ist gefüttert worden!« rief ein Mädchen und schnaubte verächtlich durch die Nase. »Sie wurde mit der Hand gefüttert wie ein Haustier!«

»Die Männer haben sicher ihren Spaß mit dir«, sagte Verna.

»Ich bin keine Sklavin«, sagte ich.

»Aber du trägst das Zeichen eines Mannes«, sagte Verna.

Ich errötete.

»Wir wissen, wie sich eine Sklavin bewegt. Ihr Körper verrät sie. Und dein Körper verrät dich. Gib es zu.

»Du willst einem Mann gehören! Du bist scharf drauf, bei einem Mann zu liegen. Das sieht man dir doch an.«

»Nein, nein!« beteuerte ich. »Ihr habt gesehen, wie ich mich gewehrt habe!«

»Oh, wie schön!« Verna musterte mich kühl. »Wie viele zählst du hier in der Runde?« fragte sie.

»Fünfzehn«, antwortete ich.

»Meine Gruppe«, sagte Verna, »zählt genau fünfzehn Leute. Das halte ich für eine passende Anzahl — zum Schutz, zur Nah-rungssuche, zum Verstecken im Wald.« Sie sah mich an. »Einige Gruppen sind kleiner, andere größer, aber wir sind fünfzehn. Möchtest du eine von uns werden?«

»Ja!« rief ich.

»Dann bindet sie los.«

Die Würgeschlinge wurde mir abgenommen. Ich stand auf und rieb mir die Handgelenke.

Die Mädchen legten ihre Speere weg. Das Licht der drei Monde drang durch die Bäume.

Verna zog ihr Sleenmesser und reichte es mir. Die anderen Mädchen stellten sich halb geduckt vor mir auf.

»Wessen Platz willst du einnehmen?« fragte Verna.

»Ich verstehe nicht, was du meinst?« sagte ich.

»Du mußt eine von uns töten«, sagte Verna.

Ich schüttelte entsetzt den Kopf und flüsterte: »Nein.«

»Kämpfe gegen mich, Kajira«, zischte das Mädchen, das mich an der Leine geführt hatte. Ein anderes Mädchen sprang mit gezücktem Messer auf mich zu.

Ich schrie auf, warf die Klinge fort und sank schluchzend in die Knie.

»Fesselt sie!« befahl Verna.

Das Mädchen, das mich geführt hatte, schnürte mir erbarmungslos die Handgelenke zusammen. Ich hatte Angst vor ihr.

Verna beobachtete mich, wischte Schmutz und Blätter von ihrem Sleenmesser, das ich zu Boden geworfen hatte, und steckte es wieder in den Gürtel. Dann nahm sie ihren Speer zur Hand, und die anderen Mädchen machten sich ebenfalls marschbereit.

Ich wußte, daß ich anders war als diese Frauen.

»Warum habt ihr mich mitgenommen?« fragte ich leise.

Verna sah mich lange an und sagte schließlich: »Ein Mann interessiert sich für dich. Er hat dich gekauft.«

Und geführt von Verna, setzte sich die Truppe wieder in Bewegung, wanderte lautlos durch den mondhaften Wald.

Wieder zog sich der Würgekragen um meinen Hals zu, und mit gequälten Atemzügen folgte ich meinen Peinigern,

Etwa eine Stunde später hob Verna die Hand, und wir blieben stehen.

»Sleen«, sagte die Anführerin leise.

Die Mädchen sahen sich um. Verna hatte das Tier irgendwie gerochen.

Die meisten sahen sich nach ihrer Warnung prüfend um. Offenbar konnten nur wenige das Tier wittern.

Nach einer Weile nickte Verna, und wir setzten unseren Marsch fort.

Die Mädchen wirkten unruhig und gereizt. Mehr als einmal sah ich sie heimlich zu den Monden emporblicken.

»Verna«, sagte eine.

»Still«, erwiderte die Anführerin.

»Wir hatten die Männer in unserer Gewalt«, sagte ein Mädchen beharrlich. »Wir hätten sie als Sklaven mitnehmen sollen.«

»Nein«, sagte Verna.

»Der Kreis«, sagte jemand von weiter hinten. »Wir müssen zum Kreis gehen.«

Verna blieb stehen und drehte sich um.

»Er liegt auf unserem Weg. Bitte, Verna.«

Verna musterte ihre Mädchen. »Also gut«, sagte sie. »Wir rasten am Kreis.«

Die Mädchen entspannten sich sichtlich. Ich verstand nicht, was hier vorging.

Mir war elend zumute. Mit einem Schmerzensschrei quittierte ich den Hieb eines Astes, der mir überraschend gegen den Bauch peitschte. Das Mädchen, das mich führte, zog brutal die Schlinge zusammen. »Ruhe, Kajira!« zischte sie.

Bei diesen stolzen, freien Frauen galt eine Kajira nichts. Ich war anders als sie.

Verna hatte gesagt, ein Mann habe mich gekauft. Ich wurde ihm gebracht, ihm, meinem Herrn. Wer möchte es sein?

Nach einer weiteren Stunde erreichten wir die Turbäume. Es war ein atemberaubender Anblick.

Die Mädchen blieben stehen.

Ich sah mich um. Die Wälder der nördlichen gemäßigten Zonen

Gors sind eigenständige Ländereien, bedecken sie doch Hunderttausende von Quadratpasang. Sie enthalten zahlreiche Baumarten und unterscheiden sich in den verschiedenen Gegenden sehr voneinander. Der bekannteste Baum dieser Wälder ist der rötliche Turbaum, der in gewissen Abarten eine Größe von über sechzig Metern erreicht. Es ist unbekannt, wie weit sich die Wälder erstrecken, durchaus denkbar, daß sie die Landflächen des Planeten voneinander abgrenzen. Sie beginnen im Westen nahe der Küste des Thassa, des Meeres. Wie weit sie nach Osten reichen, hat nie ein Mensch erforscht. Man weiß nur, daß sie sich über die nördlichsten Erhebungen der Thentisberge hinaus erstrecken.

Wir befanden uns nun zwischen gewaltigen Turbäumen. Hoch über mir sah ich die Äste, die ein dichtes Dach bildeten. Der Waldboden war fast kahl. Zwischen den nackten, weit voneinander entfernt stehenden Bäumen lag nur ein dünner Laubteppich. Ich sah, daß zwei Mädchen immer wieder zu den Monden emporblickten, die von Zeit zu Zeit durch das Laubdach zu sehen waren. Sie hatten den Mund geöffnet und die Fäuste geballt. Ein seltsamer Schmerz schien in ihren Augen zu stehen.

»Verna«, sagte eine mahnend.

»Also gut«, sagte die Anführerin gereizt. »Zum Kreis mit euch.« Die Mädchen machten kehrt und eilten durch den Wald davon. Verna trat neben mich und musterte mich eine Weile im Mondlicht. Ich senkte den Blick.

»Ja«, sagte sie schließlich. »Du bist eine hübsche kleine Kajira.« Zu meiner Überraschung löste sie die Schlinge um meinen Hals und sagte: »Du folgst den anderen und kommst dort zu einer Lichtung. Darauf steht ein Pfosten. Bei dem wartest du.« Verna sah mir nach, wie ich durch den Wald davonschritt. Nach hundert Metern erreichte ich eine Lichtung. Sie maß etwa dreißig Meter im Durchmesser und war von weichem Gras bewachsen. Über der Lichtung standen bleich die drei goreanischen Monde.

Vernas Mädchen standen schweigend am Rand des Kreises. Sie schienen seltsam unruhig zu sein. Einige hatten die Augen geschlossen und die Fäuste geballt. Ihre Waffen hatten sie abgelegt. Am Rand der Lichtung entdeckte ich den Pfahl. Er war etwa zwei Meter hoch. Verna, die mir gefolgt war, fesselte mich mit einer kurzen Schnur daran. Im nächsten Augenblick sprang eines der Mädchen in die Mitte

der Lichtung. Sie hatte blondes Haar und den Kopf gesenkt und bebte am ganzen Leibe. Dann warf sie stöhnend den Kopf zurück, hob die Hände, als wollte sie nach den goreanischen Monden den greifen. Die anderen Mädchen reagierten wimmernd auf ihre Bewegungen, hoben die Arme, wankten auf die Lichtung hinaus. Das erste Mädchen begann sich schreiend zu winden, tanzte stampfend über die Lichtung. Nacheinander fielen die Mädchen in das unheimliche Schauspiel ein. Stampfend, sich drehend, aufschreiend, stöhnend, nach den Monden greifend tanzten sie.

Schließlich stand nur noch Verna am Rande des Kreises, die Anführerin der Gruppe, stolz und überlegen.

Das erste Mädchen warf den Kopf in den Nacken, entledigte sich ihres Fells. Dann bemerkte ich zum erstenmal in der Mitte des Kreises vier kleine Pfosten, etwa dreißig Zentimeter lang, dunkel im Gras. Sie bildeten ein kleines Viereck. Ich erschauderte. Sie waren eingekerbt, so daß Fesseln nicht davon abrutschen konnten. Das erste Mädchen begann vor dem Viereck zu tanzen.

Ich blickte zum Himmel auf. Die drei Monde wirkten riesig.

Ein zweites Mädchen folgte dem Beispiel des ersten. Ich wandte den Blick ab, so entsetzt war ich von dem barbarischen Schauspiel.

Plötzlich stürzte sich auch Verna in den Kreis der Tanzenden, warf ihre Waffen fort und stimmte in die gequälten, wilden, Schreie ein. Die Mädchen warfen sich auf den Rücken und lagen da, sich windend, die Augen hilflos auf die grellen Monde gerichtet.

Unwillkürlich begann auch ich an meinen Fesseln zu zerren, von einer unerklärlichen Sehnsucht gepackt. Ich begann mich zu,winden, ich wollte frei sein, ich wollte mit diesen Mädchen tanzen. Aber nein, ich war nicht wie sie! »Kajirae!« kreischte ich sie an. »Sklaven! Sklaven!«

Es war keine Angst in meiner Stimme, sondern fast hysterischer Triumph. Immer wieder schrie ich sie an, denn ich kannte mich nun besser als sie! Ich war ihnen überlegen!

Doch sie kümmerten sich nicht um mich.

Endlich beruhigten sich die Mädchen und zogen sich eine nach der anderen wieder an. Von Verna geführt, umstellten sie den Pfosten, an dem ich aufrecht wartete.

»Mir will scheinen«, sagte ich leise, »daß sich eure Körper wie die von Sklavenmädchen bewegten.«

Verna schlug mich mit aller Kraft ins Gesicht, meine Wange brannte wie Feuer. Sie sah mich an. »Wir sind Frauen«, sagte sie lakonisch.

»Bringen wir sie um«, schlug eins der Mädchen vor.

»Nein«, erwiderte Verna und sah sich um. »Wir marschieren weiter.« Das Mädchen, das sich schon vorher um mich gekümmert hatte, löste meine Fesseln und schob mich vor sich her. Ich lächelte sie an. Sie schwieg, wandte sich aber wütend ab. Vernas Gruppe setzte ihren Marsch fort.

Die Anführerin hob plötzlich die Hand.

»Sleen«, flüsterte sie.

Die Mädchen sahen sich um.

Ich fragte mich besorgt, ob es sich um dasselbe Tier handelte, das wir schon vorhin bemerkt hatten, ob es uns verfolgte. Auch die Mädchen schienen nervös zu werden. Sie schwiegen und atmeten kaum.

»Ist er noch da?« fragte jemand.

»Ja«, sagte Verna und deutete auf eine Stelle rechts vor der Gruppe. »In dieser Richtung«, fuhr sie fort. Ich sah nur die Schwärze der Bäume. Wir rührten uns nicht.

Nach einer Weile sagte Verna: »Der Sleen ist fort. Wir marschieren weiter.«

Ich wurde an der Würgeschlinge in die Dunkelheit gezerrt.

Nach etwa einer Stunde erreichten wir eine Lichtung, auf der eine kleine Hütte stand, mit einer Tür und einem einzelnen Fenster. Drinnen leuchtete eine Lampe.

Ich wurde zur Tür geführt.

»Knie nieder«, befahl Verna, und ich gehorchte.

Ich war nervös. Dies mußte das Haus des Mannes sein, der mich gekauft hatte.

Aber kein Laut drang aus der Hütte.

Verna nahm einen Lederbeutel von einem Haken an der Hüttenwand und hockte sich auf den Boden; die Mädchen umringten sie. Sie schüttete den Inhalt des Beutels auf den Boden. Er enthielt stählerne Pfeilspitzen. Verna zählte sie im Licht des Mondes. Es waren hundert Pfeilspitzen.

Verna gab jedem ihrer Mädchen sechs Spitzen. Zehn behielt sie

für sich. Die Mädchen verstauten ihren Schatz in den Gürtelbeuteln. Ich starre sie kopfschüttelnd an; ich traute meinen Augen nicht. War es möglich, daß das mein Preis war, daß ich für hundert Pfeilspitzen einen neuen Besitzer gefunden hatte?

Verna machte eine herrische Kopfbewegung. »Hinter der Tür wartet dein Herr!«

Ich wandte mich um. »Hundert Pfeilspitzen ist nicht genug!« sagte ich, verblüfft über mich selbst, daß ich den Mut zu diesen Worten aufbrachte. »Mehr bist du ihm nicht wert«, erwiderte Verna und musterte mich von oben herab. »Ich selbst hätte nicht soviel für dich bezahlt.«

Die Mädchen lachten.

Ich bebte vor Wut und Scham. Ich haßte mich, weil ich mich nicht besser beherrschte.

Aber ich wußte, wie ich weiterkommen würde. Ich würde es schlau anstellen. Ich war intelligent. Ich konnte Pläne schmieden und mich durchmogeln. Ich konnte hübsch lächeln und erreichen, was ich haben wollte. Als Sklavin standen mir allerlei Mittel zur Verfügung, mir das Leben so angenehm wie möglich zu machen.

Aber nur hundert Pfeilspitzen! Das tat weh.

Die Tür zur Hütte ging auf.

Von plötzlichem Entsetzen gepackt, fuhr ich herum und spürte Vernas Speerspitze im Rücken.

»Tritt ein«, sagte sie.

Ich gehorchte, und die Tür fiel hinter mir ins Schloß, zwei Riegel wurden vorgeschosben, versperrten mir den Rückweg.

Ich drehte mich um, warf den Kopf in den Nacken und — schrie von Entsetzen gepackt auf.

-10-

Das großäugige Pelzwesen blinzelte mich an.

»Hab keine Angst«, sagte eine Stimme.

Das Tier war mit einem kräftigen Lederband an einer starken Kette festgemacht.

Ich preßte mich mit dem Rücken an die Hüttenwand. Ich spürte

die rauhen Bretter an meinen Fingerspitzen. Ich konnte kaum atmen. Das Ungeheuer betrachtete mich und gähnte. Ich sah, daß die Kette kurz war und daß das Wesen nicht bis in die Mitte des Raumes vordringen konnte.

»Hab keine Angst«, wiederholte die Stimme.

Auf der anderen Seite des Raums beugte sich ein kleiner Mann über eine Wanne, ein Handtuch um den Hals gelegt. Es war der Clown, der uns im Gehege unterhalten hatte, doch anstelle der bunten Roben trug er nun eine gewöhnliche Haustunika.

»Guten Abend«, sagte er.

Seine Stimme kam mir nun anders vor; anders, als bei der Vorstellung, die er uns gegeben hatte, sie war mir irgendwie vertraut, aber ich wußte nicht, wo ich sie früher schon einmal gehört hatte. Ich wußte nur, daß ich entsetzliche Angst hatte.

Er wandte sich der Wasserschale zu und begann sich die Farbe vom Gesicht zu waschen, während ich den Blick nicht von seinem Tier wenden konnte. Das Ungeheuer betrachtete mich schlaftrig.

Es wirkte in der kleinen Hütte unglaublich groß, wie ein erdrückender schimmernder Fellberg.

»Guten Abend, Miß Brinton«, sagte der Mann. Er hatte Englisch gesprochen!

»Sie!« rief ich.

»Hallo, Schatz«, sagte er.

Es war der kleine Mann, ein Angehöriger der Gruppe, die mich in New York gefangengenommen und auf mein Bett gefesselt hatte. Er war der Mann, der sich von Anfang an für mich interessiert hatte und nur durch den größeren Fremden zurückgehalten worden war.

Seine wieselblinken Augen musterten mich von Kopf bis Fuß.

»Du bist ein hübsches kleines Ding«, sagte er.

Ich brachte kein Wort heraus.

Er schnipste mit den Fingern, und mir blieb nichts anderes übrig, als nach Art einer goreanischen Sklavin vor ihm niederzuknien.

»Interessant«, sagte er nachdenklich, »wie vorteilhaft sich die goreanische Sklavenhaltung bei einer Frau bemerkbar macht.« »Ja, Herr«, flüsterte ich.

Er ging in eine Ecke des Raums, wo ein Stapel Feuerholz lag. Er nahm ein Scheit und legte es aufs Feuer, das in einem flachen

Steinherd flackerte. Funken stoben auf. Rauch kräuselte sie empor, zog durch ein Loch in der Hüttenwand ab.

Ich war wie erstarrt vor Angst und rührte mich nicht. Er setzt sich vor mir auf eine Bank und sagte: »Steh auf und dreh dich um.«

Ich gehorchte.

Zu meiner Überraschung löste er mir die Fesseln. Meine Hände waren gefühllos. Ich konnte kaum die Finger bewegen. Langsam rieb ich mir die Handgelenke und versuchte den Kreislauf wieder in Gang zu bringen.

»Faß!« rief er plötzlich dem goreanischen Ungeheuer zu.

Das Wesen heulte auf und sprang mit schnappenden Kiefer auf mich zu. Ich kreischte auf und floh in die gegenüberliegende Ecke des Raums, wo ich mich niederkauerte, den Kopf in den Winkel zwischen den Wänden gedrückt.

»Hab keine Angst«, sagte er. Seine Stimme war entschuldigend, besorgt, beinahe freundlich.

Verwirrt starnte ich ihn an. Er winkte mich zu sich, rückte einen kleinen Tisch und eine zweite Bank zurecht und forderte mich auf, Platz zu nehmen.

»Zigarette?« fragte er, als ich seinem Wunsch nachgekommen war.

Ich sah ihn an und flüsterte: »Ja.«

Er zog zwei Zigaretten aus einem flachen goldenen Etui. Es war die Marke, die ich immer geraucht hatte. Mit einem Streichholz zündete er mir die Zigarette an und inhalierte dann selbst.

Ich betastete die Zigarette. Meine Hand zitterte.

»Bist du nervös?« fragte er.

»Bringen Sie mich zur Erde zurück!« flüsterte ich.

»Du fragst dich bestimmt, warum du auf diese Welt gebracht; wurdest, nicht wahr?«

»Bitte!« flehte ich. »Ich zahle Ihnen jeden Betrag.«

»Geld?«

»Ja!«

»Geld ist unwichtig. Rauch deine Zigarette.«

Ich gehorchte.

»Warst du verblüfft, als du das Brandmal entdecktest?«

»Ja«, flüsterte ich.

»Vielleicht möchtest du wissen, wie es angebracht wurde?«

»Ja.«

»Das Gerät«, erklärte er, »ist nicht größer als das da.« Er deutete auf das flache Zigarettenetui. »Ein Griff, der das Heizelement enthält, wird an der Rückseite des Brandstempels eingeführt. Er lässt sich wie eine Taschenlampe ein- und ausschalten und gibt in kurzer Zeit die nötige Hitze ab.«

»Ich habe aber nichts gespürt«, sagte ich.

»Du warst natürlich voll betäubt. Dann kam Salbe auf die Wunde, die schnell verheilte. Als freie Frau bist du zu Bett gegangen, und als du erwachtest, warst du eine Kajira.« »Darf ich noch eine Zigarette haben?«

»Natürlich«, sagte er und gab mir erneut Feuer. »Bringen Sie oft Frauen auf diese Welt als Sklavinnen?« »Ja«, sagte er. »Und manchmal auch Männer, wenn es unseren Zwecken dient.«

Ich erinnerte mich an die beiden Männer, die mich in die schmale durchsichtige Röhre steckten, ich erinnerte mich, wie ich in der goreanischen Steppe erwachte, hundert Meter von dem Wrack des Sklavenschiffs entfernt. Ich dachte auch an das Fußband, das mir vor dem Abflug umgelegt wurde und das bei meinem Erwachen verschwunden gewesen war.

Ich blickte ihn an. »Warum bin ich hier auf dieser Welt?« fragte ich.

»Wir bringen viele Frauen nach Gor«, bemerkte er. »Weil sie schön sind, und weil es uns Freude macht, sie zu versklaven. Außerdem stellen sie einen gewissen Wert dar.« »Und ich . . .«

»Es dürfte dich interessieren, daß deine Entführung bereits geplant wurde, als du siebzehn Jahre alt warst. In den fünf Jahren seither haben wir dich eingehend beobachtet und haben gesehen, wie du zu einer verdorbenen, reichen, intelligenten und arroganten jungen Frau wurdest — genau die Art Frau, die unter der Peitsche die beste Sklavin abgibt.« Wütend zog ich an meiner Zigarette.

»Ich bin also nur nach Gor gebracht worden, um hier als Sklavin zu leben?« fragte ich.

»Ja — aber leider hatten wir dich verloren«, sagte er, und seine Stirn umwölkte sich. »Das Schiff stürzte ab.« »Ich verstehe.«

»Nach dem Unglück«, fuhr er fort, »orteten wir die Annäherung eines feindlichen Schiffs. Wir verließen unser Fahrzeug und verstreuten uns — wir flohen mit unserer Fracht.«

»Ich gehörte nicht zu Ihrer — Fracht?«

Seine Augen zogen sich zu Schlitzen zusammen. Ich merkte daß er seine Worte sorgfältig wählte.

»Wir haben Feinde«, sagte er. »Wir wollten nicht, daß du denen in die Hände fällst. Wir hatten Angst vor Verfolgung. Als nahmen wir dir den Identifikationsreifen ab und versteckte dich in einiger Entfernung vom Schiff im Gras. Mit den andern Mädchen ergriffen wir dann die Flucht, in der Absicht, uns später wieder zu treffen und dich abzuholen. Der Gegner gab sich offenbar damit zufrieden, das Schiff zu vernichten. Als wir zurückkamen, war nur noch der Krater zu sehen. Und du warst natürlich fort.«

»Wie haben Sie mich gefunden?« fragte ich.

»Als schöne, ungeschützte Frau auf Gor — da bestand kein Zweifel, daß dich der erste Mann, dem du über den Weg liegst zur Sklavin machen würde. Ich reiste also nach Laura, die größte Stadt in der Nähe. Ich rechnete damit, daß du dort zum Verkauf angeboten würdest.«

»Und Sie hätten mich gekauft?«

»Ja«, sagte er. »Ganz einfach. Aber leider wurdest du von einem Sklavenhändler gefangen genommen, der dich in den Süden bringen wollte, um einen besseren Preis herauszuschlagen. Also setzten wir die Panthermädchen ein, Verna und ihre Gruppe.« Er lächelte wieder. »So warst du für mich auch billiger.«

»Hundert Pfeilspitzen!« sagte ich wütend.

»Das ärgert dich, was?«

»Woher wußten Sie, daß ich in Targos Gehege war?«

»Dort hätte ich dich bestimmt noch gefunden, aber ich sah dich vorher in Laura — beim Einkaufen mit den anderen Mädchen und den Wächtern.« Ich senkte irritiert den Blick.

»Du verstehst es, einen Weinkrug zu tragen«, sagte er.

»Ich bin keine Sklavin«, sagte ich heftig.

»Aha.«

Ich erinnerte mich, daß ich in Laura einmal einen schwarzgekleideten Mann gesehen hatte, der uns beobachtete.

»Und so haben Sie mich gefunden?«

»Ich verschaffte mir Gewißheit über deine Identität während meiner Vorstellung im Gehege, dabei sah ich mir natürlich die Gegend an und plante sozusagen den Überfall der Panthermädchen.«

»Ihr Glück«, sagte ich hochmütig, »daß ich an dem Abend nicht in den Käfig gesteckt wurde.«

Er lächelte. »Ich hatte mit Targo und den Wächtern gesprochen«, sagte er, »und wußte von dem Fest, das für den Abend geplant war. Auch hatte ich mit den Wächtern gescherzt und von ihnen erfahren, welche Mädchen sie zu sich bitten wollten.«

»Sie sind gründlich.«

»Das muß man auch sein.«

»Und jetzt bin ich also hier«, sagte ich. »Was haben Sie mit mir vor?«

»In mancher Hinsicht hattest du Glück, daß du einem Sklavenhändler in die Hände gefallen bist.«

»Oh?«

»Ja, denn zweifellos hast du noch nicht voll als Sklavenmädchen dienen müssen.«

Ich starre ihn nervös an.

»Du wirst es zweifellos für eine interessante Erfahrung halten«, sagte er, »nicht als freie Frau, sondern als Sklavin zu dienen — einem Mann, der seinem Besitz alles abverlangt. Nur wenigen Erdenfrauen ist diese exquisite Freude vergönnt.«

»Bitte reden Sie nicht so mit mir.«

»Wie es aussieht, wirst du eine phantastische Vergnügungssklavin abgeben.«

»Nein!« rief ich. »Was wollen Sie von mir?«

Plötzlich stieß das Untier ein Knurren aus. Ich erstarrte und wandte mich um. Das Wesen hatte den Kopf gehoben und spitzte die langen Ohren. Es lauschte.

Der Mann und ich beobachteten das Biest, ich verängstigt und besorgt, er wachsam und vorsichtig.

Sein Blick schien dem des Ungeheuers zu begegnen, das die Lefzen hob, den Kopf abwandte und erneut knurrte.

»Draußen ist ein Sleen«, sagte der Mann.

»Als ich hierhergebracht wurde«, sagte ich, »haben die Mädchen zweimal die Witterung eines Sleen aufgenommen.«

»Das Tier hat euch beschlichen.«

»Vielleicht waren es verschiedene Sleen.«

Das Ungeheuer kauerte nun im Stroh, die Nüstern gebläht, seine Augen glitzerten.

»Er ist ganz nahe«, sagte der Mann und sah mich an. »Manchmal folgt der Sleen seinen Opfern pasangweit, ehe er zuschlägt und aus dem Hinterhalt angreift.«

Das Pelzwesen knurrte drohend.

Zu meinem Entsetzen hörte ich ein Schnüffeln an der Tür, dann ein seltsames Jaulen.

Der Mann lächelte. »Der Sleen«, sagte er. »Hab keine Angst. Wir sind hier sicher.«

Ich vernahm ein Kratzen wie von schweren Klauen.

Meine Nackenhaare stellten sich auf.

»Die Tür ist solide. Hier kann uns nichts geschehen.«

Ich blickte auf die Bretter, die das Fenster sicherten. Es war ein kleines Fenster, nur etwa dreißig Zentimeter breit.

»Der Sleen ist wahrscheinlich den Mädchen gefolgt«, sagte der Mann.

»Und die Spur führte hierher.«

»Aber warum beschleicht er die Panthermädchen nicht weiter?« flüsterte ich.

»Hätte passieren können«, sagte der Mann. »Aber er ist nun mal hiergeblieben.« Er deutete mit einer Kopfbewegung auf das Pelzwesen.

»Auch wittert er ihn. Sleen sind neugierig und möge es nicht, wenn fremde Tiere in ihr Gebiet eindringen.«

Ein wütendes Heulen klang von draußen herein, auf das ein tiefes Schnarren des angeketteten Ungeheuers antwortete.

»Warum verschwindet der Sleen nicht?« fragte ich.

»Vielleicht riecht er das Tier. Oder etwas anderes zu essen.«

»Etwas zu essen?« fragte ich.

»Uns beide«, sagte er.

Meine Hand, die die Zigarette hielt, begann zu zittern. »Haben Sie keine Schußwaffen bei sich, mit denen Sie das Vieh töten! können?« fragte ich.

Der Mann lächelte. »Es wäre sehr unklug, so etwas auf Gor bei sich zu tragen.«

Ich verstand seine Antwort nicht.

»Aber wir brauchen hier nichts zu befürchten. Du siehst hübsch aus.«

»Danke«, sagte ich und beugte mich vor. »Ich bin doch aber nicht nach Gor gebracht worden, um nur als Sklavin einem Herrn verkauft zu werden — nicht nach einer fünfjährigen Beobachtungszeit. Diese Mühe wäre verschwendet. Da gibt es doch noch etwas anderes, nicht wahr?«

»Ja«, sagte er.

Ich lehnte mich zurück, plötzlich beruhigt. Man brauchte mich zu etwas Bestimmtem, man hatte Pläne mit mir. Jetzt hatte ich eine Verhandlungsposition. Vielleicht konnte ich meine Rückkehr

zur Erde dabei herausschlagen. Ich mußte es nur geschickt genug anstellen.

»Möchten Sie jetzt das Geschäftliche mit mir besprechen?« fragte ich.

»Willst du noch eine Zigarette?« fragte er zurück.

Er reichte mir die Zigarette und beugte sich vor, um mir Feuer zu geben.

Die Flamme war noch einen Zentimeter von der Spitze entfernt. Er sah mich forschend an. »Du bist bereit zu verhandeln?« fragte er.

Ich lächelte ihn an. »Vielleicht.«

In plötzlicher Wut versetzte er mir einen Hieb ins Gesicht. Das Streichholz fiel zu Boden, die Zigarette wirbelte mir aus der Hand, ich stürzte von der Bank.

Im nächsten Augenblick warf er sich auf mich, begann mich zu schlagen und zu treten. Er riß mich am Haar in die Höhe, umfing mich mit seinem linken Arm und schob mich auf das Ungeheuer zu. Gleichzeitig fesselte er mir die Hände auf dem Rücken.

»Friß!« brüllte er.

Ich schrie auf und warf mich zur Seite, als die gewaltigen Fänge des Ungeheuers auf mich zukamen.

Er riß mich grausam zurück, drückte mich in die Knie, und ich sah, wie die Kiefer nach mir schnappten, die einmal auch meinen Körper streiften, während ich gerade noch außerhalb der Reichweite des Ungeheuers festgehalten wurde. Das Monstrum stemmte sich in seinen Kragen, versuchte mich zu erreichen.

Wütend schleuderte mich der Mann zur Seite. »Schluß!« rief er dem Tier zu.

Von einem Haken an der Wand nahm er ein großes Stück Boskfleisch und warf es dem Pelzwesen zu.

Es begann wild daran zu zerren. So hätte es sich bestimmt auch über mich hergemacht.

Der Mann musterte mich zynisch. »So, nun will ich dir sagen, was wir vorhaben«, sagte er. »Es ist unsere Absicht, dich zur Vergnügungssklavin ausbilden zu lassen. Und dann wirst du in ein ganz bestimmtes Haus geschleust.«

»Ja, Herr«, sagte ich mit gesenktem Kopf.

»Und in diesem Haus wirst du deinen Herrn vergiften.«

Ich sah ihn entsetzt an.

Plötzlich ertönte ein durchdringender Schrei. Holz splitterte.

Ich begann zu kreischen.

Der Kopf eines Sleen erschien im zerbrochenen Fenster, mit

blitzenden Augen, die langen Nadelzähne entblößt. Schnaufen begann er sich wie eine Katze mit den Schultern durch die Öffnung zu winden. Das Tier in der Hütte drehte durch.

Der Mann, der plötzlich die Beherrschung verlor, schrie angsterfüllt auf und wich zurück. Ich war aufgesprungen und drückte mich mit dem Rücken gegen die Wand.

Der große dreieckige Kopf des Sleen, dessen Nachtaugen in die Feuerglut blitzten, mühete sich ab, sich durch die Fensteröffnung zu zwängen, steckte nun die rechte Vorderpfote hindurch.

Das Pelzwesen bellte wütend und sprang in die Höhe.

Der Mann, den der wilde Schrei seines Tiers zur Vernunft zu bringen schien, nahm die Sklavenpeitsche und eilte zum Fenster wo er wütend auf den Sleen einhieb. Dabei wurde schnell klar, daß der Sleen nicht mehr zurück konnte. Er hatte inzwischen zwei Beine und ein Drittel seines Körpers durch die Öffnung gezwängt und kreischte und zischte vor Wut, packte plötzlich nach der Peitsche und entriß sie dem Mann. Der Goreaner versuchte nun mit einem Stück Feuerholz auf den Eindringling einzudreschen, doch nach wenigen Schlägen zerbrach das Scheit. Eine weitere Tatze wand sich durch das Fenster.

Der Sleen hat sechs Beine und ist lang und geschmeidig. Er ähnelt einer Eidechse, nur besitzt er ein Fell und ist ein Säugetier. Er ist eins der gefährlichsten Tiere auf Gor, vor allem, wenn er gereizt wird. Verzweifelt beugte sich der Mann zum Feuer, nähr, ein glühendes Scheit und stieß es dem Sleen ins Auge. Auf einem Auge geblendet, kreischte das Tier auf. Ein weiteres Bein kam durchs Fenster, und nun war der Sleen fast zur Hälfte durch. Der Mann eilte zur Tür und zog in aller Hast die Riegel zurück. Das angekettete Pelzwesen fauchte ihn an, und er drehte sich entsetzt um, was ich nicht verstand. Ich hatte fast den Eindruck, als habe ihm das Tier befohlen zu bleiben.

Der Sleen, fast wahnsinnig vor Wut und Schmerz, begann sich völlig durch das Fenster zu schieben.

Entsetzt beobachtete ich das Pelzwesen. Es hob die großen Pfoten an den Hals. Die Klauen seiner >Hände< hatten sechs Gelenke und wirkten fast wie pelzartige Tentakel, die in krallenartigen Spitzen endeten. Das Tier löste sich selbst den Kragen vom Hals und warf ihn fort.

Dann stürzte es sich mit einem Wutschrei auf den Sleen. Dieser rutschte zum Fenster herein und verbiß sich in seinen Gegner.

Das Pelzungeheuer packte den Sleen am Hals, die großen Kiefer bissen zu, schlossen sich um die Wirbelsäule. Die beiden Biester rollten in der kleinen Hütte herum und fauchten und kreischten wie toll. Tische und Bänke stürzten um. Mit einem entsetzlichen Knirschen biß das Pelzwesen dem Sleen den Hals durch. Reglos stand es da, den erschlafften Sleen in den Klauen, Fell und Blut um das Maul. Der Sleen zuckte konvulsivisch. Das Pelzwesen sah uns an.

»Er ist tot«, sagte der Mann. »Leg ihn hin.«

Das Tier blickte ihn verständnislos an, und ich hatte plötzlich Angst. Auch der Mann schien entsetzt zu sein.

Dann warf das Untier den Kopf in den Nacken, stieß einen wilden Schrei aus und machte sich über den toten Sleen her und öffnete ihm mit seinen Reißzähnen den Leib.

»Nein, nein!« rief der Mann entsetzt. »Nicht fressen! Nicht fressen!«

Das Tier hob den Kopf, Gedärme hingen ihm aus dem Maul.

»Nicht fressen!« flehte der Mann.

Ich hatte Angst. Das Tier war offenbar in einer Art Blutrausch.

Wahrscheinlich ließ es sich in diesem Zustand nicht mehr lenken. Auf jeden Fall war der Mann, der darüber besser Bescheid wissen mußte als ich, fast außer sich vor Entsetzen.

»Halt!« rief er.

Das Tier starzte ihn mit blitzenden Augen an.

»Gehorche deinem Herrn«, rief ich. »Gehorche deinem Herrn!«

Das Tier sah mich an. Das Entsetzen, das ich in diesem Augenblick empfand, werde ich nie vergessen. »Ich bin der Herr«, sagte es knurrend mit kehliger Stimme.

Der Mann schrie auf und floh aus der Hütte. Ich stürzte ihm nach und rannte in die Nacht hinaus.

-11-

Ich kniete auf der langen, niedrigen Holzplattform, während sich ein Angehöriger der Kaste der Lederarbeiter mit einer langen Nadel meinem Gesicht näherte.

»Seht ihr«, sagte Targo zu den anderen Mädchen. »El-in-or ist mutig.«

Ich schloß die Augen. Ein Betäubungsmittel wurde nicht benutzt,

denn ich war ja nur eine Sklavin, aber die Prozedur war nicht sonderlich schmerhaft. Zwei Stiche, gefolgt von einem unangenehmen Brennen. Dann richtete sich der Lederarbeiter auf. Meine Ohren waren durchstoßen worden. Der Mann befestigte kleine Stahldrähte darin, um die Löcher offenzuhalten. In vier Tagen sollten sie wieder entfernt werden.

Ich verließ die Plattform.

»Stell dich an die Wand, El-in-or«, sagte Targo, und ich gehorchte. Als nächste kam Ute auf die Plattform und ließ die Operation stoisch über sich ergehen. Rena aus Lydius warf sich nackt vor Targo hin. »Tu mir das nicht an! Du hast mich auf Kontrakt genommen. Mein Herr hätte sicher etwas dagegen!«

»Keine Widerrede!« sagte Targo.

Auch Inge und Lana, die als nächste an die Reihe kamen, begannen zu weinen und zu flehen — aber es half ihnen nichts.

Es war mir unverständlich, warum die anderen Mädchen sich so sehr dagegen wehrten, mit durchstochenen Ohren durchs Leben zu gehen. Ich selbst hatte mir das auf der Erde nicht machen lassen — aber es war doch nichts Besonderes! Wie dumm Mädchen sich anstellten!

Auf Gor entstammte diese Sitte, die nur bei Sklavenmädchen angewandt wurde, aus der Stadt Turia, die wegen ihres Reichtums und ihrer neun großen Tore bekannt war. Sie lag auf südlichen Ebenen Görs, tief unterhalb des Äquators, als Mittelpunkt eines komplizierten Netzes aus Handelsstraßen. Vor einigen Jahren war Turia den Barbaren in die Hände gefallen, nomadischen Kriegern, und viele Bürger waren nach Norden geflohen. Sie hatten bestimmte Artikel, Techniken und Bräuche mitgebracht. Man erkannte einen Turianer etwa daran, daß er daß Neue Jahr mit der Sommersonnenwende feierte. Auch tranken diese Leute sehr süße, sirupähnliche Weine, die es inzwischen in vielen Städten gab. So hatte sich nun auch das Ohrendurchstechen, zum Anbringen von Ohrringen, verbreitet.

Wie ich gehört hatte, war Turia von den Barbaren nicht vernichtet worden. Es lag unzerstört in der Ebene, als beherrschend Stadt der südlichen Regionen, und ein großer Teil seiner Bewohner und seines Reichtums war inzwischen zurückgekehrt. Es war sicherlich für die goreanische Wirtschaft, besonders für die des Südens, ein Glück, daß die Stadt noch stand. Zahlreiche Felle und Horn- und Lederwaren, die in den Norden kamen, stammten aus

Turia, dort erworben von den Wagenvölkern der baumlosen südlichen Ebenen, und viele Güter, die in den tiefen Süden kamen, wurden in Turia hergestellt oder dort umgeschlagen. Vielleicht hatten die Tuchuks, eines der wilden Wagenvölker, die Stadt gerade aus diesem Grund geschont, damit sie einen Lieferanten und Abnehmer für ihre Waren hatten, doch nach wie vor war es gefährlich, Karawanen nach Turia zu führen.

Ich blickte in die Runde. Die anderen Mädchen saßen betrübt in meiner Nähe. Die Ehrlosigkeit durchstochener Ohren gefiel Ihnen nicht.

Eben eilte das letzte Mädchen schluchzend von der Plattform.

Ich hoffte, daß wir ein gutes Mittagessen bekamen. In den Privatgehegen Ko-ro-bas, in denen wir trainiert wurden, war das Essen besser als in den öffentlichen Anlagen, die zur freien Vermietung an durchreisende Sklavenhändler bestimmt waren und in denen wir nachts schliefen. In den öffentlichen Gehegen wurden Staatssklaven ebenso gehalten wie die Ware durchreisender Karawanen. Auch ein Mann aus der Stadt, der vorübergehend verreisen wollte, konnte sich in den öffentlichen Gehegen einmieten und seine Sklavinnen dort unterbringen. Die meisten Herren jedoch zogen die Privatgehege vor, wo das Essen und die zur Verfügung stehenden Einrichtungen besser waren. Ein weiterer Grund ist, daß Sklavinnen dort von erfahrenen Meistern und berühmten Vergnügungssklavinnen ausgebildet oder weiter trainiert werden können, um eine Wertsteigerung zu erfahren und ihre Herren mit neuen Künsten zu beglücken. Auch ohne den Anlaß einer Reise schickten deshalb manche wohlhabenden Herren ihre Mädchen in die Privatgehege, um sie dort fortbilden zu lassen. Den Mädchen selbst gefällt das Leben in den Gehegen weniger — dort wird ein ziemlich strenges Regiment geführt.

Wir trainierten während des Tages gewöhnlich in Privatgehegen, unter der Anleitung von Vergnügungssklavinnen, doch am Abend wurden wir in die langen Käfigreihen der öffentlichen Gehege gebracht. Diese Käfige sind gut abgesichert, und ihre Gitterstäbe stehen ziemlich weit auseinander, doch ohne daß man sich zwischen ihnen hindurchquetschen kann. Die Käfige sind widerstandsfähig genug, um auch für männliche Sklaven verwendet zu werden. Auf den Metallböden wurde Stroh ausgebreitet, und in jedem Käfig wohnten vier Mädchen. Ich teilte meine Behausung mit Ute, Inge und Lana. Wir waren angehalten, unseren

Käfig selbst sauberzumachen, doch Lana und ich überließen Inge und Ute diese Arbeit.

Den Brei und das Brot, das wir in den öffentlichen Gehegen erhielten, mochte ich nicht besonders, doch ich aß mit Heißhunger denn das Leben war anstrengend. In den Privatgehegen war Essen besser, mageres Fleisch und Gemüse und Früchte, und wenn wir uns gut führten, erhielten wir nach der Abendmahlzeit Süßigkeiten oder Kuchen und manchmal auch einen Schluck Ka-la-na-Wein. Einmal hatte Inge das Training weinend aufgegeben, und wir hatten auf unsere kleinen Köstlichkeiten verzichten müssen.

»El-in-or!« rief Targo, und es hörte sich an, als riefe er bereits zum zweitenmal.

Ich eilte zu ihm.

»Auf die Plattform«, sagte er.

Verständnislos gehorchte ich. Der Lederarbeiter griff in seinen Arbeitsbeutel. Wahrscheinlich wollte er meine durchstochenen Ohren überprüfen.

Ich kniete ungeduldig vor ihm nieder.

»Leg den Kopf zurück«, sagte er.

Ich sah ihn ängstlich an. In der Hand hielt er ein Gebilde, daß entfernt wie eine Zange aussah und dessen Backen extrem lang und spitz waren.

»Was ist das?« fragte ich.

»Eine Stanze«, sagte Targo.

»Kopf zurück!« befahl der Lederarbeiter.

»Nein!« wimmerte ich. »Was hast du vor?«

»Eines Tages will dir ein Herr vielleicht einen Nasenring anlegen — dann bist du bereit«, erklärte Targo.

»Nein!« kreischte ich. »Nein! Nein!«

Die anderen Mädchen blickten erstaunt auf.

Aber alle Gegenwehr half nichts. Ein Wächter trat hinter mich und hielt mich fest, während der Lederarbeiter mir ein kleines Loch durch die Nasenscheidewand stanzte. Es schmerzte zuerst sehr. Mir traten Tränen in die Augen, ich wurde ohnmächtig und wäre bestimmt gestürzt, hätte mich der Wächter nicht festgehalten.

Als ich geblendet vor Tränen die Augen wieder öffnete, sah ich, daß sich der Lederarbeiter mit einem kleinen Ring näherte, den er durch die Wunde zog. Ich begann vor Schmerz und Scham zu schluchzen. Der Wächter führte mich zur Wand zurück und

stieß mich zu Boden. Ich ließ mich fallen, und Tränen liefen mir übers Gesicht.

Ute war als nächste an der Reihe, und als sie zurückkehrte, trug sie ebenfalls einen kleinen Stahlring in der Nase. Tränen standen in ihren Augen. »Es tut schrecklich weh«, sagte sie zu Inge.

Ich blickte Ute niedergeschlagen an. Sie kam herüber und legte die Arme um mich. »Nicht weinen, El-in-or«, sagte sie. Ich preßte mich an sie.

»Ich verstehe das nicht, El-in-or«, sagte sie. »Die schrecklichsten Dinge nimmst du gelassen hin. Du bist sehr mutig. Und dann weinst du wegen eines kleinen Nasenrings. Das ist doch nichts im Vergleich dazu, sich die Ohren durchstechen zu lassen.« »El-in-or ist ein Feigling«, sagte Rena aus Lydius. »Das Ohrendurchstechen ist viel schlimmer«, fuhr Ute fort. »Die Nasenringe sind nichts — sie sind sogar hübsch. Im Süden tragen selbst die freien Frauen der Wagenvölker solche Ringe. Außerdem kann man so einen Ring entfernen, und niemand weiß, daß du je einen getragen hast. Niemand kann das sehen. Aber nur Sklavenmädchen haben durchstochene Ohren.« Sie begann zu weinen. »Wie kann ich jetzt je eine freie Gefährtin werden? Kein Mann wird eine Frau mit durchstochenen Ohren haben wollen!«

Ich schüttelte den Kopf. Eine nach der anderen gingen die Mädchen auf die Plattform, um sich der Nasenoperation zu unterziehen.

Hinterher erhielten wir unsere Mahlzeit. Wir knieten im Kreise und aßen Brei aus Holzschalen; dabei dienten uns die Finger als Besteck. Die Mädchen plauderten miteinander und schienen die Pein schon vergessen zu haben. Und wenn nicht, konnten sie wenig dagegen tun. Sie wußten auch, daß sie mit durchstochenen Ohren einen etwas besseren Preis erzielten. In letzter Zeit war das Tragen von Ohrringen, von Marlenus aus Ar angeregt, groß in Mode gekommen, und mancher Herr liebte es, seine Sklavinnen in dieser Weise zu schmücken.

Ich hatte nichts gegen Ohrringe. Wenn ich ein schönes Paar fand, vermochte ich sie durchaus vorteilhaft zu tragen, um meinem Herrn zu gefallen und vielleicht seinen Willen in meinem Sinne zu beeinflussen. Wenn es mir gelang, seine Zuneigung zu gewinnen, hatte ich ihn in der Hand. Ich war gewillt, meine Anstrengungen darauf zu richten, und wenn ich mein Ziel erreichte, wickelte ich ihn um den kleinen Finger, auch wenn ich den Sklavenkragen

trug. Wie sonst konnte eine Frau auf Gor kämpfen Sie ist nicht so stark wie ein Mann, und die ganze goreanische Kultur macht sie zum Untergebenen des anderen Geschlechts. Ich gab nicht auf. Ich würde mein Ziel erreichen und auf die Erde zurückkehren. Dazu war mir jedes Mittel recht, selbst die völlige Unterwerfung unter meinen Herrn.

»Iß«, drängte Ute.

Ich hatte mein Essen kaum angerührt.

»Wir tragen die Nasenringe nur solange, bis unser Training beendet ist. Wenn wir von Ko-ro-ba abreisen, werden sie abgemacht.«

»Woher weißt du das?« fragte ich. Es schwirrten oft Gerücht durch die Gehege und Käfige.

»Targo hat es einem Wächter gesagt«, flüsterte Ute und sah sich vorsichtig um.

»Gut«, erwiderte ich und griff in meine Schale. Niemand sollte erfahren, daß Elinor Brinton von der Erde einen Nasenring getragen hatte! Ich begann zu essen, und es war gut, daß ich mich doch noch dazu durchrang, denn das Training fiel an diesem Tag besonders anstrengend aus, wohl weil wir von den Ereignissen des Morgens abgelenkt werden sollten.

Ich fand, daß ich mich recht geschickt anstellte. Manchmal ärgerte mich unsere Lehrerin, eine Vergnügungssklavin, wenn sie mich besonders herausstellte. »Seht«, sagte sie öfter zu den anderen Mädchen. »So wird es gemacht! So bewegt sich der Körper einer wahren Sklavin!« Dabei lernte ich diese Dinge nur, um meine Lage auf Gor zu verbessern. Wie ein Krieger sich in den Waffenkünsten übt, so kümmerte ich mich um die Künste der Sklavin. Ich lernte Dinge, von denen ich mir nie hätte träumen lassen. Da unser Training auf wenige Wochen beschränkt war, blieben allerdings viele Elemente eines vollen Trainings unberücksichtigt. So lernte ich nicht zu kochen und zu waschen und erwarb keine Kenntnisse über goreanische Musikinstrumente. Auch von Dekorationen und Blumenarrangements hatte ich keine Ahnung — Dinge, die jede goreanische Sklavin und jede freie Frau weiß. Und ich merkte, daß das Training seine Auswirkung hatte — besonders an den begehrlichen Blicken der Männer, was mir nicht wenig gefiel.

Müde legten wir uns an jenem Abend schlafen. Ich war froh, daß wir den verhaßten Nasenring loswurden, ehe wir Ko-ro-ba

verließen. Ich rollte mich auf den Rücken und schloß die Augen. Ko-ro-ba. Die Stadt wird manchmal auch die Türme des Morgens genannt, ein Name, der vielleicht seine Berechtigung hat. Aber die Sklavengehege Ko-ro-bas waren nicht sehr angenehm.

Vier Tage nachdem uns die Ohren durchstochen worden waren, tauchte der Lederarbeiter wieder auf und entfernte die Drahtstückchen aus den Wunden. Zurück blieben die winzigen, fast unsichtbaren Löcher in den Ohrläppchen. Die Nasenringe sollten uns erst am Tag vor unserer Abreise abgenommen werden.

Unsere Lektionen wurden länger und komplizierter. Ich mußte mich sehr auf die immer feineren und subtleren Künste der Sklavin konzentrieren. Wenn wir versagten, erhielten wir Strafpunkte oder sogar Schläge. Aber ich bemerkte die Veränderung zum Positiven, die mit den anderen Mädchen vorging. Wir lernten. Sogar Inge machte Fortschritte. Ich beobachtete sie, wie sie im Sand der Arena tanzte. Und auch Ute paßte sich vorzüglich an. Sie würde eines Tages einen hohen Preis erbringen. Ich war erstaunt, welche Wirkung das Training auf die vornehme Rena aus Lydius hatte. Sie wußte, daß sie bereits verkauft worden war, kannte ihren Herrn aber noch nicht — sie gab sich daher besondere Mühe, ihn nicht zu enttäuschen.

Lana und ich gehörten nach Ansicht unserer Lehrmeister zu den vielversprechendsten Sklavinnen der Gruppe, wobei mir Lana immer einen Schritt voraus war. So sehr ich mich auch bemühte, ich vermochte sie nicht zu übertreffen.

Dabei dachte ich kaum noch darüber nach, was inzwischen aus mir geworden war. Eines Abends lag ich im Stroh und blickte zum Himmel auf und überlegte, daß ich allen inneren Einwänden zum Trotz doch eine Sklavin war. Zwar eine schlaue Sklavin, die ihren Vorteil zu wahren wußte, aber eben doch eine Sklavin.

Ich rollte mich auf den Bauch, nahm einen Strohhalm zur Hand und stocherte damit herum.

Seltsam, was in so kurzer Zeit aus der arroganten Elinor Brinton geworden war. Ich hatte innerlich die Hoffnung verloren, jemals wieder zur Erde zurückzukehren. Die Männer in dem silbernen Schiff stammten zweifellos von einer anderen Welt und nicht von diesem Planeten.

Außerdem mochten sie noch unangenehmer sein als die Besatzung des schwarzen Schiffs. Ich hatte nicht die Absicht, mich mit ihnen einzulassen. Zu sehr erschreckte mich auch die Erinnerung an das riesige goldene Wesen, das in ihrer

Begleitung gewesen war. Solche Männer und ein solches Geschöpf würden mich bestimmt nicht zur Erde zurückbringen, das ahnte ich. Ich hatte ihre Macht gesehen, als sie das schwarze Schiff vernichteten. Und selbst wenn mich die Männer aus dem schwarzen Rundschiff wiederfanden, würden sie mich nicht zur Erde bringen. Ich hatte gelernt, daß sich mit ihnen nicht schachern ließ. In der Hütte hatte ich erfahren, was ich in ihren Augen war eine unbedeutende Sklavin, die herumkommandiert und geschlagen werden durfte. Und selbst wenn ich ihnen diente, wer gab mir die Gewähr, daß ich anschließend nicht umgebracht wurde, um nicht dem Gegner in die Hände zu fallen und ihre Pläne zu verraten? Und wenn ich ihnen diente und sie mir großzügig das Leben ließen, war ich für sie doch nur ein Sklavenmädchen, das behandelt wurde wie viele tausend andere auch.

Ich freute mich, daß ich ihnen im Wald entwischt war. Sie würden mich bestimmt nicht so leicht wiederfinden. Die Annahme daß ich zu Targo zurückgekehrt war, mußte ihnen unwahrscheinlich vorkommen. Eher war anzunehmen, daß ich allein und wehrlos im Wald an Hunger gestorben oder Panthern oder Sleen zum Opfer gefallen war.

Meine Gedanken kehrten zu jener schrecklichen Nacht zurück, da ich aus der Hütte in die Dunkelheit stürzte und das entsetzliche Pelzwesen zurückließ, das sich an dem toten Sleen gütlich tat

Ich erschauderte.

Ich war einfach losgelaufen, zwischen die dunklen Bäume, stolpernd, stürzend, Purzelbäume schlagend. Manchmal lief ich zwischen den großen Turstämmen dahin, auf einem Laubteppich manchmal drängte ich mich zwischen dichter stehenden Bäume hindurch, durch Dickichte aus Lianen und verfilzten Zweigen. Schließlich stieß ich auf die Lichtung, auf der die Panthermädchen getanzt hatten. Niemand war zu sehen, und ich eilte weiter. Ab und zu blieb ich stehen und lauschte auf etwaige Verfolger, aber es war nichts zu hören. Der Mann, der das Ungeheuer in seine Blutrausch offenbar ebenso fürchtete wie ich, war Hals über Kopf geflohen. Nun hatte ich vor allem Angst, daß mir das Pelzwesen gefolgt war, aber ich ahnte, daß es sich so schnell von seiner Beute nicht lösen würde. Wahrscheinlich hatte es mein Verschwinden noch gar nicht bemerkt. Wahrscheinlich würde es fressen, bis es, nicht mehr konnte, und dann womöglich schlafen. Einmal stieß ich auf einen Sleen, der sich über einen toten Tabuk beugte, ein

schlankes, antilopenartiges Geschöpf der Dickichte und Wälder. Der Sleen hob seinen langen; dreieckigen Kopf und begann drohend zu fauchen. Ich sah das Mondlicht auf den drei Reihen weißer, nadelscharfer Zähne blitzen.

Angstvoll schrie ich auf und ergriff die Flucht, und der Sleen wandte sich wieder seiner Beute zu. Im Laufen scheuchte ich zuweilen kleine Tiere auf oder hörte eine Tabukherde im Wald. Ich versuchte beim Mondlicht die Richtung zu halten und einen Weg aus dem Wald zu finden. Ich hatte Angst davor, im Kreise zu laufen. Die vorherrschenden Nordwinde jedoch, die Regen und Feuchtigkeit brachten, hatten die Nordflanken der hohen Bäume mit senkrechten Moosstreifen versehen, die sich bis zu zehn Meter hoch an den Stämmen hochzogen. Ich achtete darauf und versuchte auf diese Weise eine südliche Richtung beizubehalten. Ich hoffte einen Fluß zu finden, dem ich zum Laurius folgen konnte. Plötzlich sah ich vor mir vier leuchtende Augenpaare — eine Gruppe Waldpanther. Ich tat, als hätte ich nichts bemerkt, und wandte mich zur Seite, während mir das Herz bis zum Hals schlug. Um die Zeit waren diese Tiere bestimmt auf der Jagd. Der Waldpanther ist ein stolzes Tier und läßt sich ungern bei der Jagd stören. Da wir eine direkte Konfrontation vermieden hatten, blieb mir nur die Hoffnung, daß nicht ich die ausersehene Beute war. Die geschmeidigen Gestalten verschwanden, und ich verlor vor Erleichterung fast das Bewußtsein, so hilflos kam ich mir vor. Zu meiner Freude merkte ich, daß es anfing zu regnen. Der Regen würde meine Spur verwischen. Vielleicht entkam ich dem haarigen Monstrum! Ich bezweifelte, daß selbst ein Sleen, der beste Jäger Gors, meiner Spur noch folgen konnte. Ich lachte und versteckte mich schließlich irgendwo im Unterholz, um Schutz vor dem Unwetter zu suchen.

Nach etwa zwei Stunden hörte es so plötzlich zu regnen auf wie es begonnen hatte, und ich kroch aus dem Gebüsch und setzte meinen Weg nach Süden fort.

Nun hatte ich zwar keine Angst mehr vor einem Verfolger, war mir jedoch meiner Hilflosigkeit mehr bewußt. Ich versuchte die Fessel durchzuscheuern, die meine Handgelenke umschlang, und schabte sie an einem umgestürzten Baum hin und her, doch ich vermochte nichts auszurichten. Goreanische Fesseln sind nicht leicht zu durchtrennen. Kurz vor Mittag stieß ich auf einen kleinen Wasserlauf, der nur zum Laurius führen konnte. Ich warf mich am Ufer zu Boden

und stillte meinen Durst mit dem frischen Wasser. Dann watete ich mit der Strömung dahin. So vermied ich, eine weitere Spur zu hinterlassen. Schließlich mündete der Bach in ein Flüßchen, den ich weiter folgte. Während ich so durch das Wasser stapfte, überlegte ich, ob ich mich wirklich zum Laurius durchschlagen und von dort nach Laura wandern sollte. Dort würde ich zwar zu essen bekommen, aber auch wieder versklavt werden. War es nicht besser, so überlegte ich, zunächst irgendwo im Wald Schutz zu suchen? Und ich durfte die Panthermädchen nicht vergessen.

Ich wußte nicht, was ich tun sollte. Aber die Entscheidung wurde mir Sekunden später abgenommen. In Gedanken versunken übersah ich den Mann, der im Unterholz am Ufer stand. Plötzlich legte sich eine Lederschlaufe um meinen Hals und zog sich zu.

Ich wurde ans Ufer gezerrt. Ich weiß nicht, ob die Angst, der Hunger oder die Erschöpfung daran schuld waren — jedenfalls wurde mir plötzlich schwarz vor Augen, und ich verlor das Bewußtsein.

Einige Zeit später erwachte ich. Ich lag in den Armen eines Mannes, der mich trug. Ich hatte sein Hemd an, das länger war als eine normale Sklaventunika. Meine Handgelenke waren nicht länger grausam zusammengeschnürt, sondern steckten in Sklavenfesseln.

»Du bist wach, El-in-or?« fragte er.

Er gehörte zu Targos Wächtern, der Mann, der mich zum Arzt gebracht hatte.

»Ja, Herr«, sagte ich.

»Wir dachten, wir hätten dich verloren.«

»Ich wurde von den Panthermädchen gestohlen«, sagte ich. »Sie verkauften mich an den Mann mit dem Monstrum. Er floh und ich bin entwischt.«

Ich mochte den Griff seiner kräftigen Arme, und das erschreckte mich.

»Ich bin noch immer von weißer Seide«, sagte ich hastig.

»Ich weiß.«

Ich errötete.

»Dein Glück«, fuhr er fort und senkte den Blick.

Plötzlich ließ er mich fallen.

»Du bist wach, du kannst laufen.«

Im Gras sitzend, starrte ich mißmutig zu ihm empor. »Nein, ich kann nicht laufen«, sagte ich. »Ich kann nicht mal stehen.«

Wortlos drehte er sich um und begann einen Ast von einem Busch zu schneiden, mit dem er mich züchtigen wollte.

Als er fertig war, stand ich längst auf den Füßen. »Gut«, sagte er nur und warf den Ast fort. Wir gingen weiter.

»Wärst du bei uns geblieben«, sagte er, »hättest du Marlenus aus Ar sehen können.«

Mir stockte der Atem. Ich hatte von dem großen Ubar gehört. »In Laura?« fragte ich ungläubig.

»Er kommt manchmal mit einigen hundert Tarnkämpfern nach Norden, um in den Wäldern zu jagen.« »Was jagt er denn?«

»Sleen, Panther und Frauen«, sagte der Wächter. »Oh.«

»Er jagt etwa eine oder zwei Wochen lang und kehrt dann nach Ar zurück.« Er schob mich vor sich her, weil ich unwillkürlich langsamer gegangen war. »Ein Ubar hat viele Pflichten«, fuhr er fort, »und Marlenus freut sich immer sehr auf seine Jagd. Ist er fertig, bringt er seine Beute mit einer Karawane zurück.« »Hat er es auf etwas Besonderes abgesehen?« fragte ich. »Ja«, sagte der Mann, »auf eine Gesetzesbrecherin, eine gewisse Verna.«

Ich blieb stehen. »Verna und ihre Mädchen haben mich gefangengenommen.«

»Es heißt, sie soll sehr schön sein«, sagte der Mann. »Stimmt das?«

»Frag doch die Männer im Lager, die sie überfallen hat.« Seine Hand grub sich in meine Haare, zog mir den Kopf zurück. »Ja«, sagte ich hastig. »Sie ist schön, sehr schön.«

»Marlenus wird sie fangen«, versicherte er, »und sie in einem Käfig nach Ar schicken.«

»Erst muß er sie aufspüren«, warf ich spöttisch ein. »Und in seinen Vergnügungsgärten wird sie ihm aus der Hand fressen.«

»Du scheinst zu glauben, daß sich jede Frau zähmen läßt.« »Ja.«

Es freute mich, daß Marlenus Verna und ihre Mädchen jagte. Ich wünschte ihm Erfolg, denn ich hatte nichts dagegen, auch Verna einmal als Sklavin zu sehen.

Am späten Nachmittag rasteten wir, und mein Wächter gab

mir aus seinem Beutel zu essen. Auf seinen Befehl hin erhob ich mich wieder, und wir setzten unseren Weg fort.

An diesem Abend war ich glücklich. Wir fuhren in einer Holzbarke über den Fluß und erreichten Targos Lager. Ute und Inge waren da und die anderen Mädchen, die ich kannte. Targo freute sich sehr über meine Rückkehr. In dieser Nacht schlief ich zufrieden auf der Plane im Sklavenwagen.

Wir machten uns auf den Weg nach Ko-ro-ba, wo wir trainiert werden sollten und von wo aus unsere Reise in südöstlicher Richtung weitergehen sollte nach Ar.

»Woran denkst du, El-in-or?« fragte Ute.

Ich lag auf dem Bauch im Stroh, im Käfig des ko-ro-banischen Geheges, und stocherte mit einem Strohhalm herum.

»An nichts«, sagte ich. Aber ich dachte an den Mann in der Hütte. Er und sein sprechendes Monstrum hatten mir nach dem Regen nicht mehr folgen können. Wahrscheinlich nahmen sie an daß ich umgekommen war. Bei Targo würden sie mich zuletzt suchen. Außerdem hatte dieser Laura bereits verlassen, ehe ich die Stadt erreichen konnte. Wenn der Mann und sein Pelzwesen überhaupt nach mir suchten, dann bestimmt in der Nähe Lauras oder weiter nördlich, im Wald.

Ich war in Sicherheit — als Sklavenmädchen in den Gehegen Ko-ro-bas. Ich hatte keine Hoffnung mehr, zur Erde zurückzukehren, und begann mich damit abzufinden, ein Sklavinnendasein zu führen, Ich faßte den Entschluß, das Beste daraus zu machen.

In diesem Augenblick hörte ich einen Wächter. Ich erkannte die einzelnen Männer an ihrem Schritt, und vor diesem Mann hatte ich Angst. Ich neigte den Kopf und tat, als ob ich schliefe. Er ging vorbei. Er war bestimmt nicht der letzte Goreaner, den ich täuschen würde.

Einige Tage vor unserer Abreise nach Ar verbreitete sich eine Nachricht wie ein Lauffeuer in den Sklavengehegen Ko-ro-bas.

»Das Panthermädchen Verna!« rief jemand. »Sie ist von Marlenus gefangen genommen worden!«

Ich eilte an die Gitterwand meines Käfigs. Wie sehr ich die stolze Frau und ihre Mädchen haßte! Ja, sie sollten erfahren, wie es war, ein Sklavendasein zu führen! Sie sollten Angst haben vor der Peitsche!

»Arme Verna«, sagte Ute.

»Soll sie doch eine Sklavin sein wie wir!« rief ich. Doch Ute und Inge sahen mich nur schweigend an. »Marlenus wird sie zähmen. Sie wird ihm in seinen Vergnü-gungsgärten aus der Hand fressen müssen!« Zwei weitere Neuigkeiten drangen in diesen Tagen in die abgeschlossene Welt der Gehege. Zum einen befand sich Haakon aus Skjern in Ko-ro-ba, jener Mann, von dem Targo seine hundert nordischen Schönheiten erworben hatte, deren Training gerade zu Ende ging.

Aus unerfindlichen Gründen schien Targo diese Nachricht wenig zu gefallen.

Und die andere Neuigkeit hatte mit den kühnen Überfällen Rasks aus Treve zu tun.

Ganz Ko-ro-ba schien sich darüber aufzuregen. Vier Karawanen waren den kühn angreifenden Tarnkämpfern aus Treve zum Opfer gefallen. Und Rasks Männer hatten Dutzende von Feldern angesteckt und die Sa-Tarna-Ernte vernichtet. Der Rauch von zwei Feldern war sogar von den hohen Brücken Ko-ro-bas aus zu sehen gewesen.

Die ko-ro-banischen Tarnkämpfer waren ständig unterwegs, sogar des Nachts, wenn die Signalfeuer auf den hohen Mauern brannten. Sie flogen Patrouillen und setzten auch manchen Überraschungsflug an — aber es gelang ihnen nicht, die heimtückische Bande des schrecklichen Rask aus Treve aufzuspüren.

Ich kannte diesen Namen — Rask aus Treve —, und auch Targo hatte allen Grund, sich dieses Mannes mit Schrecken zu entsinnen. Er war es gewesen, der Targos Sklavenkarawane überfiel, ehe ich versklavt wurde. Er war es gewesen, der Targo und seine Leute in das Dickicht getrieben hatte, wo sie mit Mühe einen Wagen und neunzehn Mädchen hatten retten können.

Ansonsten war wenig bekannt über diesen Rask aus Treve, wie überhaupt die Stadt Treve von vielen Gerüchten und Sagen umwoben war. Sie lag irgendwo in den unzugänglichen Schluchten der schroffen Voltaiberge und war angeblich nur auf dem Rücken eines Tarn zu erreichen. Frauen konnten nur als Sklavinnen in die Stadt gebracht werden, quer auf dem Sattel eines Tarn. Sogar Händlern und Kaufleuten wurde eine Annäherung an die Stadt nur in Begleitung Einheimischer gestattet — und mit verbundenen Augen. Offenbar durfte die Lage der Stadt nur ihren Bürgern bekannt sein. Und war man erst einmal in Treve,

beschränkte sich der Ausblick von ihren steilen Mauern auf schroffe Abhänge der Voltaiberge und auf tiefe Abgründe und den Befestigungen, die eine Flucht unmöglich machten.

Von Rask aus Treve wurde erzählt, daß er jung, kühn und rücksichtslos sei, daß er sich brutal und mutig gebe, daß er klug ausweichend und ein Meister der Verkleidung und der Täuschung sei. Es hieß, er sehe sich zuweilen in Verkleidung Frauen an, um festzustellen, ob er sie später besitzen wolle — er, ein gutaussehender, wilder, langhaariger Mann, ein Tarnreiter, ein Krieger reinsten Wassers, einer der großen goreanischen Meister mit dem Schwert. Die Krieger fürchteten seine Waffe, und die Frauen fürchteten den Stahl seiner Sklavenkragen.

Frauen, so ging das Gerücht, hatten besonderen Grund, Rask aus Treve zu fürchten. Angeblich verachtete er das schwache Geschlecht und gebrauchte jede Frau nur einmal, als habe er ihr Möglichkeiten mit dem einen Beisammensein erschöpft, als habe er ihr alles genommen, was sie ihm geben konnte. Kein Mann auf Gor, so hieß es, konnte eine Frau so erniedrigen wie Rask aus Treve. Und doch gab es nur wenige Frauen, die sich nicht für diesen Krieger interessierten.

Es hieß, daß Rask aus Treve noch niemals eine Frau gekauft habe. Er pflegte sie zu erobern, sie mit Gewalt zu nehmen. Rask aus Treve zog wie viele goreanische Krieger die freien Frauen vor, die er sich Untertan machte, aber auch gegen Sklavinnen hatte er nichts.

Ich jedenfalls hatte keine Angst vor ihm. Mein Training und meine Intelligenz machten mich zu einem Gegner, mit dem jeder Mann rechnen mußte — auch die seltsam anziehenden mächtiger Männer dieses Planeten!

Unser Training nahm seinen Fortgang.

Einmal kam ein Besucher in die Gehege, ein großer Fremder der sein Gesicht unter einer Kapuze verbarg, in blau-gelbe Seidenhosen gekleidet, wie ein Sklavenhändler. Über dem linken Auge trug er einen Lederstreifen, der sich um seinen Kopf zog, Targo führte ihn durch unsere Sektion der Sklavengehege.

»Dies ist Soron aus Ar«, sagte Targo und blieb vor unserem; Käfig stehen. Dann sagte er: »El-in-or.«

Ich war nervös. Ich wollte nicht verkauft werden, solange wir noch nicht in Ar waren. Ich wollte mich auf dem großen Block im

Curuleum dieser Stadt präsentieren können, denn dort kamen die reichsten Käufer Gors zusammen.

»El-in-or!« befahl Targo in scharfem Tonfall.

Ich ging zum Gitter und kniete nieder.

»Versteht sich das Mädchen nicht darzubieten?« fragte der Mann.

Targo war wütend und starrte mich funkeln an.

Ich bekam Angst, neigte den Kopf und sagte die traditionelle Formel:

»Kaufe mich, Herr.«

»Nein«, sagte der Fremde knapp und wandte sich ab.

Wütend sprang ich auf und wich zurück. Er hätte sich nicht so brutal äußern sollen. Ich hatte mich gut dargeboten, doch er hatte nicht das geringste Interesse gezeigt.

»Kaufe mich, Herr«, sagte Inge, die nun auf ein Zeichen Targos ans Gitter getreten war.

Es gefiel mir nicht, wie Inge das > mich < betonte, als wollte sie sich von mir und meinem Versagen abheben. Hielt sie sich etwa für überlegen? Hielt sie sich für attraktiver?

Der Mann betrachtete sie anerkennend von Kopf bis Fuß, wie ein Herr, der eine wirklich gute Ware taxiert.

»Hast du mal den Schriftgelehrten angehört?« fragte er schließlich.

»Ja«, sagte Inge verblüfft.

»Ich hab's an deinem Akzent gemerkt«, sagte er.

»Danke, Herr«, erwiderte Inge und senkte den Kopf.

»Ausgezeichnete Ware«, sagte der Fremde zu Targo. »Sie sollte an einen Schriftgelehrten verkauft werden.«

Targo breitete die Hände aus und lächelte. »Wer am meisten bezahlt.«

»Du kannst an deinen Platz zurückkehren«, sagte der Fremde.

Leichtfüßig wie eine Katze kehrte Inge auf das Strohlager zurück. In diesem Augenblick haßte ich sie.

»Kaufe mich, Herr«, sagte Ute, die nun an der Reihe war, wurde jedoch zurückgeschickt; Lana erging es nicht anders.

Der Fremde und Targo machten Anstalten, zum nächsten Käfig zu gehen.

Ich stand in der hinteren Ecke unseres Käfigs auf dem Stroh und schaute durch die Stäbe hinaus. Der Mann hatte sich umgedreht und betrachtete mich. Ich warf den Kopf hoch und schaute ärgerlich in eine andere Richtung. Doch ich konnte nicht anders —

nach einigen Sekunden mußte ich noch einmal hinschauen, um zu sehen, ob er mich noch anblickte.

Und sein Blick war noch immer auf mich gerichtet.

Mein Herz setzte einen Schlag lang aus. Ich bekam Angst
Doch schon hatte er sich mit Targo abgewandt und stand vor dem nächsten Käfig. Ich hörte, wie sich dort ein Mädchen im Stroh bewegte und sich den Stäben näherte. Ich sah mich um.
Unser Käfig war so massiv — an eine Flucht war nicht zu denken,
Ich kam mir hilflos vor.

An diesem Abend gelang es mir, Ute beim Essen einen Keks zu stehlen. Sie merkte nicht einmal, daß ihr jemand das Stück aus der Schale nahm. Unser Training in den Gehegen Ko-ro-bas ging seinem Ende entgegen. Unsere Körper, bis in die letzten Feinheiten mit den stilisierten Bewegungen des Sklaventums vertraut gemacht, waren nun unmißverständlich die Körper von rechtlosen Frauen. Viele angedeutete Bewegungen gehörten zum Ritual, zu der Verbindung zwischen Herr und Sklavin. Wir lernten diese Dinge, Kleinigkeiten, wie Hand-, Finger- oder Hüftbewegungen. Wir lernten aber auch die Bewegungen der Männer zu verstehen, ihr Interesse und ihre Wünsche aus solchen Dingen abzulesen. Es ist im Grunde kein Geheimnis, daß die goreanische Sklavin die Stimmungen und Wünsche ihres Herrn vorauszuahnen scheint. Die Männer zahlten höhere Preise für ausgebildete Sklavenmädchen ohne selbst zuweilen genau zu wissen, was dieses Training ausmacht — die Fähigkeit, Wünsche zu erkennen, ohne daß sie ausgesprochen werden müssen. Ich gedachte meine erworbenen Fähigkeiten dazu zu benutzen, mir meinen Herrn Untertan zu machen und ich hatte kaum Zweifel, daß mir das gelingen würde, Und dann hatte ich ein leichtes Leben — auch wenn ich den Sklavenkragen trug, würde ich die Herrin sein!

Wenn ich nachts im Stroh des Käfigs lag und nicht einschlafen konnte, dachte ich manchmal an Verna, die nun gefangen war und lachte leise vor mich hin. Ich wünschte mir eine Gelegenheit; ihr zu zeigen, wie wenig ich sie fürchtete, wie sehr ich diese Frau verachtete.

In diesen letzten Tagen in Ko-ro-ba wurden Haakon aus Skjern und Rask aus Treve wieder etwas in den Hintergrund meiner Gedanken gedrängt. Es hieß, daß Rask endlich aus der Nähe der Stadt Ko-ro-ba vertrieben worden sei. Gewisse Tarnkämpfer der Stadt rühmten sich, sie hätten den gefürchteten Piraten

aus dem Gebiet Ko-ro-bas vertrieben, doch andere schwiegen dazu, wie ich von unseren Wächtern erfuhr. Jedenfalls schien Rask aus Treve mit seiner Räuberbande die Ländereien der Türme des Morgens, wie Ko-ro-ba auch genannt wurde, verlassen zu haben. Sa-Tarna-Felder reiften in gelber Schönheit heran, und Karawanen hatten wieder Sicherheit. Die Himmel waren frei vom Flattern und Kreischen der Tarns aus Treve und dem wilden Kriegsgebrüll ihrer speerschleudernden Krieger. Offenbar suchte Rask aus Treve nun in anderen Gebieten nach Gold und Frauen. Haakon aus Skjern dagegen schien länger in Ko-ro-ba zu bleiben. Skjern ist eine Insel im Thassa, ziemlich weit von Ko-ro-ba entfernt. Sie liegt westlich des kahlen, felsigen Torvaldsland, sogar nördlicher als der gewaltige grüne Gürtel der Wälder. Die Männer Skjerns ließen sich selten so weit südlich oder so weit im Binnenland sehen. Haakon war offenbar mit seinen Tarnkämpfern in friedlicher Absicht hier. Sie zahlten für ihren Eintritt in die Stadt und behaupteten, sie müßten Vorräte für ihre Handelsgeschäfte kaufen. Da es sich um eine ziemlich große Gruppe fremder Krieger handelte, mußten sie ihre Waffen am großen Tor abgeben, wo sie sie bei ihrem Abflug wieder abholen konnten. In Ko-ro-ba waren die Waffenscheiden dieser Männer leer. Was war also von einem Haakon aus Skjern zu befürchten, der keine Waffe am Gürtel trug? Ich verstand die Unruhe Targos und einiger seiner Männer nicht. Haakon hatte mit ihm Geschäfte gemacht und mochte daran interessiert sein, im nächsten Frühjahr wieder einen Abschluß zu tätigen. Vielleicht wußte er nicht einmal, daß wir ebenfalls in Ko-ro-ba waren. Außerdem liefen Gerüchte um, daß er noch einige Tage länger in der Stadt bleiben wollte als wir, um dann wieder in den Norden nach Laura zu fliegen. Außerdem hatte Targo in Ko-ro-ba zusätzliche Mädchen gekauft und weitere Wächter eingestellt, und seine Karawane nach Ar würde so groß ausfallen, daß sie bestimmt nicht von vierzig oder fünfzig Tarnkämpfern aufgebracht werden konnte. Auch schien die Art und Weise, wie Haakon seine Tage in Ko-ro-ba verbrachte, nichts Bedrohliches zu haben. Er kaufte offenbar wirklich Vorräte ein, und seine Männer spielten und tranken in den Tavernen der Stadt und verbrachten ihre Zeit damit, sich mit anderen Männern, anderen Tarnkämpfern aus fremden Städten anzufreunden, die sich zufällig ebenfalls in den Mauern der Stadt aufhielten. Von Haakon aus Skjern und seinen Leuten war also nichts zu befürchten.

»Sklaven raus«, sagte der Wächter und drehte den Schlüssel unseres Käfigs um.

Nach wenigen Minuten kniete ich auf der hölzernen Plattform in den öffentlichen Sklavengehegen Ko-ro-bas. Diesmal braucht mich niemand festzuhalten; ich legte freiwillig den Kopf in die Nacken.

Der Lederarbeiter weitete den Ring, den ich in der Nase trug und entfernte ihn vorsichtig. Erleichtert sprang ich von der Plattform und eilte zur Wand. Ich betastete mein Gesicht und lachte. Endlich war ich den verhaßten Ring los!

»El-in-or«, sagte Targo. »Du bist schön, wenn du glücklich bist«, sagte er.

Ich errötete und senkte den Kopf. »Danke, Herr«, sagte ich.

In diesem Augenblick kam Ute, auch sie war ihren Nasenring los. Ich war so überschwenglicher Stimmung, daß ich sie am liebsten umarmt hätte.

»Ute, ich bin so glücklich«, sagte ich.

»Gut«, erwiderte sie und wandte sich ab.

Ich war gekränkt und wandte mich Inge zu, die nun von der Plattform kam. Aber auch sie hatte unsere früheren Differenzen nicht vergessen. Ich kam mir plötzlich sehr einsam vor.

Als Lana zur Mauer kam, näherte ich mich ihr schüchtern. »Ich möchte deine Freundin sein«, sagte ich leise.

»Stell mal fest, wann wir Ar verlassen«, sagte Lana. »Frag Targo, er mag dich.«

»Bitte, Lana!« flehte ich, doch sie wandte nur den Kopf.

Zitternd näherte ich mich Targo, kniete neben ihm nieder.

»Darf ich sprechen?« fragte ich.

»Ja.«

»Wann«, flüsterte ich, »wann reisen wir nach Ar, Herr?«

Nach kurzem Schweigen sagte er streng: »Neugier steht einer Sklavin nicht.«

Ich stöhnte auf und wandte mich ab.

»El-in-or«, sagte Targo hinter meinem Rücken.

Ich blickte auf.

»Morgen früh«, sagte Targo, »bekommen die Sklavinnen vor dem Morgengrauen zu essen. Und wenn es hell wird, verlassen wir Ko-ro-ba in Richtung Ar.«

»Danke, Herr«, sagte ich und eilte zu Lana zurück.

»Wir fahren morgen früh«, sagte ich aufgeregt zu Lana und umfaßte ihren Arm. »Ich möchte deine Freundin sein.«

»Na gut«, sagte Lana.

»Du bist die einzige Freundin, die ich habe.«

»Das stimmt«, sagte Lana kühl. »Aber daran bist du selbst schuld mit deinem arroganten Gehabe. Wie du dich wegen jedes Vorteils anbiederst, ist widerlich.«

Am Abend vor unserer Abfahrt konnte ich nicht einschlafen. Ute, Inge und Lana waren längst entschlummert, während ich noch im Stroh lag und zur Käfigdecke emporstarnte.

Ich haßte Ute, dieses selbstgefällige kleine Scheusal. Und auch Inge und Lana. Ich hoffte, daß ich einen besseren Preis erzielte als die drei zusammen — das war dann die richtige Rache!

Ich erhob mich auf die Knie und beobachtete meinen Schatten an der rückwärtigen Käfigwand, vom Licht der Laterne scharf gezeichnet. Ich reckte mich und fragte mich zum tausendstenmal, wieviel ein Mann wohl für mich bezahlen würde.

Unwillkürlich mußte ich an das Panthermädchen Verna denken. Sie hatte mich gefangen und für hundert Pfeilspitzen verkauft!

Vielleicht würde Marlenus sie auf den Auktionsblock bringen. Vielleicht bezahlte man für sie auch nur hundert Pfeilspitzen! Ich erinnerte mich, wie Verna und ihre Mädchen auf der Lichtung getanzt hatten, unfähig, sich zu beherrschen — auch die stolze, arrogante Verna!

Sie waren ja alle so schwach, während ich stark und entschlossen war. Befriedigt legte ich mich zurück und versuchte zu schlafen. Doch nun wanderten meine Gedanken zu Soron aus Ar, der in Targos Begleitung durch das Gehege gewandert war.

»Kaufe mich, Herr«, hatte ich zu ihm gesagt, doch er hatte mit einem >Nein< reagiert.

Er hatte überhaupt kein Mädchen gekauft, was mir seltsam erschien, doch nur mir hatte er mit einem klaren >Nein< geantwortet. Warum regte ich mich darüber so auf — mir war doch nur lieb, daß er mich nicht gekauft hatte! Aber er hatte mich später noch einmal abschätzend angesehen, sein Blick hatte auf mir geruht, und ich war mir dabei seltsam hilflos vorgekommen. Und das ließ mich jetzt nicht einschlafen. Als ich schließlich doch in einen unruhigen Schlummer fiel, hatte ich einen seltsamen Traum. Ich träumte, mir wäre die Flucht gelungen, und ich lief frei durch das hohe Gras der goreanischen Steppe. Wie sehr ich mich über meine Freiheit freute!

Und dann drehte ich mich plötzlich um und sah dicht hinter mir, das Gesicht halb hinter seiner großen Kapuze verborgen Soron aus Ar. Ich floh, aber plötzlich stand er wieder vor mir, und als ich eine andere Richtung einschlug, tauchte er erneut vor mir auf. Es kein Entkommen. Ich erwachte in Schweiß gebadet.

»Still!« rief Lana und schüttelte mich. »Sei endlich still!« Ich mußte im Schlaf geschrien haben. Auch Ute und Inge hatten sich schlafbrig aufgerichtet und starnten zu mir herüber. Ich eilte zu Ute und schmiegte mich an sie.

»O Ute, ich habe solche Angst«, sagte ich schluchzend.
»Es ist doch nur ein Traum«, sagte sie. »Wir bleiben ein Weilchen wach, und dann schlafen wir weiter, ja?«
Ich hielt Utes Hand und schlief nach einer Weile wieder ein.

-12-

Wie schön es war, frei herumlaufen zu können! Im Gras stehend, im hellen Schein der Sonne, reckte ich mich und lachte. Ich trug einen neuen Kamisk und freute mich darüber.

Ich hatte ihn am ersten Tag der Reise im Wagen genäht. Mein altes Kleidungsstück war schon zu unansehnlich geworden.

Es war ein schöner Tag, im Frühsommer, am zweiten En'Var. Nach der Zeitrechnung Ars, der Stadt, die unser Ziel war, zählten wir das Jahr 10 121.

Ich spürte das Gras an den Beinen, die Sonne auf dem Gesicht; und an den Armen und Beinen und die frische, lockere Erde unter meinen bloßen Füßen.

Ich war glücklich.

Ich hob mein Gesicht und schloß die Augen und genoß die Wärme der Sonnenstrahlen.

Im nächsten Augenblick spürte ich einen Zug an meinem Hals und öffnete die Augen. Mit einer etwa drei Meter langen Lederschnur war Ute an mich gefesselt. Wir pflückten Beeren.

Elinor Brinton, das goreanische Sklavenmädchen, bückte sich emsig, zupfte Beeren von den Zweigen eines kleinen Busches und tat sie in ihren Ledereimer.

Ute hatte mir den Rücken zugewandt, ebenso der Wächter, der sich schlafbrig auf seinen Speer stützte.

Wir waren etwa einen Pasang von der Karawane entfernt. Wenn ich mich auf die Zehenspitzen stellte, konnte ich von dem Hügel aus, auf dem wir Beeren pflückten, die flachen Dächer der Wagen sehen, deren blau-gelbe Planen in der Sonne schimmerten.

Seit der Abfahrt aus Ko-ro-ba waren neun Tage vergangen.

Es würde noch Wochen dauern, bis wir Ar erreichten, wo wir verkauft werden sollten.

Mich freute das schöne Wetter und der laue Wind. Wie schön es war, dem Gestank der Sklavengehege entronnen zu sein.

Ich bückte mich und rieb mir die Fußgelenke. Sie taten mir von der langen Fahrt weh. Die Sklavenkette während der Fahrt war nur etwa dreißig Zentimeter lang, und die Plane, die den harten Boden polsterte, war dünn. Aber jetzt war ich im Freien und konnte mich nach Belieben bewegen — nur war ich eben an Ute gefesselt.

Ich erinnerte mich an den Morgen, an dem wir Ko-ro-ba verließen.

Es war noch dunkel, als man uns aus den Käfigen holte. Wir erhielten reichlich zu essen, weil wir erst gegen Abend wieder etwas bekommen sollten. Im Hof zwischen den Käfigen mußten wir uns den Gestank der Gehege von den Körpern waschen. Dann erst durften wir die Wagen betreten. Auf den Wagenflächen saßen wir, die Rücken nach außen, zu fünf auf jeder Seite; so wurden wir festgemacht; anschließend zog man die Plane herunter.

»Ho!« brüllte unser Fahrer, und langsam setzte sich der Wagen in Bewegung.

Die Karawane hielt auf Ko-ro-bas Straße des Feldtors zu, das südlichste Tor der Stadt.

Wir kamen nur langsam voran. Trotz der frühen Stunde herrschte ein lebhaftes Treiben in der Stadt. Wir spürten, daß eine Art Feiertagsstimmung in der Luft lag.

»Was ist los?« hatte ich Inge gefragt.

»Ich weiß nicht«, lautete die Antwort.

Wir hatten die Fahrer fluchen und in die Menge brüllen hören, doch wir blieben immer wieder stecken.

Wir merkten bald, daß auch andere Wagen in den Straßen feststeckten. Zentimeterweise fuhren wir weiter und erreichten schließlich die Straße des Feldtors.

In den Wagen lauschten wir auf das Lärmen der Menge,
war inzwischen hell geworden, und Licht drang durch die Schutz
plane des Wagens.

Die Mädchen waren aufgeregt, wußten aber nicht, was los war
Wütend verfluchte ich die Planen.

Aus der Ferne ertönte Musik — Trompeten, Trommeln,
Zimbeln. Wir sahen uns an, vermochten uns kaum noch zu
beherrschen.

»Auf die Seite fahren und anhalten!« befahl in diesem Augenblick eine
tiefe Stimme.

Unser Wagen fuhr an den Rand der breiten Straße, und wir merkten,
daß sich draußen viele Menschen drängten. Die Musik kam näher.

»Der Fang des Marlenus!« rief ein Mann.

Mein Herz machte einen Sprung.

Ich drehte mich um, kniete nieder, verdrehte meine Fußkette
und fuhr mit den Fingern unter den Rand der Regenplane.

Die Musik war nun schon ziemlich nahe. Ich hob die Plane an und
blinzelte hindurch.

Ein Jagdmeister, auf einem riesigen Tharlarion sitzend, führte
mit einem Stab, an dem Pantherhaar flatterte, den Zug an. Eine
Maske aus der Kopfhaut eines Waldpanthers bedeckte zur Hälfte
sein Gesicht. Um den Hals trug er eine doppelte Halskette aus
Pantherklauen. Auf seinem Rücken wippte ein Köcher mit Pfeilen, ein
Bogen war an seinem Sattel befestigt. Er trug Felle, zumeist von Sleen
und Waldpanthern.

Hinter ihm kamen die Musiker mit ihren Trompeten und Zimbeln und
Trommeln. Auch sie waren jagdmäßig gekleidet.

Auf Fahrgestellen, von kleinen gehörnten Tharlarion gezogen schlössen
sich Holzkäfige und Pfosten mit allerlei Jagdtrophäen an. In einigen
Käfigen schnaubten und fauchten Waldsleen oder die sandfarbenen
Panther der nördlichen Wälder. An den Masten hingen die Felle und
Köpfe zahlreicher Tiere, zumeist Panther und Sleen. In einem Käfig
ringelte sich Görs gefürchtete Riesenschlange, die nur in bestimmten
Waldgegenden zu finden ist, Marlenus' Jagdgesellschaft mußte große
Entfernung zurückgelegt haben. Zwischen den Wagen schritten
gefesselte männliche Sklaven. Sie trugen kurze Wollkleidung und
schwere Eisenringe um den Hals. Sie hatten langes, verfilztes
schwarzes Haar. Einige trugen große Körbe mit Früchten oder Nüssen
auf den Rücken,

andere Körbe mit Blumen oder buntgefiederte Waldvögel am Gürtel. Die anderen Mädchen schauten nun ebenfalls aufgeregt hinaus; sie waren auf unsere Seite herübergekommen, hatten sich zwischen uns geschoben und starnten in die Helligkeit. »Sind die Sklaven nicht aufregend?« fragte eine. »Schamlos!« tadelte ich.

»Paß auf, daß du nicht mit einem zusammengetan wirst!« Ich schlug wütend nach ihr. Mir war der Gedanke noch nicht gekommen — aber so konnte es kommen. Wenn es meinem Herrn gefiel, mußte ich es mit jedem Sklaven treiben, den er für mich aussuchte, zu seinem Vergnügen und um Nachkommen für die Sklavenmärkte zu zeugen.

In diesem Augenblick bemerkte uns einer der vorbereitenden Jäger, ein großer, dunkelhäutiger Bursche. Er grinste herüber.

»Ich wünschte, ein solcher Mann würde mich jagen!« sagte Lana. Weitere Wagen rollten vorbei, gefolgt von Jägern und Sklaven. Wie stolz und furchtlos diese Männer wirkten! Sie trugen keine Lasten. Sie führten andere, die sich für sie abschleppten. »Ute«, sagte Inge, »wie würde dir so ein Herr gefallen?« »Ich bin Sklavin«, sagte Ute, »ich würde ihm zu dienen versuchen.«

»Ach, Ute«, sagte ich, »ich verachte diese Männer.« »Auch du bist nur eine Sklavin«, sagte Inge herausfordernd, »du mußtest ihm auch gehorchen.«

Ich versuchte, nach ihr zu schlagen, doch sie griff mir ins Haar und zerrte meinen Kopf herab. Ich vermochte ihren Griff nicht zu lösen und war hilflos. Gepeinigt wand ich mich hin und her.

»Wer ist die niedrigste Sklavin hier im Wagen?« fragte Inge herausfordernd.

Ich versuchte vergeblich, ihre Finger aus meinem Haar zu lösen. Doch Inge wiederholte ihre Frage und zerrte noch heftiger. Mir traten vor Wut und Schmerz die Tränen in die Augen. »El-in-or«, flüsterte ich zähneknirschend.

Als Inge mich freiließ, wich ich zurück. Ich hatte keine Lust mehr, gegen sie zu kämpfen. Triumph stand in ihren Augen. Ich erkannte, daß sie lange auf eine Gelegenheit gewartet hatte, sich mit mir anzulegen. Sie wußte, daß sie kräftiger war als ich. Ich konnte sie nicht mehr ärgern.

»Komm, kämpfen wir«, sagte sie herausfordernd.

Doch ich schüttelte nur den Kopf.

Ich hatte mir immer eingebildet, stärker als Inge zu sein, das war ein Irrtum. Mit einer entschlossenen Handbewegung hatte sie mich ausgeschaltet. Ich senkte den Blick und hatte plötzlich Angst vor ihr. Ich hatte gedacht, daß ich sie im Notfall bezwingen konnte, doch das war nicht der Fall. Augenblicklich spürte ich die Machtverschiebung, die im Wagen vorgegangen war. Mein Ansehen bei den Mädchen war gesunken, und Inge genoß plötzlich neuen Respekt.

Das machte mich wütend.

Wieder tönte Musik von draußen herein; eine zweite Kapelle die den Schluß des Zuges bilden mochte, kam näher.

Ein Mädchen von der anderen Seite des Wagens drängte sich zwischen Ute und mich.

»Zurück!« befahl ich.

»Ach, halt doch den Mund«, sagte sie nur.

In diesem Augenblick schrie die Menge draußen auf.

Ich drängte mich dichter an die Öffnung.

Ein großer Wagen kam vorbei, von Jägern und Sklaven flankiert. Auf dem Wagen befand sich eine waagerechte Stange, von zwei überkreuz festgezurrten Balken gehalten. Es handelte sich um einen Trophäenmast, aus geraden Holzstämmen gezimmert, wie die anderen Stangen, an denen die Häute erlegter Tiere gehangen hatten. Nur stand unter dieser Stange die nackte Gestalt eines Panthermädchen. Ihr langes Haar war um die Stange gewunden, die Hände waren ihr auf dem Rücken gefesselt. Die Waffen lagen ihr zerbrochen zu Füßen. Ich erkannte sie als eine der Mädchen aus Vernas Gruppe.

Ein Freudenschrei kam über meine Lippen.

Vier solcher Wagen folgten. Auf jedem stand ein Panthermädchen, verhöhnt und verspottet von der Menge.

Trompeten und Trommeln erschallten. Die Männer schrien. Frauen kreischten ihren Haß auf die Panthermädchen hinaus. Kinder warfen mit Kieselsteinen, Sklavenmädchen eilten aus der Menge, umringten die Wagen und stachen mit Stöcken nach den Gefangenen und schlugen mit Ruten zu oder spuckten aus. Die Panthermädchen waren verhaßt. Auch ich wäre am liebsten vom Wagen gestürzt und hätte mich an der Aktion beteiligt. Von Zeit zu Zeit sprangen Jäger herbei und trieben zu eifrige Sklavinnen fort, damit der Zug vorankam, aber schnell drängten sich die

Mädchen wieder nach vorn und umringten den folgenden Wagen, bis sie auch dort wieder zurückgetrieben wurden.

»Sklaven sind ja so grausam«, sagte Ute.
Ein Wagen nach dem anderen fuhr vorbei.
»Seht!« rief Inge.

Nun kam ein Jäger die Straße entlang, fünf Leinen in der Hand, an deren Enden er fünf Panthermädchen hinter sich herzog. Die Handgelenke waren ihnen vor den Körpern zusammengebunden, eine Fessel, die an ihrem Hals endete. Ihnen folgte ein weiterer Jäger, der die Mädchen mit einer Peitsche immer wieder antrieb. Ich sah, wie das Leder auf den Rücken des blonden Mädchens klatschte, das mich im Wald an der Leine geführt hatte. Ich hörte sie aufschreien und empfand Genugtuung über diese ausgleichende Gerechtigkeit.

Hinter der ersten Gruppe Panthermädchen folgte eine zweite — offenbar waren alle fünfzehn Mädchen gefangen worden.

Nun wurde das Lärmen der Menge noch lauter, und ich rückte ein Stück vor. Plötzlich verstummt die Gespräche ringsum.

Ein letzter Wagen näherte sich. Ich hörte seine Räder quietschen.
Es war Verna — die herrliche, barbarische Verna.

Man hatte sie nicht entkleidet wie die anderen. Sie trug noch ihr kurzes Fell und am Hals und an den Armen den goldenen Schmuck. Aber sie war in einen Käfig gesperrt.

Ihr Gefängnis bestand nicht aus Holz, wie bei den Sleen und Panthers, sondern aus Stahl. Es war kreisförmig, etwa zwei Meter hoch, mit flachem Boden und geschwungenem Dach. Sein Durchmesser betrug nur knapp einen Meter.

Und sie war angekettet.

Die Handgelenke hatte man ihr auf dem Rücken zusammengekettet wie bei einem Mann. Das stimmte mich ärgerlich. Eine Sklavenfessel wäre besser für sie gewesen!

Wie sehr ich dieses Weib haßte! Die Menschenmenge beiderseits der Straße schien die gleichen Gefühle für sie zu hegen, denn wieder wurden wild Stöcke geschwungen.

»Schlagt sie!« kreischte ich.

»Ja, schlagt sie!« fiel Inge ein.

Die Sklavenmädchen schwärmten mit Stöcken und Ästen dem Wagen entgegen und begannen zwischen den Gitterstäben hindurch auf die Gefangene einzustechen.

Ich sah, daß sich oberhalb des runden Käfigdaches ein Ring befand,

damit der Käfig an einem Baum oder Pfahl aufgehängt werden konnte. Zweifellos hatte Marlenus Befehl gegeben, seine Gefangene in verschiedenen Städten und Dörfern entlang des Weges aufzustellen, damit die bekannte Gesetzesbrecherin seinen Ruhm noch vermehre. Wahrscheinlich sollte sie erst in Ar versklavt werden, und dann vermutlich sogar von Marlenus' eigener Hand. Die Sklavenmädchen umschwärmten den Käfig und stachen mit ihren Stöcken zu. Stoisch ließ Verna das Geschehen über sich ergehen. Sie schien ihre Umwelt gar nicht wahrzunehmen. Das erregte die Menge noch mehr, die ihre Anstrengungen verdoppelte. Verna zuckte ab und zu vor Schmerz zusammen, und die Mißhandlungen begannen blutige Spuren zu hinterlassen, aber sie senkte nicht den Blick, kümmerte sich nicht um das, was mit ihr geschah.

Die Menge stieß einen Wutschrei aus, als nun einige Jäger auf den Wagen sprangen und die erregten Sklavinnen mit Peitschen zurückdrängten. Schreiend blieben die Mädchen zurück, ließen den Wagen weiterfahren. Verna stand hoch aufgerichtet in ihrem Käfig und schien zu träumen.

Ich haßte sie und ihre Stärke!

In diesem Augenblick wurde ein Speerschaft gegen den Wagen gestoßen, und wir zuckten erschrocken zurück. Ein Wächter band die Plane wieder fest, und wir waren wieder allein.

Der Klang der Trompeten und Trommeln erstarb in der Ferne

»Von jetzt an«, sagte Inge, »wird El-in-or uns mit Herrin anreden.« Ich starrte sie wütend an.

»Nein«, sagte Ute. »Das ist zu grausam.«

»Wir behandeln El-in-or so, wie sie es verdient«, sagte Inge.

Die anderen Mädchen außer Ute und Lana, die vielleicht eine ähnliche Behandlung fürchteten, stimmten zu.

»Und du bist natürlich einverstanden, nicht wahr?« wandte sich Inge an mich.

»Ja«, flüsterte ich.

»Ja, was?« fragte Inge und ballte die Hände zu Fäusten, um auf mich einzuschlagen.

»Ja — Herrin«, sagte ich tonlos.

Die anderen Mädchen lachten.

Gleich darauf setzte sich unser Wagen wieder in Bewegung. Unsere Reise nahm ihren Fortgang.

Aber ich war wütend über meine unverhoffte Niederlage — und über meine Schwäche.

Zwischen den Büschen, einen Pasang von den Wagen entfernt, las ich Beeren, zerrte sie von den Zweigen und warf sie in den Eimer.

Die Sonne und das Gras waren bestimmt so angenehm wie zuvor, aber ich war nicht mehr in der Stimmung, meine Freude daran zu haben. Ich erinnerte mich mit Befriedigung an den Triumphzug Marlenus', der das Panthermädchen Verna gefangen hatte. Weniger befriedigt dachte ich an die Ereignisse im Sklavenwagen, wo Inge mich durch ihren feigen Angriff mühelos besiegt und mein Ansehen bei den Mädchen zerstört hatte. So war ich nun gezwungen, die anderen — außer Ute und Lana, die es ablehnten — mit >Herrin< anzureden, und immer mehr Mädchen von anderen Wagen verlangten dasselbe!

Ich wollte in Ar verkauft werden, ich wollte fort von meinen Peinigern. Ich wollte eine beneidete Sklavin werden, der ihr Herr aus der Hand fraß.

Das hatte ich mir zum Ziel gesetzt.

Ich wandte mich an Ute. »Wann sind wir in Ar?« fragte ich.

»Oh, das dauert noch viele Tage«, sagte sie. »Wir haben ja noch nicht einmal den Vosk erreicht.«

Der Vosk ist ein großer Fluß, der die nördliche Grenze der Gemarkungen Ars bildet.

Ute wandte sich wieder dem Beerengraben zu. Als weder sie noch der Wächter aufpaßten, stibitzte ich ihr einige Beeren aus dem Eimer.

Ich hob den Kopf. Der Himmel war klar und blau, und nur einige weiße Wolken trieben im frischen Wind rasch dahin. So schlecht ging es mir eigentlich gar nicht. Außerdem hatte ich doch noch eine Möglichkeit gefunden, mich an Verna zu rächen, wie ich es mir gewünscht hatte. Es geschah am fünften Tag unserer Reise nach Ar.

Die Kaufleute haben in den letzten Jahren an bestimmten Handelsstraßen zwischen Ko-ro-ba und Ar und zwischen Tor und Ar befestigte, von Palisaden eingefaßte Lagerplätze errichtet. Sie liegen etwa einen Karawanen-Tagesmarsch auseinander und sind den Kaufleuten wie den Sklavenhändlern sehr willkommen. Auch einfache Reisende benutzen sie. Die Städte stellen durch ihre Kaufmannskästen Land für solche Lagerplätze zur Verfügung und versorgen diese gegen festgesetzte Gebühren mit Vorräten.

Die Lager unterliegen den Kaufmannsgesetzen, wie sie auf den Sardar-Jahrmärkten beschlossen und durchgesetzt werden. Die Palisadenwände sind doppelt verstärkt, wobei die innere Mauer höher ist, und der ganze Lagerplatz ist mit Tarnnetzen überspannt. Diese Forts unterscheiden sich bis auf die Größe kaum von den gewöhnlichen Grenzforts, wie sie manchmal von den Städten an den Grenzen ihrer Einflußgebiete unterhalten werden. In solchen Grenzbefestigungen ist natürlich wenig Platz für die Waren der Kaufleute und Sklavenhändler, für ihre Wagen und dergleichen; hier reicht der Platz gewöhnlich nur für die Besatzungen und ihre Sklaven aus. Ich hoffte inständig, nie in ein entlegenes Grenzfort verkauft zu werden. Ich wollte lieber in einer reichen Stadt leben und deren Vorteil genießen.

Am fünften Tag unserer Fahrt von Ko-ro-ba nach Ar rasteten wir in einer solchen Kaufmannsfestung.

Im Innenbereich dürfen sich die Sklavenmädchen frei bewegen, da sie ohnehin nicht fliehen können. So gewährte auch Targo den verschiedenen Wagengruppen eine gewisse Freizeit. Wir tobten uns tüchtig aus, bis ich plötzlich an einem Ende der Palisade Marlenus' Jagdgruppe entdeckte. Sie hatte Ko-ro-ba nach uns verlassen, war aber schneller vorangekommen.

Lana und ich und einige andere Mädchen liefen hinüber, um uns die Käfige mit Sleen und die Trophäen anzusehen. Neugierig betrachteten wir die Sklaven, die Pantherfelle, die Lasten mit Früchten und Nüssen und Vernas fünfzehn Mädchen.

Am interessantesten fand ich natürlich Vernas Käfig, der von einem Jäger bewacht wurde.

»Sei gegrüßt, Verna!« sagte ich kühn.

Sie blickte auf mich herab, ohne etwas zu sagen.

»Vielleicht erinnerst du dich an mich?« fragte ich.

Doch ihr Gesicht blieb ausdruckslos.

Ich ergriff einen Stock, warf in ihrem Käfig den Wasserbehälter um und begann mir eine Larmafrucht herauszuangeln, die man der Gefangenen hingelegt hatte. Lana und ich teilten uns die Frucht.

Verna beobachtete uns, ohne sich zu rühren.

Plötzlich schlug ich mit dem Stock zu, und sie zuckte zusammen. Ich wurde wütend und begann ihren Käfig, der an einem Pfahl hing, wild hin und her zu schaukeln. Doch so sehr wir uns auch bemühten, Verna machte uns nicht die Freude, auf unsere Mißhandlungen zu reagieren. Sie ließ es sogar über sich ergehen

daß wir sie ansleckten. Da hörten wir, wie ein Wächter Targos nach uns rief. Es wurde Zeit, zu den Wagen zurückzukehren, damit eine andere Gruppe Mädchen freigelassen werden konnte.

Mit einem letzten giftigen Blick auf die stolze Gefangene wandten wir uns ab.

Ich warf wieder einige Beeren in meinen Eimer und wandte mich an Ute.
»Bitte sprich doch mal mit Inge«, sagte ich. »Sie soll nicht mehr so grausam zu mir sein.«

»Warum sagst du ihr's nicht selber?«

»Sie mag mich nicht und würde mich schlagen. Du kannst sie sicher überreden. Ich will die anderen Mädchen nicht Herrin nennen. Es sind doch bloß Sklaven.«

»Wir sind alle Sklavinnen«, sagte Ute. »Aber na gut, ich werde mit ihr reden.«

Dann wandte sie sich ab und setzte ihre Arbeit fort. Es war inzwischen später Nachmittag geworden. Es war bald Zeit für die Abendmahlzeit. Ich sah mich um, um festzustellen, ob der Wächter auf uns achtete. Doch er hatte den Kopf abgewandt.

Ute hatte ihren Eimer stehen lassen und pflückte etwa einen Meter entfernt; sie hatte mir den Rücken zugewandt. Sie war wirklich ein Dummenchen. Ich machte einige vorsichtige Schritte und schaufelte zwei Händevoll Beeren aus ihrem in meinen Eimer.

Da glaubte ich ein Geräusch wahrzunehmen und hob den Kopf. Auch Ute und der Wächter hatten etwas gehört. Der Mann stieß einen wütenden Schrei aus und begann zu den Wagen zurückzulaufen.

Ute sah die Erscheinung, bevor sie mir auffiel. Ich hatte bisher nur ein vages Geräusch in der Ferne gehört, ein vielfaches Schnappen und schrille Schreie, die der Wind zu uns herübertrug.

»Schau!« rief Ute. »Tarns!«

Aus der Ferne näherte sich in vierfacher V-Formation eine gewaltige Kavalkade Tarnkämpfer. Das erste V flog am niedrigsten und vor den anderen drei, die gestaffelt heranrasten. Tarntrommeln waren nicht zu hören — es handelte sich also nicht um eine militärische Formation.

»Ein Überfall!« rief Ute.

Ich war wie gelähmt. Was mir am unverständlichs vorkam,

war die Tatsache, daß uns der Wächter im Stich gelassen hatte. Er war zu den Wagen gerannt.

»Es müssen über hundert sein!« rief Ute. »Leg dich hin!« Und sie zerrte mich ins Gebüsch.

Aus der Ferne beobachteten wir den Angriff auf die Karawane, sahen, wie die Tarns in vier Wellen heranflogen, herumgezogen wurden und die Reiter ihre Pfeile abschossen.

Die Bosks wurden losgeschnitten und stürmten in wilder Flucht davon. Niemand machte den Versuch, die Wagen zu einem Verteidigungsring zusammenzufahren — er nützt ohnehin nur wenig wenn der Angriff aus der Luft kommt. Die Männer bemühten sich aber, die Wagen eng zusammenzuschieben, damit sie sich unter den Fahrzeugen bewegen konnten.

In vielen Wagen saßen noch angekettet die Mädchen, die zu schreien begannen. Ein paar Männer zerrten die blau-gelben Planen zur Seite, damit die Sklavinnen von den Angreifern gesehen wurden. So dienten sie den Verteidigern als Schutz, denn die Räuber hatten es auf die Mädchen abgesehen. Wenn sie also ihre Beute nicht vernichten wollten, durften sie nicht blindlings drauflos schießen.

Die letzte Formation der Tarnkämpfer schlug zu und zog sich wieder zurück.

»Der Angriff ist vorbei«, sagte ich.

»Sie werden jetzt Feuer werfen«, sagte Ute.

Ich beobachtete entsetzt, wie sich der Himmel einige Sekunden später wieder mit Tarns füllte und flammende Pfeile geflogen kamen. Die Wagen begannen zu brennen.

Ich sah, wie die Verteidiger überstürzt kreischende Mädchen losketteten. Einer Sklavin brannten die Haare. Grob wurde ihr der Kopf in den Sand gestoßen, damit die Flammen erloschten

Die ersten Tarnkämpfer landeten, sprangen von ihren Tier und eilten zwischen den brennenden Wagen hindurch. Leise klang das Geräusch klirrender Schwerter herüber.

»Mach mich los!« rief Ute.

Wir waren mit einer breiten Lederschnur aneinandergefesselt deren Knoten nicht einfach zu lösen war. Meine Finger hantierten daran herum. In meiner Aufregung machte ich kaum Fortschritte. Ungeduldig stieß mich Ute zur Seite und begann verzweifelt auf dem Lederband zu kauen. Nicht alle Tarnkämpfer waren gelandet, einige wirbelten noch

in engen Kreisen am Himmel. Ich sah Zweikämpfe bei den Wagen, sah einige Männer fallen.

Einer der Tarnkämpfer, der noch auf seinem Tier saß, nahm den Helm ab und wischte sich die Stirn. Er war der Anführer, den ich sogar auf diese Entfernung erkannte.

»Es ist Haakon!« rief ich. »Haakon aus Skjern!«

»Natürlich ist das Haakon aus Skjern!« rief Ute und setzte ihre Bemühungen fort.

Mehrere Wagen standen nun in Flammen. Ich sah Männer herumlaufen. Zwei Mädchen eilten über die Steppe davon.

Haakon mußte an die hundert Leute bei sich haben. Als er nach Ko-roba kam, war seine Truppe nur vierzig Mann stark gewesen: er mußte also weitere Söldner angeworben haben!

Schwertgeklirr klang herüber. Ich war außer mir.

Unter den brennenden Wagen lief plötzlich ein Dutzend Mädchen hervor, verstreuten sich in alle Richtungen.

»Er treibt die Mädchen davon!« rief Ute wütend und zerrte an dem Leder, das sie nicht durchbeißen konnte. Sie sah mich wütend an. »Sie haben uns noch nicht gesehen. Wir müssen fliehen!«

Ich schüttelte den Kopf. Wohin sollten wir uns wenden?

»Du kommst mit, oder ich bringe dich um!« schrie Ute.

»Ich komme ja!« willigte ich ein.

Ich sah, daß die Tarnkämpfer von den brennenden Wagen abließen und zu ihren Tarns zurückkehrten. An den Wagen und den Vorräten darin hatten sie kein Interesse, solange der eigentliche Schatz entkam.

Targo hatte sich entschlossen, die Mädchen freizulassen, um sich damit die Angreifer vom Halse zu schaffen. Es war eine Verzweiflungsmaßnahme, zu der er nur in höchster Not gegriffen hatte — aber er und seine Männer waren hoffnungslos in der Minderheit.

»Komm, El-in-or!« rief Ute. »Komm!«

Sie zerrte mit beiden Händen an der Leine, die uns miteinander verband, und ächzend setzte ich mich in Bewegung.

Als wir uns einmal umsahen, sahen wir fliegende Tarnkämpfer, die einzelne Mädchen jagten. Sie lenkten ihre Tiere nur wenige Zentimeter über dem Boden dahin, und oft packte der Tarn sein Opfer mit den Krallen und riß es in die Luft. Anschließend landete der Tarnkämpfer und zog das Mädchen zu sich in den Sattel. Einige hatten bereits hysterisch schluchzende Mädchen vor

sich liegen. Verschiedene Angreifer stießen den rennenden Mädchen die Lanzenschäfte in den Rücken, so daß sie ins Gras stürzten. Wieder andere fingen die fliehenden Sklavinnen mit de Lasso ein und mußten dazu nicht einmal absteigen.

Es war ein entsetzlicher Anblick, und ich geriet ins Stolpern.

»Beeil dich!« rief Ute.

Ich rappelte mich wieder auf und folgte ihr ins Ungewisse.

-13-

Ich stand in dem reißenden Fluß; das Wasser reichte mir bis über die Knie. Ich hatte meinen Kamisk hochgebunden, damit er nicht naß wurde. Mit erhobenen Händen starnte ich auf die silbrige Gestalt, sich im klaren Wasser drehte.

Sie näherte sich dem Zaun aus kleinen Stöcken, die Ute in das Flußbett gesteckt hatte, und scheute zurück, als sei sie verwirrt.

Meine Hände zuckten darauf zu, packten zu. Ich berührte das Wesen. Wasser wurde aufgewühlt. Mit einem Schrei des Ekels zog ich die Hände zurück. Der glitzernde Körper schoß durchs Wasser.

Ich richtete mich wieder auf. So leicht entkam mir das Wesen nicht. Es befand sich in Utes Stockfalle, die aus zwei Teilen bestand. Der erste, einige Meter flußabwärts, hatte die Form eines flußabwärts zeigenden >V<. Hier konnte ein Fisch leicht eindringen, ohne aber so schnell den Ausgang wiederzufinden, der zweite Teil war eine gekurvte Stockwand, die die Falle völlig schloß.

Ute war beim Jagen. Sie hatte an verschiedenen Stellen Schlingen ausgelegt und dazu den Lederriemen benutzt, mit dem wir aneinandergefesselt gewesen waren.

Wieder näherte ich mich dem silbrigen Körper in der Falle.

Ute und ich waren entkommen — was mich doch sehr überrascht hatte. Wir waren ziemlich weit von den Wagen entfernt gewesen — und es war sicher dieser Tatsache und der allgemeine Verwirrung zuzuschreiben, daß uns niemand bemerkt hatte.

Wir waren etwa eine Ahn lang gerannt, bis wir den Rand eines großen Ka-la-na-Dickichts erreichten. Hier hatten wir uns ins Gras geworfen.

»Ute, ich habe Angst!« hatte ich geflüstert.

»Verstehst du nicht?« erwiderte sie mit blitzenden Augen. »Wir sind frei!«

Ute kroch zu mir und begann mit ihren kurzen starken Fingern an den Knoten zu arbeiten, die uns fesselten. »Wir brauchen das Leder«, sagte sie, als sie den Knoten gelöst hatte.

»Was können wir machen, Ute?« fragte ich nervös.

Sie rollte das breite Lederband zusammen, legte es sich über die Schulter und stand auf. »Komm«, sagte sie. »Wir müssen tiefer ins Dickicht.«

»Ich kann nicht laufen«, sagte ich. »Ich bin zu müde.«

»Leb wohl, El-in-or«, sagte sie, machte kehrt und marschierte davon. Als ich ihr nachschrie, drehte sie sich nicht einmal um.

Da war ich aufgesprungen und ihr nachgeeilt. »Ute, nimm mich mit!« flehte ich.

Meine Hände lauerten über dem silbrigen Fischkörper im Wasser. Und wieder packte ich zu. Diesmal erwischte ich das Wesen, das sich kraftvoll zwischen meinen Fingern wand. Ein schreckliches Gefühl! Mit heftigem Schwanzschlag machte es sich frei und huschte flußabwärts davon, wo es jedoch auf die Stockwand stieß und reglos im Wasser verharrte.

Ich wich zurück, näherte mich dem offenen Ende des >V<. Ich konnte zumindest dafür sorgen, daß das Ding in der Falle blieb.

Wir waren nun schon fünf Tage unterwegs. Wir hatten uns tagsüber im Ka-la-na-Dickicht aufgehalten und waren nachts über die Steppe gewandert. Ute hatte die südwestliche Richtung eingeschlagen. Das winzige Dorf Rarir, in dem sie geboren war, lag südlich des Vosk nahe der Thassaküste.

»Warum möchtest du dorthin?« hatte ich gefragt.

Sie war als kleines Mädchen aus dem Dorf entführt worden. Ihre Eltern waren ein Jahr vorher wilden Larls zum Opfer gefallen. Ute war ein Abkömmling der Lederarbeiter; ihr Vater hatte dieser Kaste angehört.

»Ich will ja eigentlich gar nicht dorthin«, erwiderte Ute. »Aber wohin soll man sich sonst wenden? In meinem Dorf macht man mich wenigstens nicht zur Sklavin.«

Im Alter von zwölf Jahren war Ute von einem Lederarbeiter erworben worden, der auf der Austauschinsel wohnte, die von den Kaufleuten von Teletus unterhalten wurde. Er und seine Gefährtin

hatten Ute befreit und sie mit der Arbeit der Lederarbeiter vertraut gemacht.

An ihrem neunzehnten Geburtstag waren Mitglieder der Kaste der Wissenden ins Haus gekommen und hatten angeregt, daß sie nun die Reise in das Sardargebirge unternehmen müsse, die nach den Lehren der Kaste der Wissenden jedem Goreaner unter fünfundzwanzig obliegt — eine Pflicht, die er gegenüber den Priesterkönigen hat. Eine Stadt, die nicht dafür sorgt, daß ihre Jugend diese Reise macht, wird nach den Worten der Wissenden von Unheil heimgesucht.

Ute war zu einer Reisegruppe gestoßen, die von den Wissenden zusammengestellt wurde. Und sie bekam das Sardargebirge zu sehen — doch nur als Sklavin.

Ihr Schiff wurde von den schwarzen Sklavenhändlern aus Schendi aufgebracht. Sie und andere wurden verkauft und in Sklavenwagen zum Sardargebirge geschafft, wo sie auf dem großen Frühlings-Jahrmarkt des En'Kara verkauft wurde. Als sie auf dem Block stand und angeboten wurde, sah sie über dem gewaltigen Palisadenzaun die Gipfel des Sardargebirges.

Vier Jahre lang wanderte Ute, als Schönheit geschätzt, von einem Herrn zum anderen, von Stadt zu Stadt.

Dann wurde sie wieder einmal am Sardargebirge verkauft, um Schulden ihres Herrn auszugleichen. Und hier wurde sie von Barus aus der Kaste der Lederarbeiter erworben. Sie hatte viele Herren gehabt, doch nur diesen Herrn geliebt. Dabei hatte sie den Fehler gemacht, ihn einmal ihrem Willen unterwerfen zu wollen.

Zu ihrem Entsetzen hatte er sie daraufhin verkauft.

Mir gegenüber erwähnte sie diesen Mann nie — doch ab und zu rief sie seinen Namen im Schlaf.

»Warum kehrst du nicht nach Teletus zurück?« fragte ich Ute. Der Gedanke, in einem Dorf zu leben, gefiel mir ganz und nicht. Und in Teletus war sie doch zur freien Frau gemacht und adoptiert worden.

»Oh«, sagte Ute beiläufig. »Ich kann nicht schwimmen und mir bestimmt auch keine Überfahrt kaufen — der Kapitän würde mich sofort versklaven.«

Und damit hatte sie sicher nicht so unrecht.

»Außerdem kann es sein, daß meine Adoptiveltern nicht mehr auf der Insel wohnen.«

»Aber vielleicht haben wir Glück!« rief ich. Wenn ich schon bei

Ute blieb, lebte ich doch lieber auf einer Austauschinsel, die wenigstens einigermaßen zivilisiert war, als in einem primitiven Kaff südlich des Vosk. Aber Ute hatte mich nur angesehen und geschrien: »Sieh mich doch an! Meine Ohren sind durchstochen!«

Ich wich zurück.

»Meine Eltern haben mich gut behandelt. Wie kann ich denn zurückkehren und sie beschämen? Sollte ich als ihre Tochter zurückkehren — mit durchstochenen Ohren?« Sie senkte den Kopf und begann zu weinen.

Also blieb es dabei, daß wir das Dorf Rarir suchen wollten.

Jetzt begann das silbrige Wesen in seinem Gefängnis hin und her zu schwimmen. Es machte mir angst. Einmal berührten seine kalten rauhen Schuppen meine Beine, und ich stieß einen Schrei aus. Und dann atmete ich erleichtert auf, denn das Tier war noch immer in der Falle. Ohne Ute hätte ich bestimmt nicht überlebt. Ich stellte mich entsetzlich dumm und ungeschickt an. Ute jedoch wußte sich zu helfen. Sie verstand es, in der Wildnis zu leben.

Sie hatte mir gezeigt, welche Früchte wir essen konnten, und welche wir meiden mußten. Sie hatte die Flußfalle gebaut und mir gezeigt, wie man aus Lederfesseln Schlingen knüpfte, die sogar für einen Tabuk stark genug waren — aber solche großen Schlingen legten wir nicht, um nicht die Jäger der Gegend auf uns aufmerksam zu machen. Die kleineren Fallen wurden leichter übersehen. Außerdem hätten wir einen Tabuk ohne Messer nicht ausweiden können. Ute hatte mir außerdem gezeigt, wie man sich einen Unterschlupf baut und wie man mit einem Ast Vögel und kleine Tiere erlegt. Ute lehrte mich, Eßbares zu finden, wo ich nie gesucht hätte. Besonders mochte ich eine bestimmte Sorte Wurzeln, nach denen ich graben mußte. Weniger gefielen mir dagegen die kleinen Amphibienwesen, die sie mit den Händen fing, oder die dicken grünen Insekten, die sie von der Unterseite von Ästen und Steinen las.

»Sie sind eßbar«, versicherte sie.

Ich erschauderte und beschränkte mich auf Nüsse und Früchte und Wurzeln und Wasserwesen, die den mir vertrauten Fischen ähnelten. Utes verblüffendste Tat war für mich jedoch das Feueranzünden, das sie mit einem flachen Stück Holz, einigen Stöcken und etwas Lederschnur schaffte. Ich war sehr aufgeregt, als das Blatt plötzlich rauchte und eine winzige Flamme zu zündeln begann,

die wir mit Blättern und Ästen nährten, bis wir ein richtiges kleines Feuer hatten, über dem wir unsere Beute braten konnten.

Seit unserer Flucht hatten wir keinen anderen Menschen mehr zu Gesicht bekommen. Tagsüber schliefen wir in Ka-la-na-Dickichten und wanderten nachts in Richtung Südwesten.

Ute hatte eigentlich kein Feuer anmachen wollen, doch ich hat darauf bestanden, denn ich mochte kein rohes Fleisch.

»Tal!« rief Ute in diesem Augenblick. Über der Schulter trug sie zwei kleine Pelztiere, unansehnliche Waldurts, und am Gurt vier kleine gelbgrün gefiederte Vögel. Heute abend stand ein Festmahl auf dem Programm.

»Ute!« rief ich. »Ich habe einen Fisch gefangen!«

»Gut!« erwiderte Ute. »Brigg ihn ins Lager.«

»Ute!« sagte ich gequält.

Ute lachte und warf ihren Fang ans Ufer. Sie watete in die Falle, näherte sich vorsichtig dem Fisch, um ihn nicht zu erschrecken: und griff plötzlich danach. Das Tier wich zurück, doch Ute hat die Bewegung vorausgesehen und schlepppte den sich windende Körper triumphierend ans Ufer.

»Vernichte die Falle«, sagte Ute.

Jedesmal wenn wir ein Dickicht verließen, beseitigten wir alle Spuren unserer Gegenwart — eine weise Vorsichtsmaßnahme, wir wußten nicht, ob unsere Flucht nicht doch bemerkt worden war.

Ute wartete am Ufer, während ich die Stöcke der Falle heraus zog und in die Büsche warf. Dann half ich ihr, unseren Fang in das kleine Lager zu tragen.

»Du machst die Tiere sauber«, sagte Ute dann.

Es gefiel mir nicht, daß sie mir Befehle gab.

»Ich kann nicht«, sagte ich.

»Dann mußt du Feuer machen.«

»Du weißt doch, daß ich das nicht kann«, erwiderte ich ärgerlich.

»Dann machen wir also kein Feuer.«

»Aber nein! Ich esse doch kein rohes Fleisch!«

Schließlich mußte ich doch die Tiere putzen und ausnehmen. Wer war dieses Mädchen, daß sie mir Befehle gab! Ich brauchte sie nicht mehr! Sie hatte mir wahrscheinlich alles beigebracht was sie wußte. Ich kam nun auch ohne sie zurecht. Außerdem tat sie so überlegen. Schließlich war ich ein Erdenmädchen, das goreanischen

Sklavinnen schon durch seine Schulbildung jederzeit überlegen war!
Als ich eine Weile gearbeitet hatte, kam mir Ute zu Hilfe. Dabei begann sie zu summen.

»Warum summst du?« fragte ich aufgebracht.

»Weil ich glücklich bin. Weil ich frei bin!«

Als wir die Tiere gehäutet hatten, beugte sich Ute über das Feuerzeug. Ich trieb sie zur Eile an, denn ich hatte großen Hunger. Endlich erschien die winzige Flamme, die langsam größer wurde. Da wir mehr zu essen hatten als gewöhnlich, errichteten wir zwei kleine Grillstangen über der Flamme.

Als das Fleisch gar war, nahmen wir es von den Stangen und legten es auf Blätter. Ich war sehr hungrig. Es war dunkel geworden, und der Abend war kühl. Es würde angenehm sein, am Feuer zu sitzen und das heiße Fleisch zu essen.

»Was machst du, Ute!« rief ich und packte ihr Handgelenk. Sie sah mich verwirrt an. »Ich mache das Feuer aus — es ist zu gefährlich.«

»Aber hier ist niemand.«

Ute schüttelte unentschlossen den Kopf.

»Bitte!« drängte ich.

»Na gut.«

Aber es war kaum eine goreanische Ehn vergangen, als Ute plötzlich entsetzt Erde auf die Flammen zu scharren begann.

»Was soll das?« rief ich.

»Sei still!«

Dann hörte ich über uns in der Dunkelheit den Schrei eines Tarn.

»Ein wilder Tarn«, sagte ich.

Das Feuer war nun gelöscht.

»Wir müssen fort«, sagte Ute ängstlich.

»Es ist nur ein wilder Tarn.«

»Ich hoffe, du hast recht.«

Ein Schauder lief mir über den Rücken. Ute begann in der Dunkelheit unser Lager abzubrechen. »Nimm alles, was du tragen kannst. Wir müssen fort.«

Wütend, aber verängstigt nahm ich soviel Vorräte, wie ich greifen konnte. Ute sammelte die Schuppen, Eingeweide und Knochen ein, die von unserem Fang übriggeblieben waren, und verscharre sie im weichen Boden.

Als schließlich alle Spuren unseres Lagers beseitigt waren, eilten wir hastig durch die Dunkelheit davon.

Wir eilten in südwestlicher Richtung durch das Dickicht, dessen Rand wir schließlich erreichten. Ute blickte zum dunklen Himmel auf, doch es war nichts zu sehen. Sie lauschte, doch kein Geräusch drang an unsere Ohren.

»Siehst du — es ist nichts mehr zu hören.«

»Vielleicht sind sie abgestiegen«, sagte Ute.

»Es war nur ein wilder Tarn.«

Wir hockten uns am Rand des Dickichts hin und beendeten unsere unterbrochene Mahlzeit. Dann wischten wir uns die Hände am Gras ab und warfen die Knochen ins Unterholz.

»Sieh mal!« rief Ute plötzlich. »Männer!«

Etwa zweihundert Meter entfernt schimmerten Fackeln durch die Zweige. Wir ergriffen die Flucht. Bei Anbruch der Morgendämmerung erreichten wir ein weiteres Ka-la-na-Gebüsch, in da wir uns erschöpft verkrochen.

Vier Tage später hockten wir in einem anderen Dickicht weit im Südwesten. Wir schienen unsere Verfolger abgeschüttelt haben, denn wir hatten seit Tagen nichts mehr von ihnen bemerkt.

Ute wies mich an, unsere Schlingen auf einem Wildwechsel auszulegen, den wir gefunden hatten, und ich machte mich auf den Weg.

Plötzlich blieb ich entsetzt stehen. Männerstimmen!

Hastig schlüpfte ich ins Unterholz, kroch auf Händen und Knien vorwärts, bis ich durch eine Lücke im Gebüsch sehe konnte.

Zwei Tarns waren auf einer kleinen Lichtung angebunden. Männer, in Leder gekleidet und bewaffnet, hatten kein Feuer angezündet — ich erkannte sie. Sie gehörten zu Haakon aus Skjern!

»Sie muß hier irgendwo stecken«, sagte einer der beiden.

»Mit Jagdsleen hätten wir sie längst gefunden.«

»Hoffentlich ist sie von roter Seide«, sagte der andere.

»Wenn nicht, machen wir sie dazu — glaubst du wirklich, das Haakon damit rechnet, wir würden ihm ein Weiße-Seide-Mädchen bringen?«

»Natürlich nicht!« lachte der andere und schlug sich auf Schenkel.

»Die Kleine hat uns wirklich hübsch an der Nase herumgeführt — das soll sie uns bezahlen.«

»Wir fangen sie schon noch!«

»Sie scheint intelligent zu sein — trotzdem hat sie das Feuer angemacht, das war dumm.«

»Wie gehen wir vor?«

»Wir warten hier an diesem Wildwechsel. Wir wissen, daß die Kleine sich ihre Mahlzeiten mit der Schlinge fängt, da muß sie über kurz oder lang hier auftauchen.«

»Sicher gibt es in der Gegend noch weitere Wildwechsel«, wandte der andere Mann ein.

»Wenn wir sie nicht heute fangen, dann bestimmt morgen oder übermorgen.«

Vorsichtig schob ich mich rückwärts. Als ich mich einige Meter entfernt hatte, richtete ich mich lautlos auf und huschte davon.

Ein Gedanke beherrschte mich — ich mußte Ute warnen! Wir mußten fliehen! Aber dann verhielt ich mitten im Schritt und duckte mich erschreckt hinter einen Busch. Die beiden Männer hatten nur von einer Sklavin gesprochen — offenbar nahmen sie an, sie müßten nur ein Mädchen fangen.

Ich schüttelte den Kopf. Nein, so etwas durfte ich nicht denken!

Aber die Männer machten mir angst. Sie waren rücksichtslos und grausam. Es durfte nicht geschehen, daß ich solchen Söldnern in die Hände fiel. Und Ute war schon oft Sklavin gewesen.

Ruhig kehrte ich in unser Lager zurück. Die Männer wußten nur von einem Mädchen ...

Nein, das durfte ich nicht tun!

Die beiden hatten uns tagelang verfolgt. So schnell würden sie nicht aufgeben.

Und wenn sie nur eine von uns fingen?

Ute war dumm, sie war eine Goreanerin, ein einfaches Mädchen.

Außerdem hatte sie es gewagt, mich als ihre Untergebene zu behandeln.

Ute war schon Sklavin vieler Herren gewesen — sie wußte, wie das war.

Ich warf die Lederschlingen ins Gebüsch und kehrte in unser Lager zurück.

»Hallo, Ute!« sagte ich lächelnd.

»Tal, El-in-or«, erwiderte Ute, die damit beschäftigt war, eine neue Feuerstelle zu bauen.

»Ich habe die Schlingen ausgelegt, und als ich fortging, hat sich schon ein Tier gefangen.«

»Gut«, sagte Ute. »Was ist es denn?«

»Keine Ahnung«, sagte ich. »So etwas habe ich noch nie gesehen — eine Art Waldurt, pelzig und sehr häßlich. Ich wollte das Ding nicht anfassen.«

»Oh El-in-or!« lachte Ute. »Du bist ja so ungeschickt!«

»Bitte hol das Tier — ich traue mich nicht!«

»Na gut.« Und Ute richtete sich auf. »Zeig mir, wo du Schlinge angebracht hast.«

»Nein!« rief ich.

Sie wandte sich um und sah mich fragend an.

»Du kannst sie nicht verfehlten. Auf der linken Seite.«

»Na gut«, sagte Ute und verließ das Lager. Das Herz schlug mir bis zum Hals, als ich ihr vorsichtig in einiger Entfernung folgte. Ein Stück vom Lager entfernt kniete ich nieder und hob einen handlichen Stein auf. Dann versteckte ich mich im Gebüsch wobei ich den Stein umklammerte. Kaum hundert Meter entfernt hörte ich plötzlich den Ruf eines Mannes. Mein Herz machte einen Sprung. Sie hatten Ute gefangen!

Aber dann hörte ich den Schrei des anderen Mannes und Brechen von Ästen. Zu meinem Entsetzen hastete Ute über den Wildpfad, die Augen weit aufgerissen, die Arme vorgestreckt.

»El-in-or!« rief sie. »Sklavenjäger! Flieh!«

»Ich weiß«, sagte ich und richtete mich auf.

Sie starre mich verblüfft an.

Mit dem Stein versetzte ich ihr einen Schlag gegen den Kopf Die Männer mußten sie finden, nicht mich!

Stöhnen brach Ute in die Knie und bewegte den Kopf und her.

»Nein!« ächzte sie. »Nein! Nein!«

Ich warf den Stein ins Gras. Die Männer würden annehmen sie wäre geflohen und hätte sich den Kopf aufgeschlagen.

Hastig versteckte ich mich im Gebüsch. Ich sah, wie die Tarnkämpfer sie packten und davonschleppten.

Ich war froh — Ute war gefangen! Ich fürchtete nur, daß den beiden von mir erzählen würde — aber wahrscheinlich verriet sie mich nicht.

So entkam ich meinen Verfolgern. Ich wollte meinen Weg fortsetzen und das Dorf Rarir suchen, wo ich mich vielleicht als

Freundin von Ute ausgeben konnte. Mit der Zeit konnte ich mich von dort wahrscheinlich zur Austauschinsel Teletus durchschlagen, wenn alles gut ging. Vielleicht kam ich bei Utes Adoptiveltern unter. Meine Aussichten standen also gar nicht so schlecht.

Wie zuvor wanderte ich nachts und schlief tagsüber in Ka-la-na-Dickichten.

Eines Nachts bewegte ich mich auf meinem weichen Grasbett, unruhig schlafend. Insekten umschwirrten mich. Ich hatte am Vorabend gut gegessen, denn es war mir gelungen, in einem Bauernhof ein Stück Boskfleisch zu stehlen, das zum Trocknen aufgehängt war. Das hatte vorzüglich geschmeckt.

Seit Utes Gefangennahme hatte ich mir nichts mehr gebraten. Ich wußte nicht, ob ich ein Feuer zustandebekam. Außerdem hatte ich erfahren müssen, daß die Flammen gefährlich sein konnten. Ich ernährte mich also hauptsächlich von Früchten, Nüssen und Wurzeln. Von Zeit zu Zeit ergänzte ich diesen Speisezettel mit dem rohen Fleisch kleiner Vögel. Aus der Ferne hörte ich plötzlich Lärm. Es klang wie das Brüllen von Männern, begleitet von lautem Scheppern, als würden Pfannen oder Topfdeckel gegeneinandergeschlagen.

Nach kurzer Zeit wurde klar, daß der Krach näherkam.

Ich richtete mich auf und lauschte angestrengt.

Der Lärm kam aus der Richtung des Dorfes. Ich suchte hastig meine Besitztümer zusammen und entfernte mich in entgegengesetzter Richtung.

Schon nach kurzer Zeit erkannte ich, daß ich das schützende Dickicht verlassen mußte, wenn ich diese Richtung beibehielt. Also wandte ich mich nach links.

Doch auch von dort schallte mir gleich darauf der Krach entgegen.

Ängstlich machte ich kehrt und begann in die andere Richtung zu laufen.

Doch auch von dort war der Radau zu hören.

Aus fast allen Richtungen drang nun das Scheppern und Rufen auf mich ein — und mir wurde klar, daß ich gejagt wurde!

Es blieb nur ein Ausweg: Ich mußte mich zwischen den Treibern durchschleichen.

Der Lärm wurde unerträglich laut. Das Wissen, daß ich gejagt wurde, brachte mich plötzlich um meine Beherrschung. Ich rannte einfach blindlings drauflos.

Doch dann stockte ich. Es waren sehr viele Treiber — zweihundert

oder mehr, Bauern, Männer, Kinder und Frauen, die ununterbrochen brüllten und auf ihre Töpfe und Pfannen schlugen. Die Frauen und Kinder trugen Stöcke, die Männer Speere und Harken.

Sie standen zu dicht zusammen — es waren zu viele.

Ein Kind entdeckte mich, stieß einen Schrei aus und hämmerte noch lauter auf seinen Topf ein.

Ich ergriff wieder die Flucht. Es blieb mir nichts anderes übrig als auf das offene Gelände zuzuhalten, der einzigen Richtung, aus der kein Lärm drang.

Im Sonnenlicht des Mittags verließ ich das schützende Dickicht und hetzte in das Gras der offenen Steppe hinaus. Erschöpft blickte ich mich um. Die Bauern waren am Rand des Ka-la-na-Dickichts stehengeblieben.

Ich spähte in die Runde. Vor mir war nichts. Keine starke Bauernburschen, die mich gefangennehmen wollten. Keine Netz Die Landschaft schien unberührt. Ich stieß einen Freudenschrei aus und lief los. Sie hatten mich nur aus dem Dickicht treiben wollen.

Ich war frei. Ich legte den Kopf in den Nacken, spürte die Sonnenstrahlen und den Wind.

Plötzlich fuhr ich mir mit der Hand an den Mund. Am strahlenden Himmel hatte ich einen winzigen Punkt entdeckt. Ich schüttelte den Kopf. Nein, das durfte nicht sein!

Ich blickte zurück. Die Bauern hatten sich nicht gerührt.

Der Punkt über mir kreiste. Ich stieß einen Entsetzensschrei aus, wußte ich doch, daß ich der Mittelpunkt des Kreises war den der Tarn beschrieb.

In wilder Verzweiflung hastete ich durch das Gras. Doch der Tarn folgte mühelos meiner Bewegung. Bei einem Blick nach oben sah ich den Helm des Reiters in der Sonne blitzten. Der Vogel stürzte nun mit angelegten Flügeln kreischend herab.

Ich schrie auf und hastete los. Im nächsten Augenblick hörte ich den Schrei des Vogels hinter mir, spürte den Schlag der gewaltigen Flügel. Das Kreischen betäubte mich. Ein Schatten verdunkelte den Himmel.

Die Lederschlinge legte sich um meinen Körper.

In Sekundenbruchteilen hatte sie sich zusammengezogen und fesselte meine Arme, riß mich von den Füßen. Das Gras raste unter mir dahin, und meine Füße berührten den Boden nicht mehr, der unter mir wegfiel, und im nächsten Augenblick hatte ich das Gefühl, die

Welt stelle sich auf den Kopf. Es verschlug mir den Atem, als der Tarn aufzusteigen begann; ich keuchte, der Horizont kreiselte wild, und ich schrie, unfähig, mich festzuhalten. Ich spürte, wie ich ein Stück durch die Schlinge glitt, der Boden lag schon so tief unter mir, und ich hing nur an einem dünnen Lederseil.

Ich schrie entsetzt, als das Lasso noch ein Stück nachgab.

Dann bewegte es sich nicht mehr, sondern schnitt mir nur tief ins Fleisch. Das Gewicht meines Körpers hielt mich fest.

Der Tarn begann in Kreisen aufzusteigen, und ich baumelte unter dem Tier, fast hundertundfünfzig Meter über dem Boden.

Ich spürte, wie ich Zentimeter um Zentimeter hochgezogen wurde. Das Seil grub sich noch tiefer in meine Haut. Ich konnte mich nicht rühren, dabei hätte ich mich am liebsten an dem Seil festgeklammert.

Aufblickend sah ich die gewaltigen Krallen des Tarn, die sich über mir gegen den mächtigen Vogelkörper preßten, darüber das Leder eines Tarnsattels und das Bein eines Mannes.

Gleich darauf hielt er mich in den Armen. Ich sah seine Augen durch den Schlitz seines Helms. Er schien amüsiert zu sein. Er lachte. Es war ein wildes, dröhnendes Lachen, das Lachen eines Tarnkämpfers.

Er entfernte das Lasso. Auf dem Sattel vor ihm sitzend, die Arme um seinen Hals gelegt, klammerte ich mich fest, voller Angst, daß ich fallen könnte. Er rollte das Seil zusammen und befestigte es am Sattel.

Dann löste er meine Arme von seinem Hals.

»Leg dich vor mich auf den Sattel«, befahl er.

Ich gehorchte zögernd.

Er beugte sich über mich, fesselte mir mit geübten Bewegungen Arme und Fußgelenke und machte die Fesseln an Ringen seines Sattels fest. So lag ich hilflos vor ihm.

Er versetzte mir einen Klaps und stieß wieder ein lautes Lachen aus.

Ich verfluchte mein Mißgeschick, wandte den Kopf zur Seite und begann zu weinen. Alles war umsonst gewesen.

Nach einiger Zeit merkte ich, daß der Tarn wieder zur Landung ansetzte. Ich vermochte kaum zu atmen. Mit einem schmerzhaften Ruck setzte das Tier auf.

Ich sah, daß wir auf dem Marktplatz eines Dorfes niedergegangen waren. In der Ferne sah ich ein gewaltiges Ka-la-na-Dickicht.

Bauern umringten uns. Als ich den Kopf drehte, sah Männer mit Speeren und Keulen.

»Wie ich sehe, hast du sie, Krieger«, sagte ein großer bärtiger Bauer in einer groben Reptunika.

»Ihr habt sie geübt ins Freie getrieben«, sagte der Krieg »Seid bedankt.« Ich stöhnte auf.

»Ein geringes Entgelt für die vielen Gefallen, die du uns erwiesen hast.«

»Sie hat uns gestern nacht Fleisch gestohlen«, sagte ein anderer.

»Gib sie uns, Herr, damit wir das Miststück prügeln!« eine Frau.

Ich begann zu zittern.

»Was kostet das Fleisch?« fragte der Krieger und zog seine Geldbörse. Die Dorfbewohner schwiegen.

Der Tarnkämpfer nahm zwei Münzen heraus und warf sie dem bärtigen Dorfbewohner zu.

»Vielen Dank!« riefen die Umstehenden.

»Wenn sie verprügelt wird«, sagte der Krieger mit dröhnender Stimme, »dann von mir!«

Gelächter klang auf, und ich zerrte hilflos an meinen Fesseln

»Ich wünsche euch alles Gute!« rief der Tarnkämpfer und zog am ersten Zügel.

»Wir wünschen euch alles Gute!« rief die Menge zurück. Der Vogel erhob sich mit gewaltigem Schrei in die Luft; der Sattel preßte sich gegen mich, und ich sah, wie das Dorf unter uns zurückblieb. Mit majestätischen Flügelschlägen stieg der Tarn den Wolken entgegen. Wir rasten am Himmel dahin. Ich spürte den Wind am Körper mein Haar flatterte im Luftzug. Noch nie war ich mir so hilflos vorgekommen. Ich wußte nicht, wohin wir flogen, welche Richtung wir eingeschlagen hatten. Ich wußte nur, daß mir die Sklaverei drohte.

Während des Fluges hatte mich der Mann kritisch gemustert hätte mein Brandzeichen am Bein gesehen und kopfschüttelnd festgestellt, daß ich durchstochene Ohren hatte. Einmal sagte er »Wir überqueren gerade den Vosk.«

Da wußte ich, daß wir uns über dem Gebiet Ars befanden,

über dem Streifen der Verwüstung, einem kahlen Gebiet, das vor Jahren im Norden Ars von aller Vegetation gesäubert worden war, um eine natürliche Barriere zu bilden, eine Mauer des Hungers und des Dursts, die einen guten Schutz vor Invasionen aus dem Norden oder vor Übergriffen der Voskpiraten bot. Unter der Herrschaft Marlenus' war dieser Landstreifen absichtlich in Ruhe gelassen worden, damit er wieder zuwuchs. Zur Absicherung hatte Marlenus eine Flotte schneller Voskgaleeren ausgeschickt, um die an sein Ubarat grenzenden Wasserläufe von Piraten zu säubern. Andere Städte im Norden beobachteten besorgt, wie der kahle Landstrich sich wieder belebte. Im Gegensatz zu Ar fürchteten sie um ihre Grenzen. Marlenus dagegen, der als Ubar aller Ubars bezeichnet wurde, hatte einen großen Ehrgeiz. Es würde bald wieder möglich sein, eine Landarmee mühelos nach Süden in Richtung Ar zu führen. Aber gleichermaßen war es Ar möglich, eine Streitmacht in den Norden zu bringen, an das Ufer des Vosk.

Traditionsgemäß wurde das Nordufer dieses Flusses von mehreren Städten, so auch von Ar, beansprucht.

Eine Ahn nach der anderen zog der Tarn durch den Himmel. Mein Häscher fütterte mich zwischendurch mit Sa-Tarna-Brot, ohne mich loszumachen. Auch schob er mir den gekrümmten Schnabel einer Lederflasche zwischen die Zähne. Ich hätte mich fast an dem Wasser verschluckt.

Ich betrachtete verstohlen den Krieger, der mich gefangengenommen hatte. Er hatte einen gewaltigen Brustkasten und breite Schultern. Seine Arme waren muskulös und kräftig. Er trug eine Kampfuniform aus rotem Leder. Sein Helm mit dem >Y<-Schlitz war grau. Nirgendwo waren die Insignien seiner Heimatstadt zu sehen, so daß ich zu vermuten begann, er sei ein Söldner oder Gesetzloser.

Ich hatte keine Ahnung, was aus mir werden sollte. Er flößte mir Angst ein; außerdem hatte ich das unbestimmte Gefühl, ihn schon einmal gesehen zu haben.

»Bist du ein Söldner Haakons aus Skjern?« fragte ich leise.

»Nein«, sagte er.

»Willst du ... mich behalten?«

»Eine dreckige kleine Kajira, die den Bauern Fleisch stiehlt? Und die durchstochene Ohren hat? Daß ich nicht lache!«

Ich schloß die Augen. Wahrscheinlich hatte dieser Krieger schon viele Frauen nach Hause gebracht, neben denen ich mich

mager ausnahm. Er hatte sicher kaum mehr Interesse an mir als an einem Stück Fleisch, das er in seinen Besitz gebracht hatte.

»Ich sollte dich an einen Hausierer verkaufen«, fuhr er »Oder ich hätte dich den Dorfbewohnern überlassen sollen.«

»Bitte verkauf mich in Ar!« flehte ich. »Ich bin von weißer Seide.«

»Du bist es nicht wert, in Ar versteigert zu werden«, sagte er. Ich sah, daß er dabei grinste.

»Ich bin von weißer Seide!« sagte ich verzweifelt. »So bringe ich dir mehr Geld!«

»Du mißverstehst mich«, sagte er, »wenn du glaubst, ich interessiere mich nur für Gold!«

Plötzlich fuhr er zusammen. Ein Armbrustpfeil zischte vorbei. Im nächsten Augenblick hatte mein Häschere seinen Schild vom Sattelhaken gerissen und den Tarn herumgerissen. Mit wildem Kriegsgeschrei stellte er sich seinem Gegner.

Wenige Zentimeter entfernt raste plötzlich ein zweiter Tarn vorbei, und ich hörte das gewaltige Knirschen eines breiten Bronzespeers, der in das Boskleder am Schild meines Häschers fuhr. Der andere Tarn raste davon, und sein Reiter, der sich in den Steigbügeln aufgestellt hatte, versuchte seine Armbrust zu spannen, einen Pfeil in den Zähnen haltend.

Mein Krieger ging sofort zum Angriff über und gab dem anderen keine Gelegenheit, die Armbrust wieder schußfertig zu machen.

Als uns noch wenige Meter von dem anderen Vogel trennte warf der Gegner seine Armbrust fort und packte seinen Schild. Mein Krieger richtete sich in den Steigbügeln auf und warf seinen großen Speer, der den Schild des anderen glatt durchbohrte. Hätte sich der andere nicht im Sattel festgebunden, wäre er von der Wucht des Aufpralls in die Tiefe gerissen worden.

Er fluchte. »Für Skjern!« brüllte er.

Wieder umkreisten sich die beiden Tarns.

Und wieder stieß der andere mit seinem Speer zu, der wie zuvor vom Schild meines Häschers abgelenkt wurde. Noch zwei Angriffe flog der fremde Krieger, und jedesmal lenkte der Schild die Speerspitze ab, Zentimeter von meinem Körper entfernt. Mein Tarnkämpfer versuchte dem anderen so nahe zu kommen, damit er das Schwert einsetzen konnte.

Wieder zuckte der Speer vor, doch mein Tarnkämpfer nahm die Spitze diesmal voll mit dem Schild auf. Plötzlich fuhr unmittelbar

über mir die bronzenen Spitze durch den Schild, und ich schrie auf. Mein Häscher lenkte seinen Vogel fort, während sein Gegner, der nun ebenfalls sein Schwert gezogen hatte, nachdrängte. Mein Häscher hatte seinem Gegner den Speer abnehmen wollen, der eine größere Reichweite hatte — doch dabei war er in seiner Verteidigung behindert. Mit unglaublicher Kraft zerrte er den Speer aus dem Schild, doch zugleich raste der Tarn des anderen heran, die Klinge zuckte nach unten, traf auf den mächtigen Speerschaft und ließ ihn zersplittern. Er schlug noch zweimal zu, und der Speer löste sich vom Schild. Mein Häscher hielt nun den Schild vor sich und über meinen Körper, und ich hörte die Klinge des anderen zweimal zuschlagen. Dann hatte mein Krieger sich wieder seines Schwerts bemächtigt, doch der andere zog fluchend seinen Tarn hoch, und lange Krallen fuhren herab, griffen nach uns. Ich hörte, wie die spitzen Greifer über den Schild scharrten, den mein Häscher in die Höhe stemmte, um den Vogel abzuwehren. Die Krallen schlossen sich um den Schild und rissen ihn meinem Häscher aus der Hand. Der andere Tarn verschwand, ließ den Schild fallen.

»Gib sie mir!« hörte ich den anderen schreien.

»Ihr Preis ist Stahl!« lautete die Antwort.

Wieder rasten die beiden Tarns aufeinander zu, flogen Seite an Seite dahin, während über meinem Kopf die Schwerter blitzten und zu entscheiden versuchten, wem ich gehören sollte.

Die Tarns begannen nun ihrerseits mit den Schnäbeln aufeinander einzuhacken, wutkreischend, mit mächtig schlagenden Flügeln. Ich wurde hilflos hin und her geworfen. Manchmal hatte ich den Eindruck, in der Luft stehenzubleiben, so heftig warfen sich die Vögel herum, in ihrem natürlichen Element.

Die Männer kämpften verzweifelt, doch keiner gewann die Oberhand. Mit einem lauten Schrei der Wut oder der Verzweiflung zuckte die Klinge des anderen plötzlich in meine Richtung. Doch das Schwert meines Häschers fuhr dazwischen. Einen Zentimeter vor meinem Gesicht entfernt vermochte er die Klinge des anderen aufzuhalten. Der Schlag hätte mir den Kopf gespalten.

Blut strömte mir übers Gesicht — ich wußte nicht, ob es mein eigenes Blut war.

»Sleen!« fauchte mein Häscher. »Jetzt habe ich genug mit dir gespielt!« Wieder blitzten über mir die Schwerter auf, und ich hörte

einen Schmerzensschrei, und plötzlich drehte der andere Tarn ab, und der Reiter, der sich die Schulter hielt, taumelte im Sattel.

Sein Tarn flog unsicher hin und her und ergriff schließlich Flucht. Mein Krieger verfolgte ihn nicht.

Er sah mich an und begann zu lachen. Dann zog er seinen Tarn herum, und wir setzten unsere Reise fort. Ich sah, daß er am linken Arm über dem Ellbogen verletzt war; aus dieser Wund stammte das Blut, das mir über das Gesicht gelaufen war. Die Wunde war aber nicht tief.

Er bemerkte meinen besorgten Blick und grinste. »Das war dein Freund«, sagt er. »Haakon aus Skjern.« Ich starre ihn entsetzt an.

»Wie kommt es, daß du ihn kennst?«, fragte er.

»Ich war seine Lieblingssklavin«, log ich.

»Aha«, bemerkte er. »Es kommt mir aber unwahrscheinlich vor, daß Haakons Lieblingssklavin von weißer Seide sein soll. Außerdem weist dich dein Akzent als Barbarin aus.«

»Aber ich bin ausgebildet!« rief ich.

»Ich weiß«, sagte er, »in den Gehegen Ko-ro-bas.« Er lacht

»Du bist El-in-or«, fuhr er fort, »ehemals Sklavin des Targo aus dem Dorf Clearus im Reiche Tor. In den Gehegen war allgemein bekannt, daß du deinen Käfig nicht saubergemacht hast und das du eine Lügnerin und Diebin warst.« Er klatschte mir auf die Hinteren. »Ja«, sagte er, »ich habe mir da ein hübsches Exemplar gefangen. Was kann man an dir nur für einen Gefallen haben?«

»Du hast mich schon einmal gesehen?« fragte ich. »Und willst mich in deinen Vergnügungsgarten führen?«

»Ja.«

»Du hast mich gesucht?« fragte ich.

»Ja«, sagte er grinsend. »Ich habe dich tagelang gejagt.«

Ich wandte den Kopf, um meinen Kummer vor ihm zu verbergen.

Die ganze Zeit war mir dieser brutale Kerl auf der Spur gewesen, dieses Ungeheuer mit seinem unverschämten Lachen. Wie hatte ich nur hoffen können, die Freiheit zu gewinnen!

»Du hast mich im Gehege von Ko-ro-ba gesehen?« fragte ich.

»Ja.«

»Wer bist du?«

»Kennst du mich nicht?«

»Nein«, sagte ich.

Er hob beide Hände und setzte seinen Helm ab.

»Ich kenne dich nicht«, flüsterte ich.

Ich hatte Angst. Sein Gesicht verriet eiserne Entschlossenheit. Seine dunklen Augen waren wild, sein Haar eine mächtige Mähne. Dieser Kerl würde kurzen Prozeß mit mir machen und seinen Willen durchsetzen. Ich begann zu zittern.

Ich begriff plötzlich, wie töricht meine Träume in den Gehegen Ko-ro-bas gewesen waren. Wie hatte ich je hoffen können, meinen Herrn zu erobern, ihn durch die Verweigerung meiner Gunst bezwingen zu können und ihn zu einem Sklaven meiner Wünsche zu machen! Ein Mann dieses Kalibers wußte, was er wollte, und ließ sich nicht beirren, geschweige denn um den Finger wickeln.

Ich erkannte, daß er mir überlegen war. Das hatte nichts mit der Tatsache zu tun, daß ich gefesselt vor ihm im Sattel lag, als seine Gefangene. Nein, von der Persönlichkeit her war ich ihm nicht gewachsen.

»Du erkennst mich also nicht?« lachte er.

»Nein«, versicherte ich.

Er befestigte seinen Helm am Sattel und zog eine Lederrolle aus der Satteltasche. Er wand sich den Streifen um den Kopf, so daß sein linkes Auge bedeckt war.

Da erinnerte ich mich an die große Gestalt in blau-gelber Seide.

»Soron aus Ar!« rief ich.

Er lächelte, entfernte das Leder und steckte es wieder in die Satteltasche.

»Du bist der Sklavenhändler Soron aus Ar!« sagte ich.

Ich erinnerte mich, wie ich vor ihm gekniet und ihm gesagt hatte: »Kaufe mich, Herr!«, was er mit einem knappen »Nein!« beantwortet hatte. Und hinterher hatte er mich angesehen, und ich hatte ärgerlich den Kopf abgewandt, von einem seltsamen Gefühl der Schwäche übermannt. Und ich erinnerte mich, daß ich am Abend vor unserer Abreise aus Ko-ro-ba von ihm geträumt hatte.

Nun lag ich vor ihm, als seine Gefangene.

»Als ich dich zum erstenmal sah, habe ich beschlossen, dich an mich zu bringen. Und als du mich ansahst und dann ärgerlich den Kopf hochwarfst, wußte ich, daß ich nicht ruhen würde, bis ich dich besaß.«

Er lächelte. »Für deinen Hochmut wirst du mir bezahlen, meine Liebe.«

»Was hast du mit mir vor?« fragte ich.

Er zuckte die Achseln. »Wahrscheinlich behalte ich dich eine

Zeitlang — und wenn ich deiner überdrüssig bin, verkaufe dich.«
»Verkaufe mich in Ar!« sagte ich. »Ich bin Gold wert!«
»Ich mache mit dir, was ich will«, erwiderte er.
»Ja, Krieger.«
Wieder blickte ich zu ihm auf.
»Warum hast du mich nicht bei Targo gekauft?« fragte ich.
Er senkte den Kopf. »Ich kaufe nie Frauen«, sagte er.
»Aber du bist doch Sklavenhändler!«
»Nein.«
»Doch! Du bist Soron aus Ar.«
»Soron aus Ar«, sagte er langsam, »gibt es nicht.«
Ich starnte ihn entsetzt an.
»Wer bist du?« fragte ich schließlich.
Ich werde nie seine Worte vergessen, die mir einen kalten Schauder über den Rücken schickten. »Lo Rask«, sagte er. »Rarius Civitatis Trevis.«
»Ich bin Rask«, lauteten seine Worte, »aus der Kriegerkaste, aus der Stadt Treve.«

-14-

Mein zweiter Tag im geheimen Kriegerlager Rasks aus Treve hatte begonnen.

Als sein Tarn mit heftig schlagenden Flügeln auf der Lichtung zwischen den Zelten landete, hatte es ein lebhaftes Willkommen gegeben. Rask aus Treve war beliebt bei seinen Leuten.

Ich erkannte zwischen den Kriegern zahlreiche Sklavenmädchen, in kurzen Reptuch-Tuniken. Auch sie schienen sich zu freuen. Ihre Augen leuchteten. Lachend, die Hände erhoben, ließ Rask die Begrüßung über sich ergehen.

Ich roch gebratenes Boskfleisch. Es war später Nachmittag. Er löste meine Fußgelenke vom Sattelring. Dann löste er die Schlinge, die meine Hände am Sattel festhielt, nahm mich in die Arme und ließ mich vom Rücken des Tarn gleiten. Sanft stellte mich neben dem Tier auf die Füße.

Ich wagte nicht ihn anzuschauen.

»Ein hübsches Exemplar«, sagte die Stimme einer Frau. Sie war unglaublich schön, trug einen Sklavenkragen und war weiß gekleidet

in ein knöchellanges, klassisch anmutendes Gewand. Sie trug nicht die kurze Arbeitstunika der anderen Mädchen. Wahrscheinlich war sie das Erste Mädchen im Lager und ich und die anderen Sklavinnen mußten ihr gehorchen. Es ist nicht ungewöhnlich, eine der Sklavinnen den anderen überzuordnen. Männer unterweisen uns nicht in den kleinen Aufgaben. Sie wollen nur, daß die Arbeit getan wird.

»Knie nieder«, sagte die Frau, und ich gehorchte.

Einige Männer murmelten anerkennend.

»Ich sehe, daß sie trainiert ist.«

»Sie ist eine Vergnügungssklavin«, sagte Rask aus Treve, »aber ein armseliges Exemplar. Und sie ist raffiniert und charakterlos, eine Lügnerin und Diebin.«

Ich war außer mir.

Die Frau umfaßte meinen Kopf mit den Händen. »Sie hat durchstochene Ohren«, sagte sie. »Soso, du bist also eine Lügnerin und eine Diebin?« Ich senkte den Kopf. Ich vermochte ihr nicht in die Augen zu schauen.

»Sieh mich an!« befahl sie. »Hast du die Absicht, auch in diesem Lager zu lügen und zu stehlen?« fragte sie.

Ich schüttelte heftig den Kopf.

Die Männer lachten.

»Wenn du das nämlich tust«, sagte sie, »wirst du bestraft, und die Strafe wird nicht angenehm ausfallen.«

»Du wirst ausgepeitscht«, sagte ein Mädchen, das in der Nähe stand, »und kommst in den Sklavenkasten.«

Ich wußte zwar nicht, was ein Sklavenkasten war, beeilte mich aber zu versichern, daß ich nicht lügen und stehlen wollte.

»Gut«, erwiderte die weißgekleidete Sklavin.

»Sie ist schmutzig und stinkt«, sagte Rask aus Treve. »Säubert sie.«

»Willst du sie selbst übernehmen?« fragte die Frau.

Eine Pause trat ein. Ich senkte den Kopf. »Ja«, hörte ich Rask aus Treve sagen, der sich dann mit den anderen abwandte.

»Komm mit ins Zelt der Frauen«, sagte die Sklavin, und ich folgte ihr.

Der Morgen des zweiten Tages im Lager Rasks war angebrochen. Heute sollte ich meinen Sklavenkragen erhalten.

Sklavinnen knieten rings um mich und bereiteten mich auf die

Zeremonie vor. Ich schaute durch die Zeltöffnung nach draußen
Im Lager herrschte lebhaftes Treiben.

Ena, das Erste Mädchen im Lager, hatte mir erzählt, wie ich förmlich in Rasks Besitz übergehen würde, Mangels einer anderen Heimatstadt sollte ich mich als Miß Elinor Brinton aus New York vorstellen. Ich lächelte vor mich hin. Ein seltsamer Name auf dieser barbarischen Welt. Am Abend zuvor hatten mich die Sklavinnen unter Enas Anleitung gewaschen und gekämmmt und mir dann zu essen gegeben. Die Mahlzeit war reichlich ausgefallen — Brot und gebratenes Boskfleisch, Käse und Larmafrüchte. Ausgehungert von den Entbehrungen der Wildnis hatte ich gut gegessen und anschließend sogar einen Schluck Ka-la-na-Wein bekommen.

Ich hatte Angst, aber man hatte mich gut behandelt.

Nach der Mahlzeit hatte Ena zu mir gesagt: »Du kannst dich frei im Lager bewegen, wenn du möchtest.«

Das hatte mich überrascht.

»Du wirst nicht entkommen können«, sagte Ena lächelnd, als sie meinen Blick bemerkte. Sie reichte mir ein Stück Reptuch, das ich mir um den Leib schläng, und schickte mich ins Lager hinauf
Wir befanden uns in einem Kriegslager in einer entlegene waldreichen Gebirgsgegend. Wahrscheinlich lag dieses Lager irgendwo im Reiche Ar, vielleicht im nördlichsten Gebiet in den Vorbergen des Volta-Gebirges. Es war ein typisch goreanische Kriegslager, wenn auch sehr klein. Es hatte ein Gehege, in dem die Tarns angebunden hockten, und Schuppen zum Kochen und Waschen. Viele Krieger waren zu sehen, etwa hundert, die Männer Rasks aus Treve, und dazu etwa zwanzig Mädchen von ausgesuchter Schönheit, die sich um das Kochen, Putzen oder das Polieren der Geschirre und Ledersachen kümmerten. Treve, das war mir bekannt, befand sich offiziell mit mehreren Städten im Kriegszustand, von denen jede der anderen ohnehin mit Mißtrauen begegnete. Rask aus Treve trug auf seine Art den Krieg zum Feinde. Vor einigen Monaten hatte er die Felder und Karawanen Ko-ro-bas heimgesucht und hielt sich nun im Gebiet Ars auf. Er war wirklich ein tollkühner Tarnkämpfer. Wahrscheinlich hätte Marlenus aus Ar viel darum gegeben, die Lage dieses kleinen von Palisaden umschlossenen Lagers zu kennen. Ich genoß die Gerüche und Geräusche des Lagers. Ich sah zu, wie zwei Kriege mit ihren schnellen kurzen Klingen in einem Sandviereck übten. Das Klirren der Schwerter erregte und erschreckte mich, vor allem

die Schnelligkeit und Grausamkeit dieser Beschäftigung. Wie mutig ein Mann sein mußte, sich einem anderen so zu stellen, von Angesicht zu Angesicht. Ich hätte so etwas nicht fertiggebracht — ich wäre geflohen. Einen Augenblick lang wünschte ich mich zur Erde zurück, wo es kaum Dinge gab, die eine Frau nicht genauso gut oder besser tun konnte als ein Mann. Aber dann besann ich mich eines anderen — etwas tief in mir war eigentlich ganz zufrieden, daß ich hier war, auf Gor, wo es solche Männer gab.

»Ho!« rief einer der Krieger, und der Kampf war vorbei.
Ich machte kehrt und näherte mich dem Palisadenzaun, der das Lager umgab. Er war fast vier Meter hoch und bestand aus angespitzten Baumstämmen.

Langsam ging ich innen daran entlang. Ich strich mit den Fingern über das Holz, das geglättet worden war. Die Stämme standen dicht beieinander. Ich blickte zu den Spitzen auf. Eine solche Mauer war für mich unüberwindlich. Langsam ging ich daran entlang und bog nur ab, als ich das Tarngehege erreichte, das daran angrenzte.

Bald erreichte ich das Tor.

Auch das Tor bestand aus Baumstämmen, die aber etwas Weiter voneinander entfernt waren. Es handelte sich um eine doppelte Barriere, die geschlossen war, zwei Balken als Riegel davor. Zwischen den Stämmen hindurchschauend, stellte ich fest, daß es weiter draußen noch ein zweites Tor gab und das Lager tatsächlich von einer doppelten Palisadenmauer umgeben war. Die äußere Mauer war innen mit einem Rundgang versehen, der eine Verteidigung ermöglichte. Die innere Wand, hoch und glatt, diente zur Abschreckung der Sklaven.

»Mädchen dürfen sich nicht am Tor herumtreiben«, sagte ein Wächter.
»Ja, Herr«, erwiderte ich und wandte mich ab.

Ich setzte meinen Rundgang fort. An einer Stelle fand ich eine winzige Tür, kaum fünfzig Zentimeter hoch. Sie war gerade groß genug, daß ein Mensch hindurchkriechen konnte. Zwei schwere Ketten und ein Schloß sicherten sie — und ein Wächter stand in der Nähe.

Ich sah, daß ich die Spitzen der Palisade auch nicht erreichte, wenn ich mich auf die Ketten stellte — meine Finger waren dann noch immer fast einen Meter vom Rand entfernt.

»Weitergehen, Mädchen«, sagte der Wächter.

Ich war verzweifelt. Morgen sollte ich, Elinor Brinton, einen Sklavenkragen bekommen!

Ich sah mir nun auch das Innere des Lagers an. Ich betrachte die Zelte und die Lagerfeuer und die Männer, die sich unterhielten und die Mädchen, die ihrer Arbeit nachgingen.

An einer Stelle stieß ich auf eine grasbewachsene Erhebung. Hier befand sich ein schwerer Metallring im Gras. An einer anderen Stelle entdeckte ich eine waagerechte Stange, an der wohl Fleisch abgehängt wurde. Dicht daneben fand ich einen kleinen Eisenkasten, etwa einen Meter im Quadrat, der vorn von einer kleine Eisentür mit zwei Schlitzen abgeschlossen wurde. Diese Tür war mit zwei schweren Riegeln und einem Vorhängeschloß versehen. Ich fragte mich, was man in einem solchen Kasten aufbewahre mochte.

An einer anderen Stelle stieß ich auf einen langen, niedrige Schuppen aus schweren Balken. Das Gebäude war fensterlos. Seine schwere Plankentür hatte zwei Riegel und zwei Vorhängeschlösser. Vermutlich handelte es sich um einen Vorratsraum.

Dann näherte ich mich der Mitte des Lagers.

Hier entdeckte ich ein langes, flaches Zelt aus roter Leinwand mit acht Pfosten. Drinnen sah ich seidene Trennwände. Das Bauwerk war so niedrig, daß man nur zur Mitte hin aufrecht stehen konnte. In einem Behälter brannte ein kleines Kohlenfeuer, und über den Flammen ruhte eine metallene Weinflasche. Die Krieger aus Treve, so hatte ich erzählen hören, lieben warme Weine, Wahrscheinlich trank auch Rask aus Treve seinen Wein auf diese Art. Weiche Teppiche bedeckten den Boden, und an den Zeltposten hingen Tharlarionöllämpchen aus Messing. Ich fragte mich wie es sein mochte, in einem solchen Zelt den Wünschen seines Herrn unterworfen zu sein.

»Wessen Zelt ist das?« fragte ich ein vorbeigehendes Sklavenmädchen.

»Sei doch kein Dummerchen, Kajira«, sagte sie. »Das ist Rasks Zelt.«

Ich hatte die Antwort natürlich gewußt.

Vor dem Zelt hockten zwei Wächter im Gras.

»Verschwinde«, sagte einer und stand auf.

Ich drehte mich um und eilte zum Zelt der Frauen zurück. Dort warf ich mich weinend auf einen weichen Teppich.

»Ich will keine Sklavin sein!« schluchzte ich.

Ena beugte sich über mich. »Es ist nicht leicht«, sagte sie.

»Ich habe gehört, daß Rask aus Treve ein harter Herr sein soll«, schluchzte ich.

Sie lächelte und sagte: »Das ist richtig.«

»Es heißt auch, daß kein Mann auf Gor eine Frau so erniedrigen kann wie er.«

»Ich bin von ihm nicht erniedrigt worden«, sagte Ena. »Wenn er sich so etwas aber in den Kopf setzte, könnte ich mir vorstellen, daß er das recht gut fertigbrächte.«

Ich musterte sie angstvoll. »Es heißt, er gebraucht jede Frau nur einmal und anschließend verkauft er sie.«

»Ich bin viele Male mit ihm zusammengewesen«, sagte Ena. »Rask aus Treve ist kein Wahnsinniger.« Sie lächelte. »Als Rask mich gefangennahm, war ich frei. Und in seinen Armen wurde ich zur Sklavin. In den Armen eines Mannes wie er wird sich jede Frau wie eine Sklavin fühlen.«

»Ich aber nicht!« rief ich.

Sie lächelte nur.

Ich wollte mehr über den Mann wissen, der mich gefangen hatte, der mich hilflos in seinen Sattel gezogen hatte und der mir morgen seinen Kragen umlegen wollte.

»Man erzählt, daß es Rask aus Treve sehr auf Frauen abgesehen hat, und sie verachtet.«

»Er mag uns«, lächelte Ena, »das stimmt.«

»Aber er verachtet uns auch!« rief ich.

»Rask aus Treve ist ein Krieger«, sagte sie. »Für solche Männer steht eine Frau nicht auf gleicher Stufe.«

»Das werde ich nicht dulden!« rief ich.

»Hitzköpfige kleine Kajira«, sagte Ena lachend.

Ich war wütend und frustriert. Ich wollte nicht nur ein Sex-Objekt sein!

»Ich hasse die Männer!«

Ena musterte mich zweifelnd. »Ich frage mich, ob Rask aus Treve seine Freude an dir haben wird. Dabei ist er ein Mann, dem jede Frau zu Gefallen sein will. Du wirst das auch noch merken. Ob es dir gelingt, weiß ich nicht. Rask aus Treve ist ein erfahrener Liebhaber. Er kennt viele Frauen.«

»Wenn ich es wollte, könnte ich ihm bestimmt gefallen.« »Vielleicht«, sagte Ena. »Du bist ein sehr trotziges Mädchen. Aber nun mußt du ruhen. Morgen ist ein anstrengender Tag.«

Ich kniete auf dem roten Teppich im Zelt der Frauen. Die Mädchen hatten mich gewaschen und kämmten mich jetzt. In lange Strichen fuhr der breite Hornkamm durch mein Haar.

»Bist du nicht aufgereggt?« fragte das Mädchen, das den Kamm führte. Ich brachte kein Wort heraus.

»Kennst du deine Rolle bei der Feier?« fragte Ena nicht zum erstenmal. Ich nickte wortlos. Ich hatte Angst.

Ich roch das Parfüm, mit dem man mich betupft hatte. Es duftete herrlich. So etwas hätte ich auf der Erde niemals kaufen können.

Eine Viertel-Ahn verging, ohne daß etwas passierte.

»Vielleicht hat er heute keine Zeit«, sagte eines der Mädchen.

Eine Sklavin, die am Zelteingang Ausschau gehalten hatte fuhr plötzlich auf. »Macht sie fertig!« rief sie.

»Steh auf«, befahl Ena.

Die Mädchen brachten ein langes Kleid aus schimmernder Seide. Hinter mir drehte eine Sklavin mein Haar zu einem lange Zopf zusammen und steckte ihn mit einer Nadel fest. Der Umhang wurde mir über die Schulter gelegt.

»Du bist sehr hübsch«, sagte Ena leise.

Ich starre sie entsetzt an, doch im nächsten Augenblick zog mir jemand die Kapuze des Seidengewands über den Kopf.

»Sie sind fertig«, sagte das Mädchen am Eingang.

»Führt sie hinaus«, befahl Ena.

Ich wurde durch das Lager geleitet, und da und dort schlossen sich Männer und Sklavinnen dem kleinen Zug an. Ich erreichte die Lichtung vor Rasks Zelt. Er wartete bereits. Ich wurde vor ihn hingeführt und sah ihn furchtsam an.

An seinem Gürtel steckte eine Sklavenfessel; sie bestand aus flachem, biegsamem Leder, wie Tarnkämpfer sie benutzen, um Gefangene zu sichern.

Rask und ich sahen uns an, dann trat er vor mich hin. Mit einer Hand schob er meine Kapuze zurück. Ich blickte ihn starr an.

»Unterwirf dich«, sagte er.

Und ich konnte ihm nicht widersprechen.

Ich fiel vor ihm auf die Knie, wobei ich mich auf die Hacke setzte, und streckte ihm mit überkreuz gehaltenen Handgelenke die Arme entgegen — die klassische Geste der Unterwerfung auf

Gor. »Ich, Miß Elinor Brinton aus New York, unterwerfe mich dem Krieger Rask aus der Hohen Stadt Treve.«

Kaum hatte ich die Worte gesprochen, als meine Handgelenke zusammengebunden wurden. Als ich aufblickte, nahm er einem Krieger einen Gegenstand ab. Es war ein geöffneter Sklavenkragen. Er hielt mir das Gebilde hin.

»Lies mir den Text vor«, sagte Rask.

»Ich kann nicht lesen«, flüsterte ich.

»Sie kennt unsere Schrift noch nicht«, sagte Ena.

»Unwissende Barbarin!« hörte ich ein Mädchen lachen.

Ich war beschämt und betrachtete die winzigen eingravierten Buchstaben, die ich nicht zu lesen vermochte.

»Lies es ihr vor«, wandte sich Rask an Ena.

»Hier steht«, sagte Ena, »>Ich bin Eigentum von Rask aus Treve.<«

Ich schwieg.

»Verstehst du das?« fragte Ena.

»Ja«, sagte ich. »Ja!«

Mit beiden Händen streckte er jetzt den Kragen vor, hielt ihn mir um den Hals. Ich schaute zu ihm auf. Sein Blick war spöttisch, leicht amüsiert, in meinen Augen stand die nackte Angst. Im nächsten Augenblick schnappte der Kragen mit lautem Klicken zu, und die Mädchen und Männer ringsum stimmten ein Freudengeschrei an. Sie schlügen sich mit der rechten Hand gegen die linke Schulter.

Ich öffnete die Augen, ohne den Kopf zu heben. Im Schmutz vor mir sah ich Rasks Sandalen.

Er richtete mich auf, eine Hand um meine Arme gelegt. Jetzt trug ich seinen Kragen. Behutsam legte mir Rask die Hände um den Kopf, neigte ihn hoch — unwillkürlich öffnete ich meine Lippen, als wollte ich seinen Kuß empfangen. Doch er beugte sich nicht vor. Vielmehr hielt er mich von sich ab.

»Steckt sie in eine Arbeitstunika und schickt sie in den Schuppen.«

»Ute!« rief ich überrascht.

Der Wächter stieß mich so heftig, daß ich vor ihr in den Sand fiel.
Entsetzt blickte ich zu ihr auf. An der Schläfe, dort wo ich sie mit dem Stein getroffen hatte, war die Haut noch verfärbt.

»Ich dachte . . .«, flüsterte ich.

Sie stand vor dem langen niedrigen Schuppen, dessen Tür offenstand.
Ich hatte ihn für ein Vorratsgebäude gehalten, doch ich erkannte nun,
daß es sich um einen Schlafraum für Sklavinnen handelte.
Wahrscheinlich sollte ich hier unterkommen.

»Du trägst einen Kragen«, sagte Ute.

»Ja«, flüsterte ich.

Ich kniete mit gesenktem Kopf vor ihr im Sand.

»Ich bin am ersten Tag meiner Gefangenschaft Rask in die Hände gefallen«, sagte Ute. »Plötzlich stand er vor meinen beiden Häschen und sagte: >Ich bin Rask aus Treve. Ergebt ihr euch? Die beiden wählten das Leben und ließen ihre Waffen stecken. Rask vertrieb ihre Tarns und verschwand mit mir aus dem Lager. Die Wanderung zurück zu Haakon wird lang werden für die beiden. Rask aus Treve brachte mich in dieses Lager, wo er mich zu seiner Sklavin machte.«

»Du trägst das Armband der Ersten Arbeitssklavin«, sagte ich

»Die oberste Arbeitssklavin war kurz vor meiner Ankunft verkauft worden. Die anderen Mädchen waren zerstritten, und da ich neu war und keine Anhängerinnen hatte und da Rask mir aus irgendeinem Grund vertraute, machte er mich zum Ersten Mädchen hier.«

»Soll ich Arbeitssklavin sein?«

»Hast du erwartet, ins Zelt der Frauen zu kommen?« fragt Ute lachend.
Ich senkte den Kopf.

»Wie ich höre, wurdest du südwestlich von Rorus gefangengenommen.
Du hast also weiter nach meinem Heimatdorf gesucht? «

»Nein!« rief ich.

»Und von dort wolltest du dich zur Insel Teletus durchschlagen, um meine Adoptiveltern aufzusuchen, ja?«

Ute packte mich an den Haaren und zerrte mir den Kopf zurück, damit ich sie ansehen mußte. »Wer hat Ute verraten?« fragte sie.

Ich brachte vor Entsetzen kein Wort heraus.

»Wer?« fragte sie und zerrte wild an meinen Haaren. »Ich!« rief ich.
»Wertlose Sklavin«, sagte eine Stimme hinter mir. Ich drehte mich um und erblickte Rask aus Treve. Schluchzend schloß ich die Augen.
»Wie du gesagt hast«, fuhr Rask fort. »Sie ist wertlos. Eine Diebin und Lügnerin.«

»Und doch gibt es viele Arbeiten für eine solche Sklavin«, sagte Ute.
»Sorge dafür, daß sie immer genug zu tun hat.« Und mit diesen Worten schritt der Krieger davon.

Ich blickte Ute an und schüttelte den Kopf. »Du hast ihm alles erzählt«, flüsterte ich.

»Er hat mir befohlen, zu sprechen«, erwiderte sie. »Und als Sklavin mußte ich ihm antworten.«

Ich schüttelte den Kopf. »Bin ich wirklich eine Arbeitssklavin — unter deinem Kommando?« »Ja«, sagte sie.

»Ute!« rief ich. »Ich wollte dich nicht verraten! Ich hatte Angst. Verzeih mir!«

»Geh in den Schuppen«, sagte Ute barsch. »Heute abend gibt es Arbeit für dich. Morgen bekommst du zu essen — das ist früh genug.«

Weinend stand ich auf und trat in den dunklen Schuppen. Ute verriegelte die Tür hinter mir. In der Dunkelheit alleingelassen, verlor ich plötzlich die Nerven. Ich warf mich zu Boden, hämmerte mit den Fäusten auf die festgetretene Erde. »Ute!« schluchzte ich. »Ute!«

Nach einiger Zeit kroch ich an eine Stelle neben der Tür, hockte mich mit hochgezogenen Knien hin und betastete den Stahlkragen, der sich nackt und glatt um meinen Hals zog. In der Dunkelheit roch ich das goreanische Parfüm, mit dem man mich betupft hatte.

Ute war nicht besonders grausam zu mir, wie ich befürchtet hatte. Sie behandelte mich gerecht, genau wie die anderen Mädchen. Sie schien vergessen zu haben, daß ich sie niedergeschlagen und schmählich an die Sklaventreiber Haakons aus Skjern verraten hatte.

Ich arbeitete viel, doch nicht mehr als die anderen Mädchen. Ute ließ es jedoch nicht zu, daß ich mich drückte. Einige Sklavinnen,

die sich bei ihr einschmeicheln wollten, wurden kühl abgewiesen, was mich mit Befriedigung erfüllte. Ute hielt sich von uns zurück. Sie schlief nicht einmal bei uns, sondern im Küchenschuppen. Wir respektierten und fürchteten sie. Wir führten ihre Befehle aus. Und doch mochten wir sie nicht, denn sie war unsere Vorgesetzte.

Oft waren die Tarnreiter Rasks tagelang unterwegs. In solche Zeiten war es sehr ruhig im Lager. Sie gingen ihrem Beruf nach — sie griffen an, plünderten und fingen Sklaven.

Irgendwann rief dann ein Mädchen: »Sie kommen zurück« und wir eilten in die Mitte des Lagers und begrüßten die Zurückkehrenden. Ich selbst ließ mir meine Gefühle nicht anmerken doch auch ich spürte eine gewisse Begeisterung beim Anblick der zurückkehrenden Tarns. Eine großartige Szene! Besonders berührte mich der Anblick des Anführers, des mächtigen, lachenden Rask, dessen Lasso ich gespürt hatte, dessen Kragen ich trug Einmal blickte mich Rask an, als er aus dem Sattel stieg, sah mich inmitten der Arbeitssklavinnen stehen, und ein unbeschreibliche Gefühl erfüllte mich. Ich hob die Hand an den Mund. Wenn die Tarnkämpfer ihre Beute abgeladen hatten, gab es meistens ein großes Fest. Dabei mußte ich oft bedienen, doch wenn es Zeit wurde für die Tänze der Sklavinnen, wurde ich in den Schuppen zurückgeschickt, wo man mich allein einschloß.

»Warum darf ich nie tanzen?« fragte ich einmal. Im nächsten Augenblick hätte ich mir die Zunge abbeißen mögen. Wie hatte Elinor Brinton eine solche Frage stellen können?

»Niemand hat nach dir gefragt«, sagte Ute und schloß mich im Schuppen ein.

Ich lag in der Dunkelheit und hörte von fern die Musik und das Lachen. Niemand hatte nach mir gefragt, niemand wollte mich.

Wie froh ich war, dem wilden Treiben zu entgehen! Ich freute mich, das rauhe Schicksal der anderen Sklavinnen nicht teilen zu müssen.

Dennoch kochte ich vor Wut, kratzte Dreck und Steine vom Boden auf und warf damit gegen die Schuppenwände.

Zur vierten oder fünften Stunde kehrten die Mädchen in den Schuppen zurück. Sie lachten und unterhielten sich aufgeregzt miteinander. Ich war froh, daß mich niemand wollte, trotzdem weinte ich.

Manchmal kamen Besucher ins Lager, Männer, die Rask in Freundschaft verbunden waren. Im allgemeinen handelte es sich um Kaufleute. Einige brachten Vorräte und Wein. Andere kauften die Beute der Tarnkämpfer auf. Mehrere Arbeitskolleginnen wurden verkauft, und neue Sklavinnen nahmen ihren Platz ein.

Wenn ich es einrichten konnte, ging ich an Rasks Zelt vorbei. Dabei sah ich manchmal ein wunderschönes dunkelhaariges Mädchen in roter Seide, manchmal andere Mädchen in kurzer Seidenkleidung. Offenbar hatte Rask stets eine große Anzahl von Frauen um sich. Er war es seinem Ruf schuldig.

Ich haßte ihn!

Eines Nachmittags kehrten Rask und seine Männer von einem Ausflug in den Norden zurück. Sie hatten das Lager ihres alten Feindes Haakon aus Skjern überfallen.

Zu den erbeuteten Sklavenmädchen gehörten auch Inge und Rena aus Lydius. Ich freute mich sehr, daß ich endlich weitere Bekannte im Lager hatte.

Wie ich verbrachten sie die erste Nacht im Zelt der Frauen, erhielten dann ihren Sklavenkragen.

Wie sehr sich die beiden freuten, unter Utes Kommando gestellt zu werden! Aber Ute behandelte sie genauso hart wie alle anderen, was sie zuerst gar nicht verstanden. Ich führte Rena und Inge und die anderen Neuen schließlich in den Schuppen, wo ich ihnen Arbeitstuniken aus braunem Reptuch aushändigte. Ich hatte diese Kleidungsstücke erst vor einigen Tagen mühsam gewaschen und gebügelt. Dann führte ich die neuen Sklavinnen zurück zu Ute, die die Anweisungen für die Tagesarbeit gab.

Vier Tage nach Ankunft Ingés, Renas und der anderen Mädchen kehrten Rask und seine Truppe wieder einmal von einem Beutezug zurück.

Wieder herrschte große Aufregung im Lager.

»Mach zuerst deine Arbeit fertig«, sagte Ute.

»Ute!« rief ich.

»Weitermachen!« herrschte sie mich an.

Ich saß hinter dem Küchenschuppen und bügelte. Links von mir lag ein großer Haufen von Arbeitstuniken, die ich am frühen Morgen gewaschen hatte. Das Bügelbrett stand auf zwei Holzblöcken vor mir. In Griffweite hatte ich eine Schale mit Wasser, und über einem Feuer standen auf einer Eisenplatte fünf kleine, flache goreanische Bügeleisen, mit denen ich den Stoff glattstrich.

Von hier aus hatte ich die Landung der Tarns nicht beobachten

können. Ich hörte jedoch die Freudenrufe der Mädchen und die lauten Antworten der Männer.

Ein Mädchen rief: »Wie schön sie ist!«

Wahrscheinlich war eine neue Sklavin ins Lager gebracht worden.

Wütend drückte ich ein Bügeleisen auf den Stoff. Ich mußte hinter dem Schuppen arbeiten, während die anderen zusehen durften.

Nach und nach ließ der Lärm nach. Die Männer waren abgestiegen und brachten nun bestimmt die Gefangenen in das Zelt der Frauen, während die Mädchen langsam an die Arbeit zurück kehrten.

Ich bügelte weiter.

Etwa eine Viertel-Ahn später merkte ich, daß jemand vor stand. Ich bemerkte zwei schmale, gebräunte Fußgelenke und darüber den knappen Fellanzug eines Panthermädchens.

»Sie scheint dich zu kennen«, sagte Rask aus Treve, als ich die Augen aufriss.

»Wer ist sie?« fragte Verna.

»Eine meiner Sklavinnen«, erwiderte Rask achselzuckend.

»Du kennst mich doch, nicht wahr, Mädchen?«

Ich schüttelte heftig den Kopf.

Verna trug keinen Sklavenkragen. In ihrem Gürtel steckte ein Sleemesser. Rask stand neben ihr. Sie war offensichtlich frei, war nicht einmal eine Gefangene, geschweige denn eine Sklavin. War sie Gast in Rasks Lager?

»Wir kennen uns, o ja«, sagte Verna. »Zuerst sahen wir vor Targos Lager, nördlich von Laura. Sie hat mich mißhandelt - als ich in Marlenus' Gewalt war.«

Ich senkte den Kopf.

»Sollen wir sie auspeitschen lassen?« fragte Rask.

»Nein«, sagte Verna. »Sie ist ja nur eine Sklavin.«

»Ich werde besonders auf dich achten, Sklavin«, sagte Rask. »Daß mir keine Klagen kommen! Und jetzt will ich dir den Rest des Lagers zeigen«, wandte er sich an Verna.

Verna sah mich an. »Laß dich nicht stören bei der Arbeit«, sagte sie und ging mit Rask davon.

An diesem Abend schllich ich mich nach dem Essen fort und eilte zum Zelt der Frauen.

»Ena!« flüsterte ich durch die Zeltplane.

Ena kam ins Freie und hockte sich neben mir ins Gras. »Was gibt es?« »Wir haben da eine neue Frau, eine freie Frau im Lager«, sagte ich. »Ja, Verna, ein Panthermädchen aus den Nördlichen Bergen.« »Wie kommt es, daß sie hier ist?« fragte ich.

Ena lächelte. »Komm mit.« Sie führte mich durch das Lager, bis wir zu einem kleinen Zelt kamen. Davor saßen zwei stämmige Jäger an einem kleinen Feuer.

»Die beiden gehörten zu Marlenus' Jagdgesellschaft!« flüsterte sie. Ich erkannte die Männer, hatte ich sie doch im Kaufmannsfort wie auch auf den Straßen Ko-ro-bas gesehen.

Die beiden wurden von zwei Sklavenmädchen bedient, von Inge und Rena, die an ihrer Aufgabe großen Spaß zu finden schienen.

»Das sind Raf und Pron, Jäger aus Treve«, sagte Ena. »Auf Befehl Rasks haben sie sich in Ar eingeschlichen. Sie behaupteten, sie stammten aus Minus, einem Dorf, das Ar untersteht, und stellten sich beim Waidwerk so geschickt an, daß sie Karriere machten und schließlich in das Gefolge des großen Ubar aufgenommen wurden.« Sie lächelte mich an. »Treve hat seine Spione überall.«

»Und die beiden haben Verna befreit«, sagte ich.

»Ja, sie befreiten sie und flohen zu einem vorher vereinbarten Treffpunkt, wo Rask aus Treve und seine Männer warteten, um sie hierherzubegleiten.«

»Aber warum wollten sie Verna befreien?« fragte ich.

»Verna ist als Gesetzlose auf Gor berühmt«, sagte Ena. »Sobald bekannt wurde, daß Marlenus Jagd auf sie machen wollte, gab Rask Befehl, daß Raf und Pron sich bei seinem Gefolge bewerben sollten.«

»Aber warum?« fragte ich.

»Damit sie Marlenus seine Beute abnehmen konnten, falls er Erfolg hatte.«

»Den Grund verstehe ich immer noch nicht.«

»Weil die Gefangennahme einer solchen Frau viel Ruhm bringt«, sagte Ena, »und viel Spott, wenn sie dann entkommt.«

»Du meinst, sie ist nur befreit worden, um Marlenus seine Beute vor der Nase wegzuschnappen?«

»Natürlich, denn Ar und Treve sind verfeindet«, sagte Ena.

Ihre Augen blitzten, und ich hatte keinen Zweifel, auf welcher Seite ihre Sympathien lagen.

»Ist das nicht ein gewaltiger Schlag für Marlenus?« fragte sie

»Ja«, sagte ich.

»Und wie kühn es von meinem Herrn ist, sein Lager mitten im Reiche Ars aufzuschlagen!«

»Ja«, flüsterte ich und spürte zum erstenmal etwas von der Ehre, die diesen mächtigen Kriegern wichtig war.

»Was ist mit den anderen Mädchen aus Vernas Gruppe?« fragte ich.

»Die sind bei Marlenus geblieben.«

»Oh«, sagte ich erleichtert.

»Rask aus Treve haßt Marlenus aus Ar«, sagte Ena.

Ich nickte.

»Hast du das dunkelhaarige Mädchen gesehen, das manchmal sein Zelt versorgt?«

»Ja«, erwiderte ich. Sie war eine unglaublich schöne Sklavin, schöner noch als Ena, ein Mädchen mit olivenfarbener Haut einer atemberaubenden Figur. Sie hätte auf jedem Sklavenmarkt einen Spitzenpreis erzielt.

»Weißt du, wer sie ist?« fragte Ena lächelnd.

»Nein.«

»El-in-or!« rief Ute in diesem Augenblick. »In den Schuppen!«

Erschrocken sprang ich auf und hastete durch das Lager, um im Schuppen eingeschlossen zu werden.

Ich sollte bald erfahren, wer das schöne dunkelhaarige Mädchen war. Verna erhielt ihr eigenes Zelt im Lager. Sie aß zumeist mit Rask zu Abend. Oft forderte das Panthermädchen mich an, um sie im Zelt zu bedienen und ihr das Essen zu bereiten. Aber sie war nicht grausam zu mir. Ich gab mir Mühe, ihr unauffällig zu dienen, doch sie ignorierte mich die meiste Zeit. Das war mir recht.

Eines Abends, als Rask mit neuen Gefangenen zurückgekehrte war, feierte Verna zusammen mit ihm in seinem Zelt, und ich erhielt den Auftrag, die beiden zu bedienen. Andere Mädchen hatten das Mahl zubereitet, das für ein Kriegslager bemerkenswert reichhaltig ausfiel und sogar einen Gang Austern enthielt. Ich trug das Essen auf, schenkte Wein nach und hielt die Krüge gefüllt, wobei ich mich nach Möglichkeit im Hintergrund hielt.

Die beiden unterhielten sich über die Jagd und den Krieg und die Nördlichen Wälder, als gebe es mich nicht.

Verna saß mit untergeschlagenen Beinen auf dem Sessel wie ein Mann. Plötzlich warf sie mir eine Auster zu. »Iß, Sklavin!«

Ich gehorchte. Durch ihre Geste bedeutete sie mir, daß ich nun essen könnte.

»Danke, Herrin«, sagte ich.

Rask war gut gelaunt. Er warf mir ein Stück Fleisch zu, das ich hastig hinunterschläng. Dann gab mir mein Herr ein Zeichen, näherzukommen. Ich gehorchte, und er reichte mir seine Weinschale.

»Ich habe eine Überraschung für dich«, sagte Rask zu Verna.

»Und das wäre?« fragte sie.

Rask klatschte in die Hände, und vier Musiker traten ein, die draußen gewartet hatten. Sie nahmen Platz. Zwei hatten kleine Trommeln, einer eine Flöte, der vierte ein Zupfinstrument.

Nun klatschte Rask noch mal in die Hände, und das dunkelhaarige Sklavenmädchen stand vor ihm. Ihre olivenfarbene Haut schimmerte im Licht der Lampen. Glöckchen waren an ihren Armen und Fußgelenken befestigt.

»Tanz uns was vor, Talena«, sagte Rask aus Treve.

Das Mädchen begann sich zu bewegen.

»Sie ist gar nicht schlecht«, sagte Verna.

»Kennst du sie?« fragte Rask aus Treve kauend.

»Nein«, erwiderte Verna.

»Sie ist Talena, Tochter des Marlenus aus Ar.«

Verna starnte ihn verblüfft an, begann dann schallend zu lachen und klatschte sich mit den Händen auf die Knie. »Großartig!« rief sie.

Die Musik wurde schneller und brannte wie eine Flamme im Körper des Mädchens.

»Schenk sie mir!« sagte Verna.

»Vielleicht«, sagte Rask aus Treve.

»Ich bin ein Feind des Marlenus!« rief Verna. »Überlaß sie mir.«

»Auch ich bin sein Feind«, sagte Rask.

»Ich will ihr beibringen, was es bedeutet, in den Nördlichen Wäldern versklavt zu sein!« sagte Verna.

Ich sah die Angst in den Augen des tanzenden Mädchens. Aber sie ging mich nichts an. Sie war eine Sklavin wie ich.

»Ich habe sie bereits gelehrt, was Sklaverei bedeutet«, sagte Rask aus Treve lächelnd.

»Woher hast du sie?« fragte Verna.

»Ich habe sie vor etwa einem Jahr gekauft«, erwiderte Rask »Von einem Händler aus Tyros, der nach Ar reiste, wo er sie gegen eine Belohnung an Marlenus zurückgeben wollte.«

»Was hat sie dich gekostet?«

»Der Händler wurde überzeugt, sie mir kostenlos zu überlassen — ich kaufe nie eine Frau.«

»Großartig!« rief Verna. »Dein Lager liegt mitten im Einflußbereich Ars — und darin hältst du die Tochter deines größten Feindes gefangen, des Ubars von Ar! Großartig!«

Rask klatschte zweimal in die Hände, und die Musik hörte auf »Fort mit dir, Sklavin«, sagte er.

Talena machte kehrt und eilte aus dem Zelt. Rask und Verna blickten ihr lachend nach.

»Heute abend gibt es ein großes Fest«, sagte Rask zu mir. »Du gehst zu Ute und läßt dich von ihr im Schuppen einschließen.«

»Ja, Herr«, sagte ich.

»Warum überläßt du Talena nicht mir?« fragte Verna.

»Vielleicht tu ich's«, sagte Rask. »Ich muß darüber nachdenken.«

Ich verließ das Zelt.

Am nächsten Tag durfte ich zum erstenmal das Lager verlassen. Ich war an ein anderes Mädchen gefesselt, eine Sklavin aus Cos die Techne hieß. Ein Wächter begleitete uns. Wir sollten unseren Ledereimer mit Rambeeren füllen, einer kleinen roten Frucht mit eßbarem Samen. Es freute mich, der Enge der Palisaden zu entkommen. Es war ein herrlich warmer Tag.

Ich hatte Ute oft gebeten, mich auf einen Ausflug außerhalb des Lagers zu schicken, doch ich war nie ausgewählt worden. Heute endlich hatte sie mich benannt, und wir waren nun unterwegs. Ich war glücklich.

Außerdem waren zwei weitere Sklavinnen gefangen worden, und es sollte heute abend wieder ein Fest geben. Und zum erstenmal hatte ich Aussicht, daran teilzunehmen. Ich hatte mir nicht anmerken lassen, wie sehr ich mich darüber freute — eine Freude, die ich eigentlich nicht recht verstand! Ich war sicher, daß ich zu den schönsten Mädchen des Abends gehören würde.

Ehe mich Ute zu dem Wächter schickte, der Techne und mich ins Freie führen sollte, hatte sie gesagt: »Sieh dich vor, El-in-or.« Ich hatte nicht verstanden, was sie meinte.

Jetzt zerrie etwas an meiner Halsfessel. »Beeil dich, El-in-or«, sagte Techne. »Wir müssen bald zurück sein. Unsere Eimer sind noch nicht halb voll.«

Techne ärgerte mich. Sie war jung und hübsch, wenn auch an den Kragen noch nicht gewöhnt. Die Sonne schien, und ihre Wärme durchdrang mich.

Wenn weder der Wächter noch Techne in meine Richtung blickten, stahl ich dem Mädchen Beeren und schüttete sie in meinen Eimer. Warum sollte ich so schwer arbeiten wie sie? Schließlich waren unsere Eimer voll, und wir kehrten ins Lager zurück. Der Wächter gab die Eimer an andere Mädchen weiter, die sie in die Küche schaffen sollten.

»El-in-or, Techne«, sagte Ute. »Ihr folgt mir.« Wir gehorchten. Sie führte uns zu den Pfosten, an denen Sklavinnen ausgepeitscht werden sollten. Hier mußten wir niederknien. Daneben war ein Feuer, in dem vier Brandeisen ruhten.

Einige Wächter und Sklavinnen lungerten in der Nähe herum. Der Mann, der Techne und mich bewacht hatte, blieb in unserer Nähe. Techne sah sich angstvoll um. Ich war beunruhigt, nahm mich aber zusammen.

»Techne«, sagte Ute streng, »hast du Beeren aus El-in-ors Eimer gestohlen?« »Nein! rief sie.

»El-in-or«, wandte sich Ute an mich, »hast du aus Technes Eimer Beeren gestohlen?« »Nein«, sagte ich. Ute wandte sich an den Wächter. »Die erste Sklavin sagt die Wahrheit«, sagte er. »Die zweite lügt.«

»Nein!« schrie ich.

Ute sah mich an. »So etwas läßt sich leicht feststellen, El-in-or«, sagte sie. »Manchmal sieht dich der Wächter, manchmal deinen Schatten.« »Nein«, wimmerte ich.

»Du hast mich schon früher dauernd bestohlen«, sagte Ute. »Aber ich hatte den Wächter, der das auch bemerkte, immer Gebeten, dich nicht zu verraten. Doch diesmal hast du eines meiner Mädchen bestohlen, und das kann ich nicht zulassen. Du hast

mich immer für so dumm gehalten, daß ich das nicht merke, bist ein widerliches Stück Dreck!«

»Ich werde nie wieder stehlen«, schrie ich entsetzt.

»Ja«, sagte Ute, »das glaube ich dir gern. Hast du Beeren gegessen, El-in-or?«

»Nein!« rief ich.

»Öffne deinen Mund und strecke die Zunge heraus!« befahl sie.

»Bitte, Ute!« flehte ich.

»Los, gehorche!« Ich streckte die Zunge heraus.

Die Umstehenden begannen zu lachen.

Ute wiederholte die Prozedur bei Techne.

»Du kannst gehen«, sagte Ute zu Techne, die verängstigt davoneilte.

Ute wandte sich an mich. »Und jetzt wirst du gebrandet und ausgepeitscht!«

Wimmernd brach ich in die Knie.

»Überlaß das mir!« sagte eine Stimme hinter mir.

Entsetzt drehte ich mich um. Es war Rask aus Treve.

»Herr!« schluchzte ich und warf mich vor ihm ins Gras.

»Ich habe keine Geduld mehr mit dir«, sagte er, zog einen schweren Handschuh über und nahm ein Brandedisen aus dem Feuer. Der winzige Buchstabe war weißglühend. »Dies ist ein Strafzeichen«, sagte er. »Es brandmarkt dich als Lügnerin.«

Vier Männer hielten mich fest, als er mir das glühende Eisen gegen das Bein preßte. Ich begann zu wimmern, dann zu kreischen.

»Und dieses Zeichen«, sagte Rask und nahm ein zweites Brandedisen aus dem Feuer, »kennzeichnet dich als Diebin.«

Ich schrie und hörte nicht mehr auf zu schreien, so groß war der Schmerz.

»Und dieses dritte Eisen weist dich als Verräterin aus«, sagte Rask gefährlich leise. Als das glühende Zeichen mein Fleisch berührte, sah ich Utes regloses Gesicht.

Noch immer ließen mich die Männer nicht los.

Rask nahm das letzte Eisen aus dem Feuer. Es enthielt einen größeren Buchstaben, den ich kannte. Es war das Zeichen der Stadt Treve.

Wimmernd wandte ich den Kopf und ließ das Branden über mich ergehen.

Schließlich zerrten mir die vier Wächter die Arme über den Kopf und hängten mich an dem Pfosten auf. Meine Füße wurden in dem Ring festgemacht, der im Boden verankert war.

»Holt die Peitsche!« befahl Rask.

Ich hörte die Männer und Sklavinnen lachen. Wimmernd hing ich an meinen Handgelenken, die zu schmerzen begannen. Mein Schenkel schien in Flammen zu stehen. Tränen strömten mir über die Wangen. Ich hustete und konnte kaum atmen.

Plötzlich schien mein Rücken zu explodieren. Ich schrie, aber nichts war zu hören. Ich schien keinen Atem mehr im Leibe zu haben und verlor fast das Bewußtsein. Es war eine unbeschreibliche Qual. Zweimal verlor ich das Bewußtsein, und zweimal wurde ich mit einem Schwall kalten Wassers wieder in die Wirklichkeit zurückgeholt.

Als schließlich die Schläge aufhörten, hing ich hilflos in meinen Fesseln. Grobe Hände banden mich los, zerrten mich zu dem kleinen eisernen Sklavenkasten und stießen mich hinein. Die Tür knallte hinter mir zu, die beiden Riegel glitten vor, zwei Vorhängeschlösser klickten zu.

Ich war eingeschlossen. Ich konnte durch einen Schlitz in der Tür nach draußen sehen. Eine etwas größere Öffnung befand sich weiter unten. Es war dunkel und heiß.

Da fiel mir ein, daß mich eine Sklavin am ersten Tag meines Aufenthalts im Lager gewarnt hatte, ich würde geschlagen und in den Sklavenkasten gesteckt, wenn ich log oder stahl.

Ich stöhnte und ließ mich auf die Seite sinken und zog die Beine an. Elinor Brinton aus New York war erniedrigt worden. Ein kühner Tarnkämpfer, ihr Herr, hatte sie nach den rauhen Gesetzen eines anderen Planeten gezüchtigt.

Ich verlor das Bewußtsein. Als ich erwachte, hatte der Schmerz am Rücken und am Bein noch nicht nachgelassen. Von draußen drangen die frohen Klänge eines Festes herein.

Ich blieb tagelang in dem Sklavenkasten. Die Tür wurde nur geöffnet, um mir zu essen und zu trinken zu bringen. Am fünften Tag wurden mir die Fesseln abgenommen, aber noch immer durfte ich meinen Körper nicht ausstrecken.

In den ersten Tagen bäumte ich mich noch in meinen Fesseln auf, hämmerte gegen die Wände und schrie, streckte die Finger durch die Türschlitze und flehte um Gnade. Ich fürchtete schon

wahnsinnig zu werden. Manchmal brachte mir Ute Wasser und Nahrung, doch sie sagte dabei kein Wort.

Erst am achtzehnten Tag kam Ute in Begleitung Inges und Renas zu meinem Gefängnis und öffnete die Tür.

»Löst ihre Fesseln«, befahl Ute.

Als die Tür aufschwang, kroch ich mühsam auf Händen und Knien ins Freie. Dann brach ich vor Schwäche zusammen.

»Wascht die Sklavin«, sagte Ute angewidert zu Inge und Rena
Ich schrie vor Schmerz auf, als mich Inge und Rena ausstreckten und mich wuschen. Sie verzogen angeekelt die Gesichter, denn ich stank nach Schweiß und Kot.

Als Inge und Rena fertig waren, trug mich ein Wächter in den Schuppen der Arbeitssklavinnen. Am nächsten Tag blieb ich dort und erhielt Suppe eingeflößt, später leichte Nahrung und Wasser. Als ich wieder einigermaßen zu Kräften kam, war meine erste Aufgabe, den Sklavenkasten zu reinigen. Als ich das erledigt und mich wieder von Kopf bis Fuß gereinigt hatte, erhielt ich endlich wieder die Tunika einer Arbeitssklavin. Am späten Nachmittag wurde ich mit Techne wieder hinausgeschickt, um Rambeeren zu pflücken. Diesmal stahl ich keine Früchte und aß auch nicht heimlich davon.

Man begegnete mir im Lager mit Verachtung und Belustigung. Nun hatte ich nicht nur durchstochene Ohren, sondern trug auch die Straf-Male, Zeichen der Schande.

Zwei Wochen nach meiner Freilassung kam Rask aus Treve in Begleitung Vernas in meiner Nähe vorbei. Ich kniete nieder und neigte den Kopf. Doch sie beachteten mich nicht.

In dieser Zeit hatten die Tarnkämpfer bei ihren Unternehmungen wenig Glück. Sie hatten Verluste, und oft kehrten sie ohne Beute zurück.

Ähnlich betrüblich verliefen meine Tage. Ich mußte früh aufstehen und hart arbeiten. Nach dem Abendessen wurde ich im Arbeitsschuppen eingeschlossen, nur um am nächsten Morgen früh wieder herausgerufen zu werden.

Ich arbeitete stumm und konzentriert und unterhielt mich selten mit den anderen Mädchen, die sich auch nicht oft an mich wandten. Obwohl ich meistens in einer Gruppe arbeitete, war ich immer allein. Wenn die anderen bei der Arbeit sangen oder sich die Zeit mit Spiel und Spaß vertrieben, saß ich abseits und machte nicht mit. Ich arbeitete gut, vermutlich zählte ich in Utes

Augen zu den besten Sklavinnen. Manchmal, wenn ich fertig war, half ich anderen Mädchen bei ihren Aufgaben.

Ich hatte keine Lust mehr zu lügen oder andere Sklavinnen zu hintergehen. Ich scheute auch nicht mehr vor der Arbeit zurück — dazu fürchtete ich die Peitsche zu sehr und den Schmerz. Ich beugte mich der Gewalt. Außerdem kamen mir meine früheren kleinen Beträgereien heute dumm und kindisch vor, ob ich nun erwischt wurde oder nicht. Ich hatte die Bestrafung verdient, und irgendwie war ich mit mir ins reine gekommen.

Die Verachtung, mit der man mir im Lager begegnete, ließ etwas in mir verhärten. Ich gab mich zurückgezogen und war zufrieden, abends in der Schwärze des Schuppens zu sitzen, geschützt durch die verschlossene Tür.

Nur eins war mir geblieben, ein Punkt, in dem ich Stolz empfand — und das war die Tatsache, daß ich anders war als andere Frauen. Welche Brandzeichen ich auch tragen mochte — ich kannte ihre Schwächen nicht. Ich erinnerte mich an die Szene auf der Lichtung, auf der sich sogar die stolze Verna hilflos unter den hellen Monden Gors gewunden hatte, ihren fraulichen Sehnsüchten hingegessen. Mit der Zeit bildete sich ein Haß auf andere Menschen in mir heraus. Ich hielt mich für stärker als andere Mädchen. Ich wurde arrogant in meiner Tugend, zum Ärger der anderen Sklavinnen, doch das war mir egal. Ich war anders als sie.

»Heute abend!« rief Ute fröhlich, »werdet ihr alle bei Tisch bedienen!« Die Mädchen freuten sich.

Heute war ein Überfall Rasks aus Treve zum erstenmal seit Wochen wieder erfolgreich gewesen. Elf Mädchen waren gefangen worden, außerdem gab es reiche Beute. Lachende, blutüberströmte Tarnkämpfer waren aus ihren Sätteln geglitten, ihre Taschen hingen durch unter dem Gewicht des Goldes. Kaufleute brachten Boskhälften und Tarskschenkel ins Lager, dazu Wein und Früchte, Käsesorten und frisches Brot, Nüsse und Blumen, Kerzen und Honig. Große Aufregung herrschte bei allen — ein großes Fest stand bevor.

Ich würde nicht bedienen müssen — wie immer. Ute würde mich einschließen.

Im Schuppen sah ich verächtlich zu, wie sich die anderen auf

den Abend freuten. Auf Utes Ruf hin eilten sie ins Freie. Ich brauchte meine Ruhe, denn ich mußte morgen wieder arbeiten.

»El-in-or, komm raus!« rief Ute.

Was wollten sie von mir?

Zögernd stand ich auf und ging nach draußen. Hier stand , Spiegel, davor lagen Kosmetika und Seidengewänder und Tanzglocken. Männer waren nicht zu sehen. Die Mädchen machten sich fertig.

»Zieh dich um!« befahl Ute.

»Nein!« rief ich.

»Los, mach schon!« sagte Ute und wandte sich ab.

Ich zog ein dünnes Seidengewand über und schminkte mich nach Art der goreanischen Sklavin. Das bereitete mir keine Mühe, denn ich war entsprechend trainiert worden.

Mißmutig hielt ich mich im Hintergrund, während die anderen Mädchen ihre Vorbereitungen trafen.

»Du bist nicht unattraktiv«, sagte Ute zu mir.

Sie trat an eine Truhe, in der die Kleider aufbewahrt wurden und nahm einige Glocken heraus, die sie mir um den Hals band. »Etwas fehlt noch«, sagte sie schließlich und trat zurück.

Ich antwortete nicht.

Sie kehrte zur Truhe zurück. Die Mädchen hielten den Atem an. Zwei goldene Ohrringe wurden durch meine Ohrläppchen zogen und festgemacht.

»Und damit die Begeisterung der Männer nicht zu groß wird, das! «

Die Mädchen lachten. Ute befestigte einen Streifen weißer Seide an meinem Sklavenkragen.

Dann schickte sie uns in die Mitte des Lagers, wo wir von den Männern begeistert willkommen geheißen wurden.

Wütend folgte ich den anderen zu der Stelle, wo nahe des großen Zelt Rasks die Feier beginnen sollte.

»Wein! Bring mir Wein!« rief der Krieger.

Ich eilte zu ihm und füllte seine Schale.

Die Musik umschwebte mich schwer wie Wein. Es wurde viel gelacht und gebrüllt. Mädchen kicherten oder waren außerhalb des Feuerscheins mit handfesten Vergnügen beschäftigt.

Im Sand vor den Kriegern tanzte Talena.

Am Kopfende der Tafel saß Rask aus Treve und feierte seinen Sieg. An seiner Seite saß Verna, das Panthermädchen, das von

den Sklavinnen bedient wurde, als sei sie ein Krieger. Ich beneidete sie um ihre Freiheit, um ihren Stolz.

Der Mann, den ich bedient hatte, wollte nach mir greifen, doch ich entwischte ihm, eilte zu einem anderen, der nach Wein gebrüllt hatte.

»Wein!« rief nun auch Verna, und ich schenkte ihr nach.

»Wein«, sagte Rask und hielt mir seinen Kelch hin.

Ich vermochte seinem Blick nicht zu begegnen.

»Sie ist wirklich hübsch«, sagte Verna leise.

»Wein!« rief ein Mann auf der anderen Seite.

Ich sprang auf und eilte zu ihm. Bei ihm angekommen, neigte ich mein Gefäß, doch es war leer. »Lauf Mädchen, hol neuen Wein!«

Ich eilte aus dem Lichtschein des Feuers. Dabei stolperte ich über zwei Gestalten, die sich in der Dunkelheit im Gras wälzten und innig mit sich beschäftigt waren. Ich hastete auf den Küchenschuppen zu. Doch ehe ich ihn erreichte, taumelte die Gestalt eines Kriegers auf mich zu. »Ich bin von weißer Seide!« kreischte ich und entwand mich seinem Griff. Er war wütend und stolperte mir nach.

Lautes Geschrei vom Feuer deutete an, daß ein anderes Mädchen nun in den Tanzkreis getreten war. »Kleine Verräterin«, sagte der Mann mit schwerer Zunge. »Ich möchte dich gern tanzen sehen!«

»Ich muß Wein holen«, rief ich und eilte weiter.

»Ute!« flehte ich, als ich mein Gefäß in die große Weintonne tauchte,

»schick mich nicht zurück!«

»Nimm den Wein und geh«, sagte sie barsch.

»El-in-or!« hörte ich einen Ruf. »El-in-or, die Verräterin!«

»Sie rufen nach dir«, sagte Ute.

»In den Sand!« rief eine Männerstimme. »Tanz für uns!«

»Beeil dich, Sklavin!« drängte Ute.

Mit einem Angstschrei eilte ich zum Feuer zurück. Dort nahm mir ein Mädchen den Weinkrug ab, und jemand stieß mich auf die Sandfläche in der Mitte. Ich bedeckte das Gesicht mit den Händen.

»Tanz für deine Herren, Sklavin!« hörte ich Verna rufen. Die Zecher begannen zu lachen.

Ich streckte Rask flehend die Arme entgegen. Aber er hatte kein Einsehen mit mir.

Die Musik begann, und ich sprang auf und begann zu tanzen.

Die Töne waren rauh, melodisch, sinnlich. Ohne es zu begreifen sah ich plötzlich das Staunen in den Augen der Zuschauer. Sie blinzelten mich an und wurden still.

Ich tanzte. Ich war gut trainiert worden in den Gehegen Ko-ro-bas. Nicht umsonst hatten Lana und ich zu den besten Sklavinnen gehört.

Meine Füße stampften zum Klang der Glocken im Sand, und mir wurde plötzlich klar, daß ich mit meiner Schönheit Macht besaß, die Macht, Männer zu peinigen.

»Großartig!« hörte ich jemanden flüstern.

Auch die Mädchen schauten gebannt zu.

Ich warf den Kopf hoch. Etwas brach sich in mir Bahn, etwas das ich noch nie empfunden hatte. Ich wollte meine Zuschauer quälen — und ich hatte die Macht dazu! Ich war von weißer Seide und damit in Sicherheit — ich wollte meine Zuschauer leiden sehen.

Als die Musik sich veränderte, beschleunigte auch ich meine Bewegungen, wurde eins mit dem Rhythmus, ein erschrecktes Sklavenmädchen, eine einsame Sklavin, die sich nach ihrem Herrn sehnt. Und ich tanzte erst vor diesem, dann vor jenem Krieger, als suchte ich seinen Schutz, als könnte ich nichts dagegen tun. Mehr als ein Krieger wollte nach mir greifen und schrie dann wütend auf, als ich mich ihm lachend entzog.

Als die Musik ihrem Höhepunkt zustrebte, wandte ich mich kühn meinem Herrn Rask aus Treve zu und tanzte vor ihm. Er schlürfte seinen Wein, sein Gesicht blieb ausdruckslos. Ich tanzte meinen Haß auf ihn, meine Verachtung. Ich tanzte, um ihn zu erregen, in ihm Sehnsucht nach mir zu wecken, und plötzlich merkte ich, daß mein Körper ihm eine Botschaft schickte, die ich selbst kaum verstand, die ich fürchtete. Es war seltsam — es war, als entwickelte mein Körper ein eigenes Leben, als spräche er zu ihm. Und dann war es wieder wie zuvor, und ich empfand nur noch Verachtung und Haß. Er schien amüsiert zu sein, und ich war wütend

Als ich fertig war, fiel ich frech in die Knie und neigte den Kopf. Es gab großen Beifall, und ich wurde fortgeschickt.

Inge und Rena waren als nächste an der Reihe, während ich in die Dunkelheit eilte.

Am Küchenschuppen befahl mir Ute, mich zu waschen und umzuziehen. Ich gehorchte und wollte mich schlafen legen.

Doch Ute ließ das nicht zu. Ich mußte mich schminken und fertigmachen wie zuvor.

Dann warteten wir. Über zwei Ahn lang saßen wir im Küchenschuppen, bis der Lärm des Festes verstummte und die Krieger in ihre Zelte gingen. Schließlich stand Ute auf und tupfte mir etwas Parfüm hinter die Ohren. Ihr Blick war hart.

»Nein!« rief ich und sah sie entsetzt an. »Nein!«

»Du bist in Rasks Zelt befohlen«, sagte sie.

»Tritt ein«, sagte Rask aus Treve.

Ich war allein mit ihm, als seine Sklavin. »Binde das Zelt hinter dir zu.«

Ich gehorchte zitternd. Ein kleines Feuer brannte in der Feuerschale. Ein Weinbehälter hing über den Flammen.

Das Innere des Zelts war mit roter Seide ausgekleidet. Da und dort hingen Tharlarionöllampen und spendeten ein weiches Licht. An den Seiten standen zahlreiche Truhen, Fässer und Säcke, mit der Beute vieler Überfälle gefüllt. Manche Truhen waren geöffnet, und ich sah darin Gold und andere Edelmetalle und schimmernde Schmuckstücke.

»Komm näher«, sagte er.

Ich sah ihm in die Augen. Ich trug seinen Kragen. »Gib mir Wein!«

Ich wandte mich um, nahm eine kleine Flasche Ka-la-na-Wein an mich, schüttete ihn in eine kupferne Schale und stellte das Getränk auf einen Dreifuß über dem Feuer.

Nach einer Weile nahm ich den erwärmtten Wein und brachte ihn meinem Herrn. Ich wußte nicht, wie er seinen Wein wollte — ob warm oder heiß — also wählte ich eine mittlere Temperatur. Er nahm den Kelch und schlürfte. Dann lächelte er.

Als er fast ausgetrunken hatte, bedeutete er mir, neben ihm niederzuknien. Er grub mir seine Finger ins Haar und neigte meinen Kopf zurück. Dann schüttete er mir Wein in den offenen Mund.

»Lauf, El-in-or«, sagte er dann, »und bring den Kelch fort.« Als ich wieder vor ihm kniete, begann das Zelt um mich zu kreisen. Ich spürte den heißen Wein im ganzen Körper. Er hatte mich laufen lassen, damit die Wirkung schneller einsetzte.

»Ich hasse dich!« rief ich plötzlich. Im nächsten Augenblick

hätte ich mir am liebsten die Zunge abgebissen. Der Wein löst meine Zunge!

Aber er schien nicht böse zu sein.

»Du hast mich gefangen und zu deiner Sklavin gemacht!« fuhr ich fort.

»Du verstehst mich nicht. Ich bin nicht einmal von dieser Welt. Ich bin keine unterwürfige Goreanerin! Ich bin kein hübsches Tier, das du nach Belieben kaufen und verkaufen kannst! Ich bin Elinor Brinton vom Planeten Erde. Auf meiner Welt bin ich eine wichtige Persönlichkeit! Du kannst mich nicht einfach als Sklavin behandeln!« Dann barg ich das Gesicht in den Händen. Was wußte er schon von solchen Dingen?

»Ich weiß, daß du von der Erde kommst — als Krieger besitze ich das Zweite Wissen. Erdfrauen sind gute Sklavinnen für die Goreaner!« sagte er.

Ich hielt den Blick gesenkt.

»Und du bist eine Lügnerin und eine Diebin!«

Sein Gesicht war ganz dicht vor dem meinen. Seine Hände hoben meinen Kopf.

Ich begann zu zittern, als seine Finger den Streifen weißer Seide von meinem Hals knoteten.

»Nein!« flehte ich.

»Heb den Kopf, Mädchen!« befahl er. Ich starrte in seine Augen. Noch nie hatte ich einen solchen' Blick gesehen. Ich kniete vor ihm, allein mit ihm auf seinem Lager, seiner Gnade ausgeliefert.

Dann nahm er mich in seine Arme und ließ sich mit mir auf seine Felle sinken. Das Zelt begann über mir zu kreisen. Ich wollte schreien, doch er verschloß mir den Mund und drang in mich ein.

-16-

»Kettet sie unter den goreanischen Monden an«, hatte Verna gesagt sagt, und Rask hatte gelacht.

Ich zerrte an der Kette, die mein linkes Fußgelenk umschloß.

Ich lag auf dem kleinen Grashügel in einem entlegenen Teil des Lagers und war an den Ring gekettet, den ich bei meinem Rundgang schon einmal gesehen hatte. Einige Meter entfernt sah ich die Rückseiten von Zelten. Die Monde waren noch nicht aufgegangen.

Nachdem ich meine Tagesarbeit verrichtet hatte, hatte ich atemlos gehofft, wieder ins Zelt Rasks gerufen zu werden.

Rask hatte jedoch den ganzen Tag kaum Notiz von mir genommen. Im Gegensatz zu gestern nacht.

Ich lag auf dem Rücken und erinnerte mich an jede Sekunde in seinem Zelt, als er bei mir gelegen hatte, eng an mich geschmiegt, wieder und immer wieder.

Erst im Morgengrauen hatte er mich zurück in den Sklavenschuppen geschickt.

Heute abend hatte Rask mit Verna gegessen und sich von mir bedienen lassen. Dabei hatte er mich nicht anders behandelt als zuvor. Es war, als hätte es die letzte Nacht nicht gegeben. Hatte ich alles nur geträumt? Dann hatte er einen Wächter gerufen.

»Heute abend«, sagte Rask zu ihm, »schickst du mir Talena ins Zelt.«

»Ja, Herr«, hatte der Wächter gesagt und war gegangen.

Meine Finger hatten sich um den Teller verkrampt, den ich gerade trug, und mir wurde schwarz vor Augen.

»Deine Sklavin scheint nervös zu sein«, sagte Verna lächelnd, und ich senkte den Kopf.

»Sklavin«, fuhr das Panthermädchen fort. »Es heißt, du hast den Mädchen erzählt, du wärst anders als andere Frauen, du hättest ihre Schwächen nicht.«

Ich sah Verna an. Sie wußte, daß ich sie einmal im Wald gesehen hatte, als sie hilflos ihren Sehnsüchten ausgeliefert war. »Ich kann nichts dafür, daß ich so bin«, sagte ich.

»Kette sie unter den goreanischen Monden an«, sagte Verna.

Und nun lag ich hier. Ich haßte ihn — und sie noch mehr!

Ich war wütend über das, was er mir angetan hatte. Aber ich hatte nicht anders reagieren können. Er hatte in mir Gefühle geweckt, von denen ich nicht erwartet hätte, daß mein Körper sie empfinden könnte.

Verzweifelt hatte ich mich an ihn geklammert, eine Höhe des Gefühls erreichend wie nie zuvor, während er meinen Körper beherrschte, mich von einer Ekstase in die andere jagte.

Ich öffnete die Augen. Die Monde stiegen nun über den Palisaden auf und erhellt den nächtlichen Himmel.

Warum hatte er mich nicht zu sich rufen lassen? War er unzufrieden mit mir gewesen?

Ich blickte zu den Monden auf, Tränen in den Augen.

Die Lichter im Lager waren nun erloschen. Da und dort glüht es noch in der Asche der Kochfeuer. In manchen Zelten schimmerte es rot durch die Plane — das Licht der Feuerschalen im Innern. Es war heiß. Die Nachtinsekten zirpten. In der Ferne kreischte ein Tarn.

Ich ballte die Fäuste und schloß die Augen. Wild hämmerte ich mit den Fäusten ins Gras. Was konnte ich tun? Ich war ein Mädchen dessen Sehnsucht unerfüllt war. Ich begann dem Dränge meines Bedürfnisses nachzugeben und mich unter den Monden Gors zu winden, versuchte sie zu ergreifen, drehte mich und begann zu weinen.

Und als ich erschöpft im Gras lag, sah ich plötzlich einen Schatten über mir — Verna, das Panthermädchen, das mich beobachtete!

»Dein Körper scheint sich doch wie der einer Kajira zu bewegen«, sagte sie. »Du bist also nicht wie andere Frauen, wie?«

»Hab Erbarmen mit mir, Herrin!« flehte ich. »Ich habe wohl doch alle Schwächen meines Geschlechts . . .«

»Jetzt sprichst du die Wahrheit, El-in-or.« Ihre Stimme war nicht unfreundlich. »Manchmal muß ein Mann wie Rask aus Treve kommen, um einer Frau ihre Schwächen zu offenbaren. Ich verlasse, heute abend das Lager.«

Ich hob verblüfft den Kopf.

Sie deutete auf eine Gestalt, die einige Meter entfernt kniete. »Ich nehme Talena mit. Rask aus Treve hat sie mir überlässe Ich bringe sie als Sklavin in die Nördlichen Wälder.«

»Aber sie ist Rasks Liebling«, flüsterte ich.

»Nein«, erwiderte Verna und sah mich prüfend an. »Ist es angenehm, sich einem Mann hinzugeben?«

Ich senkte den Blick, beschämmt von meiner Freude.

»Vor langer Zeit gab es einmal einen Mann, der mir das hätte bedeuten können, was Rask dir bedeutet«, sagte Verna.

»Was war das für ein Mann?«

»Marlenus aus Ar«, gestand sie. »Und ich beschloß später, ich würde eines Tages feststellen, wer der stärkere von uns beide ist. — Leb wohl, Sklavin!«

Und sie wandte sich zum Gehen.

Rask aus Treve umfing meinen Kopf mit den Händen. Es war fast Morgen.

Wir lagen auf der kleinen Erhebung, in seinen Mantel gehüllt. Wir schwiegen.

Tau glitzerte im Gras, und der Mantel, der sich um uns schmiegte, war auf der Außenseite feucht. Das Licht der ersten Dämmerung legte einen Schimmer über den Hügel. Ich blickte in die Augen Rasks, der mich musterte.

»Wie kommt es, daß du mir so am Herzen liegst?« fragte er.

»Ich liebe dich«, flüsterte ich. »Ich liebe dich, Herr!«

»Ich verachte dich«, sagte er lächelnd, »und doch wußte ich, daß ich dich besitzen mußte, seitdem ich dich in Ko-ro-ba sah. Kann es sein, daß ich, Rask aus Treve, etwas für eine einfache Sklavin empfinde?« Er ließ es nicht zu, daß ich ihn küßte, sondern sah lächelnd auf mich herab. »Hast du dich nie gefragt, warum ich dich nie bedienen ließ, wenn die anderen Mädchen an den Festen teilnahmen?«

Ich lächelte ihn an. »Nein, aber ich würde es gern wissen.«

»Ich habe dich für mich selbst aufgehoben. Doch als du dann im Tanzring standest, wußte ich, daß ich dich haben mußte.« Seine Hände umklammerten meine Arme. »Du hast unverschämt getanzt, stolz, trotzig, herablassend, verächtlich.«

»Das alles bin ich aber nicht mehr, Herr!«, erwiderte ich. »Ich bin jetzt nicht mehr stolz oder hochmütig. Ich liebe dich!«

Lächelnd beugte er sich über mich.

Die Geräusche des frühen Morgens schallten durch das Lager. Es war nun hell geworden. In der Ferne rief Ute ihre Mädchen zusammen. Ein Tarn schrie im Gehege. Ich hörte das Rasseln von Pfannen. Feuer wurden angezündet.

Wir lagen noch immer im Gras. Ich klammerte mich an ihn, meine Wange an ihn geschmiegt. Sanft lag seine Hand über meinem Kopf.

»Es ist Zeit, daß du an deine Arbeit gehst, Sklavin«, sagte Rask aus Treve.

»Ja, Herr.«

Aus seinem Beutel nahm er einen Schlüssel und öffnete den schweren Ring, der die Kette an meinem linken Fußgelenk festhielt.

Er legte mir seinen Umhang um die Schultern. »Geh zum Schuppen und hol dir eine Tunika.«

Ich kniete vor ihm nieder. »Ich liebe dich!« rief ich. »Verkauf mich nicht! Behalte mich für dich — für immer!« Der Gedanke, daß ich wieder von ihm getrennt werden könnte, war mir unerträglich. Ich blickte ihn gequält an.

»An die Arbeit!« lachte er.

Ich sprang auf und reichte ihm den Umhang zurück, den ich nicht tragen wollte. Was sollten seine Männer denken? Schließlich trug ich Straf-Brandzeichen!

Dann drehte ich mich um und eilte den Hügel hinab zum Schuppen der Arbeitssklavinnen. Ich hatte großen Hunger. Bestimmt hatte mir Ute etwas vom Frühstück zurückgelegt. Ich liebte sie. Wahrscheinlich hatte sie auch ein volles Arbeitspensum für mich — sie zog niemanden vor. Ich war eins ihrer Mädchen. Ich liebte sie — und ich liebte meinen Herrn. Ich drehte mich um. Er beobachtete mich von der Spitze des Hügels aus. Ich lächelte und winkte ihm zu. Er hob die Hand und ich lief weiter und huschte um die Ecke des Schuppens.

»Ich habe dir etwas zu essen aufgehoben«, sagte Ute.

»Vielen Dank, Ute«, erwiderte ich atemlos.

»Iß schnell, denn es gibt heute viel Arbeit für dich!«

-17-

Die vergangenen Wochen waren die glücklichsten meines Lebens gewesen.

»Hände auf den Rücken, Arme überkreuz«, sagte der Mann. Ich gehorchte und spürte die Fesseln durch das dicke Geflecht.

Meine Handgelenke wurden am Weidenkorb festgezurrt. Ich teilte den Tarnkorb mit fünf anderen Mädchen.

»Wir werden am Abend in Ar sein«, sagte der Mann.

Ich ließ den Kopf sinken. Und doch bedauerte ich nichts, denn in den letzten Wochen war ich zum erstenmal glücklich gewesen.

»Werden sie im Curuleum verkauft?« fragte ein Krieger, der in der Nähe stand.

»Ja«, sagte unser Wächter.

Zu Anfang hatte mich Rask aus Treve jede Nacht in sein Zelt gerufen. Ich hatte ihm auf verschiedene Arten gedient, hatte mir größte Mühe gegeben, ihn immer wieder neu zu erfreuen.

Manchmal hatte er zu meinem Ärger versucht, sich von mir zu trennen, und hatte andere Frauen in sein Zelt gerufen, doch oft schickte er sie wieder fort und ließ mich, El-in-or, doch noch zu sich kommen.

Und dann kam eine Zeit, da er keine andere Frau mehr zu sich holte. Ich, El-in-or, war die erklärte Lieblingsfrau Rasks.

Inge und Rena waren nicht bei mir im Korb. Sie waren an die Jäger Raf und Pron verschenkt worden. Nach dem Brauch goreanischer Jäger waren beide Mädchen freigelassen worden und hatten einen Vorsprung von vier Ahn bekommen. Nach vier Ahn waren Raf und Pron aus dem Lager gelaufen und am nächsten Morgen mit Inge und Rena zurückgekehrt. Neue Kragen glänzten an ihren Hälsen.

In der kurzen Tunika einer Jägersklavin waren sie dann ihren Herren durch das Doppeltor des Lagers gefolgt. Ihnen stand ein hartes Los bevor, aber sie machten einen zufriedenen Eindruck. Der Jäger führt ein freies und wildes Leben, und seine Sklaven müssen sich mit dem Wald vertraut machen, mit den Eigenarten von Pflanzen und Tieren und Wetter. Ich weiß nicht, wo Raf und Pron jetzt sind, doch ich weiß, daß sie gut versorgt werden von Inge und Rena.

Jetzt wurde der schwere Korbdeckel aufgelegt und festgezurrt. Der Mann, der den Tarn fliegen sollte, ging zum Küchenschuppen, um sich vor dem Start zu stärken.

Ich hatte Rask aus Treve auf viele Arten erfreuen wollen und hatte zu meiner Verblüffung festgestellt, daß mir das leichtfiel, daß ich großen Spaß daran hatte. Ein Mann ist ein seltsames Wesen —, er wünscht sich sowohl eine einzige Frau als auch viele verschiedene Frauen, und vielleicht ersehnt er sich eine Frau, die ihm in vielen Gestalten begegnet. So trat ich Rask in vielen Rollen gegenüber — als neues Sklavenmädchen, als gebildetes Mädchen, als vornehme Dame, manchmal auch als hochmütige El-in-or, zuweilen als trotziges, dann wieder als ergebenes Mädchen. Rask selbst klammerte sich manchmal an mich und küßte mich und ließ mich lange nicht wieder los. In diesen Stunden verstand ich ihn nicht recht; ich lag nur erfüllt und reglos in seinen Armen. Und eines Nachts bat er mich, ich solle ihm von mir erzählen.

So berichtete ich von meiner Kindheit und meinen Eltern und dem Haustier, das meine Mutter vergiftet hatte, und von New York und von meiner Welt und meiner Gefangennahme und von meinem Leben davor. In manchen Nächten erzählte er mir auch von sich und von dem Tod seiner Eltern und von seiner Ausbildung in Treve und von seinen ersten Versuchen mit den Tarns und im Umgang mit den Waffen. Er hatte Blumen gemocht, was er aber niemandem zu erzählen wagte. Ein seltsames Eingeständnis,

ein Krieger wie er, der Blumen liebte! Ich küßte ihn. Aber ich hatte auch Angst, weil er mir davon erzählte. Ich nahm nicht an daß er diese tiefen Empfindungen je einem anderen Menschen enthüllt hatte.

Wir hatten uns angewöhnt, lange Spaziergänge außerhalb der Palisaden zu machen. Und je weniger er mich dabei als Sklavin behandelte, desto größer wurde meine Angst, daß er mich eines Tages verkaufen würde.

Aber meistens tollten wir herum und vergnügten uns. Und eines Tages hatten wir nichts anderes getan als miteinander gesprochen, ausführlich, zärtlich und leise gesprochen, und in der Nacht, nachdem wir uns geliebt hatten, lagen wir noch lange plaudernd vor dem Feuer. Traurig hatte er mich umarmt, und war mir klar geworden, daß er mich verkaufen würde. Als ich am Morgen in den Schuppen zurückgekehrt war, rief er mich noch einmal zu sich. -»Ich bin deiner überdrüssig«, sagte er barsch. Ich neigte den Kopf. »Ich werde dich verkaufen.« »Ich weiß, Herr.« »Geh jetzt, Sklavin!«

Ich begann erst zu weinen, als ich wieder im Schuppen war. Einen Gefallen hatte ich noch erbeten, ehe ich an den Fremde verkauft wurde, der mich nun nach Ar bringen wollte. »Gib Ute frei«, hatte ich gesagt.

Rask hatte mich seltsam angesehen und geantwortet: »Ja.«

Als freie Frau würde Ute ein gutes Leben führen. Vielleicht kehrte sie nach Rarir oder nach Teletus zurück. Auf jeden Fall aber würde sie einen Mann suchen einen Angehörigen der Kaste der Lederarbeiter, der Barus hieß. Ich kannte nicht einmal seine Stadt.

Ich gehörte nun diesem Tarnreiter, der in diesem Augenblick die Knoten am Tarnkorb überprüfte. Für neun Goldstücke war ich ihm verkauft worden.

Der Mann stieg in den Sattel des Tarn. Der Vogel schrie auf und begann seine mächtigen Flügel zu entfalten. Dann ruckte der Korb an und glitt über die Lichtung und schwang schließlich unter dem Vogel hin und her.

Ich war auf dem Wege zum Markt.

Ich wurde auf dem großen Block des Curuleum in Ar verkauft — für zwölf Goldstücke, die ein Pagawirt für mich auf den Tisch legte. Er hielt es für amüsant, seinen Gästen ein Mädchen mit Straf-Brandzeichen zu präsentieren.

Vier Monate lang bediente ich in seiner Pagataverne. Zu den Gästen gehörten auch Wächter, die früher in der Karawane Targos gedient hatten. Sie behandelten mich freundlich. Ich befragte sie nach Targo, der offenbar viele Mädchen wieder an sich gebracht hatte und nun großen Reichtum genoß. Er plante eine weitere Fahrt in den Norden, aber nicht um mit Haakon aus Skjern Geschäfte zu machen. Doch so sehr mir mein neues Leben Spaß machte und mit wem ich auch schlief — keiner der Männer war wie Rask aus Treve. Dieser Mann allein besaß das Herz der Sklavin Elinor Brinton. Sie vermochte ihn nicht zu vergessen.

Dann hörte ich eines Abends den Ausruf: »Ich kaufe sie!« und blieb starr vor Schreck stehen. Ich vermochte kaum den Pagakrug zu halten. Es war der kleine Jahrmarktsgaukler mit dem sprechenden Pelztier, der mich in der Hütte in den Nördlichen Wäldern bedroht hatte, der vor dem Sleen geflohen war. Er hatte irgendeinen Mann vergiften wollen — ich kannte seinen Namen nicht.

Seine Hand umklammerte mein Handgelenk. Ich war ihm schließlich doch nicht entkommen. »Ich kaufe sie«, wiederholte er.

Der kleine Mann erwarb mich für vierzehn Goldstücke. Ich wurde auf dem Rücken eines Tarn in die Stadt Port Kar gebracht, die an der Mündung des mächtigen Vosk liegt.

In einem Lagerhaus nahe den Docks kniete ich mit gesenktem Kopf vor einigen Männern.

»Ich werde euch nicht gehorchen«, sagte ich.

Der kleine Mann war da und sein Pelzwesen, das mich gelangweilt anstarrte, und zu meiner Überraschung auch Haakon aus Skjern.

»Ich habe das Eisen zu schmecken bekommen und die Peitsche«, sagte ich. »Ich werde für euch nicht töten. Bringt mich um, aber ich werde für euch nicht zur Mörderin.«

Sie schlugen mich nicht, stießen nicht einmal Drohungen aus. Sie rissen mich nur hoch und zerrten mich in einen Nebenraum.

Ich begann zu schreien bei dem Anblick. Mit den Handgelenken an die Wand gekettet, stand dort ein blutüberströmter Mann, den Kopf gesenkt.

»Elf Männer mußten sterben«, sagte Haakon aus Skjern hart »aber nun haben wir ihn.«

Der Mann hob den Kopf und schüttelte ihn langsam. »El-in-or?« fragte er.

»Herr!« schluchzte ich und drückte mich an ihn.

Rask musterte die Männer und sagte zu mir: »Ich bin aus Treve!
Entehre mich nicht.«

An den Haaren wurde ich fortgezerrt. Die Tür schloß sich hinter mir.

»An einem bestimmten Tage«, sagte der kleine Mann, »wirst du ein Päckchen Gift erhalten.«

Ich nickte wortlos. Rask aus Treve durfte nicht sterben!

»Du wirst in das Haus Bosks geschleust, eines Kaufmanns aus Port Kar«, sagte er. »Du wirst in der Küche dieses Mannes arbeiten und wirst ihn bei Tisch bedienen.«

»Ich kann es nicht tun!« schluchzte ich. »Ich kann nicht töten. »Dann stirbt Rask aus Treve«, sagte der kleine Mann. Haakon aus Skjern lachte.

Der kleine Mann hielt ein kleines Päckchen in die Höhe. »Das ist das Gift, ein Pulver, das aus den Ausscheidungen der Ost bereitet wird.«

Ich erschauerte. Ich hatte von dem Gift gehört. Es bringt einen besonders qualvollen Tod.

Ich fragte mich, wieso diese Männer Bosk aus Port Kar so haßten.

»Wirst du uns gehorchen?« fragte der kleine Mann. Ich schloß die Augen und nickte langsam.

»Wein, El-in-or!« rief Publius, der Küchenmeister Bosks aus Port Kar. »Bring Wein an den Tisch!«

Bebend nahm ich den Weinkrug. Ich ging zur Küchentür, schritt durch den Flur und blieb vor dem rückwärtigen Eingang zum großen Eßsaal stehen.

Es war gar nicht schwierig gewesen, im Hause des Bosk unterzukommen. Ich wurde für, fünfzehn Goldstücke an das Haus Samos', eines Sklavenhändlers aus Port Kar, verkauft. Samos selbst war auf einer Piratenfahrt, und ein Untergebener führte meinen Ankauf durch. Publius, Küchenherr des Bosk, hatte bei einem Würfelspiel erfahren, daß es im Hause des Samos ein neues Mädchen gab, das in den Gehegen von Ko-ro-ba trainiert worden war. Publius, der von Zeit zu Zeit neue Mädchen für seine Küche

suchte, war interessiert. Wahrscheinlich hatte er selten Gelegenheit, eine ausgebildete Vergnugungssklavin in seine Dienste zu nehmen.

Der Untergebene Samos' verkaufte mich für nur fünfzehn Goldstücke an Publius, um ihm einen Gefallen zu tun. So war ich zum Teil auch ein Geschenk des Hauses Samos' an das Haus Bosk. Die beiden Häuser standen offenbar auf gutem Fuß miteinander. Wie ich später erfuhr, gehörten sowohl Samos als auch Bosk dem Kapitänsrat an, der höchsten Regierungsinstanz Port Kars.

Es gefiel mir im Hause des Bosk, das sehr geschmackvoll eingerichtet, weiträumig und sauber war. Ich wurde nicht schlecht behandelt, obwohl ich natürlich meine Arbeit tun mußte. Mein Herr Bosk, ein großer, kräftiger Mann, bat mich nicht zu sich. Seine Frau war die bildschöne Telima aus den Sümpfen, eine goreanische Schönheit. Es gab noch weitere Schönheiten im Haus, die schlanke, dunkelhaarige Midice, die Frau des Kapitäns Tab; dann die blonde Thura, die Frau des mächtigen Riedbauern Thurnock, und die kleine dunkeläugige Ula, die dem ruhigen Clitus gehörte, einem ehemaligen Fischer von der Insel Cos. Das Haus und ein großer Teil der Geschäfte wurden von einem ehemaligen Sklavenmädchen geführt, das Luma hieß. Sie gehörte nun der Kaste der Schriftgelehrten an. Offensichtlich hatte Bosk ein Auge für weibliche Schönheit. Doch er näherte sich mir nicht. Seine Zuneigung galt allein Telima. Wie überragend sie sein mußte, um ihn im Kreise solcher Frauen allein für sich zu gewinnen!

»Beeil dich mit dem Wein!« rief Publius mir nach.

Ich nahm das Paket Gift aus meiner Reptunika und schüttete das Pulver in den Wein. Man hatte mir gesagt, die Menge reiche aus, um hundert Männer einen schmerzhaften Tod sterben zu lassen.

Das Getränk war bereit.

»Wo bleibt der Wein!« tönte es aus dem Saal.

Ich eilte los und näherte mich dem Tisch. Ich wollte nur Bosk, den Hausherrn bedienen, denn ich wollte nicht mehr Schuld auf mich laden. Auf halbem Weg blieb ich stehen. Die Zecher starrten michverständnislos an.

Rask aus Treve mußte leben!

Ich erinnerte mich, wie Haakon aus Skjern über seinen Gefangenen gelacht hatte. Und ich überlegte, ob er seinen Todfeind

Rask freilassen würde, wenn ich meinen Teil des Handels einhielt. Ich fürchtete, daß er Rask nicht freilassen würde — aber was konnte ich tun? Ich mußte diesen Leuten vertrauen und von meiner Seite tun, was in meiner Macht stand. Ich hatte keine andere Wahl.

Ich wollte niemanden vergiften. Ich war zwar kein guter Mensch, aber eine Mörderin war ich bisher nicht gewesen. Und plötzlich fiel mir ein, wie meine Mutter den kleinen Hund vergiftete, der ihre Hausschuhe zerrissen hatte. Ich hatte das winzige Tier geliebt. Es war wimmernd im Keller hinter der Heizung gestorben. »Elinor«, sagte Bosk vom Kopfende der Tafel. »Ich möchte Wein.« Er war einer der wenigen Männer auf Gor, die meinen Namen nach englischer Art aussprachen.

Langsam näherte ich mich Bosk aus Port Kar. Obwohl andere mir ihre Schalen hinhielten, wollte ich nur ihm Wein einschenken. Man würde mich sicher ergreifen und noch vor Sonnenuntergang aufspießen. Er hielt mir seinen Kelch entgegen. Telimas Augen waren auf mich gerichtet — ich vermochte ihren Blick nicht zu erwidern. Ich schenkte ihm Wein ein.

»Ich bin aus Treve«, hatte Rask mir im Lagerhaus gesagt. »Entehre mich nicht.«

Ich begann zu weinen.

»Was ist los, Elinor?« fragte Bosk.

»Nichts, Herr«, schluchzte ich.

Bosk hob den Kelch an die Lippen.

Zitternd hob ich die Hand. »Trinke nicht, Herr!« schrie ich.

»Der Wein ist vergiftet.«

Und ich barg das Gesicht in den Händen. Wutgeschrei wurde am Tisch laut, Weinkrüge wurden umgestoßen, und Frauen sprangen auf.

Thurnock, der mächtige Bauer, drängte sich hinter mich und hielt meine Arme fest.

»Spießt sie auf!«

Im nächsten Augenblick sprang die Tür des Saals auf, und ein Mann mit kurzem weißem Haar eilte herein. Seine Augen waren erschreckt aufgerissen.

»Samos!« rief jemand.

»Ich bin eben gelandet«, sagte er, »und erfuhr, daß ohne mein

Wissen eine Frau in dieses Haus eingeschleust wurde. Nehmt euch in acht!«

Er sah mich in den Armen Thurnocks. Publius kam herbeigeeilt. Sein Gesicht war bleich. Er griff nach seinem Schwert.

Bosk schüttete langsam den Wein auf den Tisch. Der Weinkrug, den ich fallengelassen hatte, ergoß seinen Inhalt über die Fliesen.

»Feiert weiter«, sagte Bosk zu seinen Gästen. »Tab, Thurnock, Clitus, Henrius, Samos — bitte kommt mit in meine Räume.« Ich sah, daß Telima ein Messer in der Hand hielt, und bezweifelte nicht, daß sie mir die Kehle durchschneiden würde, um ihren Mann zu schützen.

»Thurnock, laß sie los«, sagte Bosk und wandte sich an mich. »Elinor, wir müssen miteinander sprechen.« Dann reichte er Telima den Arm, und ich folgte ihm mit gesenktem Kopf in seine Gemächer.

In dieser Nacht verließen zahlreiche Männer das Haus des Bosk. Ich hatte ihnen alles gesagt und erwartete nun gefoltert und aufgespießt oder enthauptet zu werden.

Als ich mit meinem Bericht fertig war, sagte Bosk nur zu mir: »Geh in die Küche, es gibt dort Arbeit für dich.«

Benommen war ich in die Küche zurückgekehrt, wo mir Publius erstaunt eine Arbeit zuwies. In der Nacht sicherte er mich mit einer doppelten Kette an der Wand.

»Wir haben Rask aus Treve nicht retten können«, sagte Bosk am nächsten Tag zu mir.

Ich senkte den Kopf. Das hatte ich erwartet.

Mein Herr lächelte. »Er war bereits geflohen«, sagte er.

Ich starrte ihn mit aufgerissenen Augen an.

»Die Männer aus Treve sind ernstzunehmende Gegner.« Ich blickte ihn mit bebenden Lippen an. »Und die anderen?« »Wir fanden drei Tote«, sagte Bosk. »Der eine, dessen Schwertscheide leer war, wurde als Haakon aus Skjern identifiziert. Ein zweiter, ein kleiner Mann, war uns nicht bekannt. Der dritte war seltsam, ein großes und unangenehm aussehendes Pelztier.«

Ich neigte den Kopf und begann hysterisch zu schluchzen.

»Sie alle waren förmlich in Stücke gehackt worden, und ihre

Köpfe steckten auf Pfosten am Kanal aufgespießt. In jeden Pfosten war das Zeichen Treves geschnitzt.«

Schluchzend und lachend fiel ich auf die Knie.

»Die Männer aus Treve sind wahrlich ernstzunehmende Gegner«, wiederholte Bosk.

»Was ist mit mir?« fragte ich.

»Ich lasse im Lager Terences aus Treve, eines Söldners, verbreiten, daß in meinem Hause ein Mädchen namens Elinor arbeitet.«

»Rask aus Treve will mich nicht mehr sehen. Er hat mich verkauft.«

Bosk zuckte die Achseln. »Samos sagt mir, daß Rask aus Treve freiwillig und allein nach Port Kar kam, wo er gefangen genommen wurde.« Er sah mich an. »Was hätte er hier tun wollen?«

»Ich weiß nicht«, flüsterte ich.

»Es heißt, daß er eine Sklavin suchte, die Elinor hieß.«

»Das kann nicht sein«, sagte ich, »denn als ich nach Port Kar gebracht wurde, war Rask aus Treve bereits gefangen.«

»Das ist nicht verwunderlich«, sagte er, »denn man brauchte nur ein Gerücht im Lager Rasks zu verbreiten, daß du dich in dieser Stadt aufhältst. Und für die Pläne einiger Leute, meiner Feinde, war es sicher besser, daß du nicht in der Stadt warst, als Rask aus Treve eintraf, für den Fall, daß sie ihn nicht gefangen nehmen konnten und er dich womöglich aufgespürt und entführt hätte.« Er musterte mich. »Warst du an einem Ort, wo sie dich erwerben konnten, sobald sie es wünschten, ohne sich dir vorher nähern zu müssen?«

»Ich habe monatelang in einer Pagataverne gedient.«

»Vielleicht haben sie sogar gesehen, wie du verkauft wurdest. Du bist doch auf dem Block des Curuleums versteigert worden, nicht wahr?«

»Ja«, flüsterte ich.

»Ein sehr öffentlicher Ort«, sagte er und sah mich ein wenig traurig an.

»Ich habe einmal gesehen, wie eine schöne Frau dort verkauft wurde.«

»Wie hieß sie?«

»Vella«, sagte er. »Sie hieß Vella.«

Ich senkte den Blick.

»Ich vermute«, fuhr Bosk fort, »daß du erst gekauft und nach Port Kar gebracht wurdest, als Rask aus Treve bereits gefangen war — damit man dich ihm gegenüberstellen konnte.«

»Rask aus Treve hat mich verkauft. Er will nichts mehr mit mir zu tun haben.«

Bosk zuckte die Achseln. »Geh in die Küche. Es gibt dort Arbeit für dich.«

Ich gehorchte und stellte mich Publius zur Verfügung. Publius hatte das Haus Bosks verlassen wollen, so entsetzt war er, daß er mich ahnungslos erworben und damit fast das Schicksal seines Herrn besiegelt hatte. Aber Bosk wollte davon nichts wissen. »Wo finde ich einen zweiten Küchenmeister wie dich?« hatte er gefragt. Publius blieb also im Hause. Aber er verbot mir bei Tisch zu bedienen und beobachtete mich aufmerksam.

Ich sang bei meiner Arbeit, denn ich wußte, daß Rask aus Treve noch lebte. Außerdem waren jene Männer, die mich in ihre schlimmen Pläne einspannen wollten, vernichtet. Ich wußte, daß er mich nicht mehr haben wollte, denn er hatte mich verkauft, aber ich war zufrieden in dem Bewußtsein, daß der Mann, den ich liebte, noch am Leben war. Ich nahm nicht an, daß die Vermutungen meines Herrn Bosk zutrafen — Rask sei nach Port Kar gekommen, um mich zu suchen. Seine Informanten mußten sich irren. Ich versuchte mir Rask von Zeit zu Zeit aus dem Kopf zu schlagen, was mir aber nicht gelang. Manchmal weckten mich die anderen Mädchen in der Nacht und schimpften mich aus, denn ich hatte sie gestört und im Schlaf seinen Namen gerufen. Rask aus Treve wollte mich nicht — doch ich sehnte mich nach ihm. Wenigstens lebte er. Wie konnte ich traurig sein, wenn er irgendwo am Leben war, ein Kämpfer, ein Freund von Festen, mit seinen Freunden und seinen bildschönen Sklavinnen!

»Verkaufe mich, Herr«, sagte ich einmal zu Bosk, denn ich wollte nicht in dem Haus bleiben, in dem ich fast ein Verbrechen begangen hatte. Ich wollte irgendwo leben, wo ich nicht bekannt war, wo ich nur eins von vielen Sklavenmädchen war.

»Du hast Arbeit in der Küche«, hatte Bosk aus Port Kar erwidert. Und ich war zu Publius zurückgekehrt.

Es wird nun Zeit für mich, meinen Bericht abzuschließen.

Ich habe ihn auf Befehl meines Herrn Bosk niedergeschrieben. Vieles von dem, was ich erlebt und geschildert habe, begreife ich nicht — in der Weise, daß ich gewisse Hintergründe nicht erkenne oder nicht weiß welche Erkenntnisse andere, besser Unterrichtete aus meinem Text gewinnen mögen. Aber ich habe alles niedergeschrieben,

was mir in den Sinn kam, und sicher offen und ehrlich. Mein Herr hat befohlen, daß ich mich so äußere. Als goreanisches Sklavenmädchen wage ich diesen Befehl nicht zu mißachten. Außerdem hat er mir befohlen, auch meine Gefühle offen darzulegen, weil er in seiner Freundlichkeit vielleicht annimmt, daß mir das guttut. Ich habe mich bemüht, dem ebenfalls zu entsprechen.

Ich bin jetzt zufriedener als zuvor, obwohl ich Bosk noch von Zeit zu Zeit bitte, verkauft zu werden. Ich habe erfahren, daß Rask aus Treve tatsächlich nach Port Kar kam, um mich zu finden, und das hat mir große Freude bereitet, obwohl sich dieses Gefühl nun mit Bitterkeit und Traurigkeit vermischt, denn ich werde ihm nie wieder gehören.

Auf dem Platz vor dem Saal des Kapitänsrats stellte Rask aus Treve sich vor Bosk aus Port Kar hin und verlangte meine Auslieferung. Bosk, so erfuhr ich, setzte meinen Preis auf zwanzig Goldstücke fest, damit er als Kaufmann auch seinen Profit von mir hätte. Aber Rask aus Treve kaufte keine Frauen. Mein Preis hätte eine Pfeilspitze oder eine kupferne Tarnmünze sein können — seine Antwort wäre dieselbe gewesen. Er nimmt sich seine Frauen, er kauft sie nicht. Aber ich fürchte, daß ich bei Bosk aus Port Kar vor Rask sicher bin. Bosk soll ein gefürchteter Meister mit dem Schwert sein, und sein Haus ist befestigt, und es gibt darin einige hundert Männer, die sich mit ihren Waffen und Ihrem Leben ihm verschworen haben. Dieses Haus hat vor zwei Jahren einer Belagerung von vielen tausend Soldaten widerstanden, zur Zeit des Streits zwischen den Ubars und dem Kapitänsrat und zur Zeit der großen Schlacht zwischen der Flotte Port Kars und der aus Tyros und Cos, am 25.

Se'Kara 10 120 Contasta Ar, seit der Gründung Ars. Und gewiß wird Rask aus Treve seine Tarnkavallerie nicht in das ferne Port Kar bringen, nur um ein einfaches Sklavenmädchen zu befreien, eine Handlungsweise, die einen langen und blutigen Kampf heraufbeschwören würde. Leider bin ich sicher in diesem Haus. Es ist mein Heim geworden — und mein Gefängnis. Als Rask aus Treve verlangte, ich solle ihm ausgeliefert werden, zog Bosk, mein Herr, seine Klinge und zeichnete auf das Pflaster des Platzes das Zeichen der Stadt Ko-ro-ba. Rask aus Treve drehte sich mit wirbelndem Umhang um und ging fort.

Auf Befehl Bosks darf ich nun wieder im großen Saal servieren. Doch nachts legt mir Publius noch immer die doppelte Kette

an. Er ist ein vorzüglicher Küchenmeister und liebt seinen Kapitän Bosk aus Port Kar. Ich habe nichts gegen seine Vorsicht.

Meine Erzählung ist nun zu Ende. Jede Nacht muß ich zur neunzehnten Stunde in die Küche zurückkehren, um angekettet zu werden. Vorher gehe ich noch einmal über die Deltamauer des Hauses von Bosk. Ich schaue über die Sümpfe, die im Licht der drei goreanischen Monde zauberhaft aussehen.

Und ich denke an Rask aus Treve.

-18-

Hier schreibt nun Bosk aus Port Kar.

Ich möchte diesem Manuskript ein kleines Postskriptum anfügen, ehe ich es ins Sardargebirge bringen lasse.

Viel Zeit ist vergangen, seit ich den Priesterkönigen zum letztenmal diente. Samos redete mir oft zu, doch ich bin in meinem Entschluß nicht wankend geworden. Trotzdem ist Tersites, der halbblinde, verrückte Schiffbauer, im Arsenal damit beschäftigt, ein seltsames Seefahrzeug zu bauen, mit dem man die Grenzen der Welt überwinden kann. Ich möchte frei sein und allein gelassen werden. Ich bin jetzt reich. Ich genieße Respekt. Ich besitze vieles, was sich ein Mann nur wünschen kann, die schöne Telima, Reichtum, ein großes Haus, erlesene Weine und treue Waffenkameraden, und vor mir liegt das schimmernde Thassa, das Meer. Ich möchte von den Priesterkönigen frei sein, ebenso wie von den anderen. Ich möchte keinen Anteil mehr haben an ihren düsteren Spielen. Soll die Welt doch ohne mich gerettet werden, denn ich habe meine Arbeit getan und will nur Frieden. Aber noch immer haben die anderen mich nicht vergessen. Sie kennen mich und meinen Aufenthaltsort, sie stellen mir nach und haben versucht mich umzubringen. Ich gefährde alle, mit denen ich zusammen bin. Was soll ich tun? Was kann ich tun? Mein altes Schwert, die Klinge, die ich bereits bei der Belagerung Ars trug, hängt unbenutzt in meinen Gemächern, in ihrer abgetragenen Scheide. Ich bin nicht begierig, sie wieder zur Hand zu nehmen.

Und aus dem Bericht Elinors habe ich erfahren, daß sich Talena, meine frühere Gefährtin, in den nördlichen Wäldern aufhält. Ich habe auch erfahren, daß die Panthermädchen Vernas in Ar unauffällig befreit wurden und angeblich wieder in den Norden

geflohen sind. Das scheint mir die Handschrift Rasks aus Treve zu tragen, vielleicht hat aber auch Verna selbst damit zu tun, eine höchst ungewöhnliche Frau. Ich habe mit Telima darüber gesprochen. Manchmal begleitet sie mich zu dem großen Wehrturm, den wir einmal gemeinsam verteidigen mußten, und wir blicken über das Thassa und zu den Nördlichen Wäldern hinüber. Marlenus aus Ar bereitet eine Expedition in die Wälder vor, um Verna wieder zu fangen und sie für ihre Unverschämtheit zu strafen. Es ist ihm nicht unbekannt geblieben, daß sie in jenen Wäldern das Mädchen Talena, seine Tochter, gefangenhält. Wie es heißt, ist er beschämt, daß sie eine Sklavin geworden ist, und er will sie wohl befreien und in Ar in Isolation halten, um ihre Erniedrigung nicht öffentlich werden zu lassen. Wie könnte sie, die Tochter eines Ubars, den Kopf hoch tragen, wenn sie einmal den Kragen eines Kriegers aus Treve getragen hat!

»Suche nach ihr«, hat Telima mir geraten. »Vielleicht liebst du sie noch immer.«

»Ich liebe dich«, erwiderte ich.

»Finde sie. Bringe sie hierher als Sklavin und wähle zwischen uns. Wenn du willst, kämpfen wir im Sumpf mit dem Messer um dich.«

»Sie war einmal meine Gefährtin.«

»Die Gefährtschaft ist längst erloschen«, sagte Telima. »Es ist über ein Jahr vergangen, und du hast sie nicht erneuert.«

»Das ist wahr.« Nach den goreanischen Gesetzen muß eine Gefährtschaft jährlich neu besiegt werden.

»Und ihr beide«, fuhr Telima fort, »wart zwischendurch versklavt — und das löst eine Gefährtschaft ebenfalls auf.«

Ich sah sie ärgerlich an.

»Du hast das Delta des Vosk nicht vergessen?« fragte sie. Telima in ihrer Eifersucht war keine angenehme Gesellschafterin.

»Nein«, sagte ich, »ich habe nichts vergessen.« Ich würde das Delta des Vosk nie vergessen. Dort habe ich einmal meine Prinzipien aufgegeben, hatte einmal vor der Wahl gestanden und die unwürdige Sklaverei einem ehrenvollen Tod vorgezogen.

»Verzeih mir, mein Ubar«, sagte Telima.

Ich nickte und blickte nach Norden, wo die riesigen Wälder lagen. Es waren viele Jahre vergangen. Ich erinnerte mich an sie, an Talena. Sie war ein Traum meines Herzens gewesen, eine Erinnerung, das Ideal einer jugendlichen Liebe, nie vergessen, noch immer glühend, noch immer in meinen Gedanken. Ich erinnerte

mich an sie, wie ich sie zuletzt gesehen hatte, im Sumpfwald südlich von Ar, mit Nar der Spinne und im Ka-la-na-Hain, wo ich sie von Sklavenketten befreit hatte, nur um ihr die meinen anzulegen; und dann in der Karawane Mintars des Kaufmanns, und mit Kazrak, meinem Schwertbruder; und dann ihr Tanz in meinem Zelt; und ihre Gegenwart auf dem hohen Justizzylinder Ars, von der Aufspießung bedroht, ehe ich verwirrt in den Wäldern New Hampshires wieder erwacht war. Ich hatte sie nicht vergessen — das konnte ich nicht!

»Ich begleite dich«, sagte Telima. »Ich weiß, wie man Sklaven behandelt.«

»Wenn ich sie suche, dann allein.«

»Wie mein Ubar befiehlt«, sagte Telima und wandte sich zum Gehen. Ich blieb allein auf der Spitze des Wehrturms zurück.

Ich blickte über das Thassa und die Sümpfe. Thurnock erstieg die Treppe des Turms. Er hatte Bogen und Pfeile bei sich. »Die Dorna«, sagte er, »und die Tela und Venna sind bei Morgengrauen zur Inspektion bereit.«

»Ich bin einsam«, sagte ich zu ihm.

»Alle Männer sind von Zeit zu Zeit einsam. Außer wenn sie von der Liebe berührt werden, sind alle Männer einsam.«

Ich schaute über die Deltamauer, die meinen Besitz zum Sumpf hin sicherte. Ich sah das Mädchen Elinor, das auf der Mauerkrone spazierenging, wie so oft um diese Stunde. Sie starrte über das Ried und die schimmernden Wasserläufe. Sie ist eine schöne Frau.

»Es wird Zeit, daß sie in der Küche angekettet wird«, sagte Thurnock.

»Erst zur neunzehnten Stunde«, erwiderte ich.

»Möchte mein Kapitän einen Krug Paga mit mir trinken, ehe wir uns zurückziehen?«

»Vielleicht, Thurnock. Vielleicht.«

»Wir müssen früh aufstehen.«

Ich beobachtete Elinors einsame Gestalt.

»Am einsamsten«, sagte ich, »sind jene, die von der Liebe berührt und dann alleingelassen wurden.«

Der Tarnangriff kam völlig überraschend, obwohl ich seit Tagen darauf gewartet hatte. Aus der zerrissenen Wolkendecke ertönte plötzlich das Donnern von Tarnflügeln. Wie ein schwarzer Pfeil stieß das Tier herab. Sofort begann die Alarmglocke zu läuten. Rufe wurden laut.

Die Krallen des Tarns berührten die Deltamauer, und mit zuckenden Flügeln hockte das Tier dort, legte den Kopf zurück und schrie. Ich sah einen Moment lang den Helm des Kriegers und seine Hand, die sich nach unten streckte. Ich hörte das Mädchen aufschreien und sah sie zu dem Krieger laufen, dessen Hand sie ergriff.

»Nein!« sagte ich zu Thurnock, der seinen Bogen heben wollte. Er starnte mich verwirrt an.

»Nein!« sagte ich entschlossen.

Ich sah, wie sich die behelmte Gestalt im Sattel aufrichtete und mit herrischer Geste einen schweren Gegenstand auf den Mauergang warf. Ein Armbrustpfeil sirrte vom Hof aus durch die Nacht. Männer rannten durcheinander. Ich hörte lautes Gebrüll und Waffengeklirr. Der Pfeil hatte nicht getroffen. Der Tarn schrie erneut auf und erhob sich mit heftig schlagenden Flügeln in den dunklen, windigen Himmel, hielt auf die Monde Görs zu. Weitere Pfeile zischten hinter ihm durch die Luft.

»Ich hätte ihn töten können!« rief Thurnock vorwurfsvoll.

»Ein Angriff?« fragte jemand von unten.

»Nein!« rief ich hinab. »Zurück in die Betten!«

»Du hast das Mädchen verloren!« rief Thurnock. »Sie wurde dir geraubt!«

»Hol mir das Ding, das auf den Wehrgang geworfen wurde.«

Thurnock gehorchte. Es war eine schwere Lederbörse. Im Licht einer Fackel zählte ich den Inhalt. Es waren hundert Münzen aus reinem Gold. Jede trug das Zeichen der Stadt Treve.

»Thurnock«, sagte ich, »jetzt wollen wir unseren Krug Paga trinken und dann schlafen gehen. Wir müssen früh aufstehen, denn die drei Schiffe müssen inspiziert werden.«

»Ja, mein Kapitän«, sagte Thurnock mit blitzenden Augen. »Jawohl!«

Ende

In jahrelanger Arbeit hat der amerikanische College-Professor und Autor John Norman einen großen Fantasy-Zyklus geschaffen, der die Abenteuer des Erdenmenschen TARL CABOT auf dem phantastischen Planeten Gor – der Gegenerde – schildert.

Gor, die Zwillingswelt der Erde, umkreist die Sonne auf derselben Bahn, nur befindet sie sich stets auf der anderen Seite, verborgen hinter dem Tagesgestirn. Gor ist eine ungezähmte Welt, bewohnt von wilden Völkern und umkämpft von fremden Mächten.

Als die reiche, verwöhlte Elinor Brington eines Morgens in ihrem Luxusappartement erwacht, traut sie ihren Augen nicht, als sie an ihrem Oberschenkel ein merkwürdiges Brandzeichen bemerkt. Bald muß sie feststellen, daß seltsame, fremdartige Leute, die nicht von der Erde stammen können, ein regelrechtes Kesseltreiben auf sie veranstalten. Sie wird schließlich überwältigt und nach Gor, der Gegenerde, gebracht, einer wilden, unzivilisierten Welt, in der die Frauen rechtlos sind und wo allein das Recht des Stärkeren gilt.

ISBN 3-453-31043-8 DM +005.80

T 3-59-21

DM 5,80 – Best.-Nr. 06/3455

EIN HEYNE-BUCH